

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
GESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG



116. HEFT 1998

SELBSTVERLAG DES BODENSEEGESCHICHTSVEREINS, FRIEDRICHSHAFEN

SCHRIFTEN  
DES VEREINS FÜR  
KUNSTGESCHICHTE  
DES BODENSEES  
UND SEINER  
UMGEBUNG



Internationale Abkürzung: Schrr VG Bodensee  
ISSN 0342-2070

Gesamtherstellung: Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen  
Printed in Germany

## Inhaltsverzeichnis

Nachruf E. G. Rüschi (Ernst Ehrenzeller).....	V
Jahresbericht des Präsidenten für das Vereinsjahr 1996/97.....	VII
Bericht über die 110. Hauptversammlung in Tettngang.....	XII
Alois Niederstätter: Habsburg und die Eidgenossenschaft im Spätmittelalter. Zum Forschungsstand über eine »Erbfeindschaft« .....	1
Karl Heinz Burmeister: Graf Hugo VII. von Montfort-Feldkirch-Tosters (1300–1359). Raubritter und patriarchalischer Grundherr.....	23
Birgit Tuchen: Eine Baukostenrechnung aus dem Jahre 1606 für das »Bad hinter dem Kürchhove« in Überlingen.....	35
Franz-Josef Merk: David und Martin Weiß, die Meister des Weißenauer Chorgestühls von 1635.....	49
Harald Rainer Derschka: Die Lippertsreuter Chronik Johann Baptist Nesensohns für die Jahre 1800 bis 1806.....	65
Georg Wieland: Das Seeblatt in Friedrichshafen und seine Verleger-Redakteure Schabet, Zimmermann und Rösch 1844–1862.....	101
Hansmartin Schwarzmaier: Großherzog Friedrich I. am Bodensee. Eine Glück- wunsch-Adresse des Bodensee-Geschichtsvereins aus dem Jahr 1902.....	129
Wolfgang Weber: Deutschnationale Politik und Körperkultur am Bodensee. Das Bei- spiel Vorarlberg.....	137
Edwin Ernst Weber: Ein christlicher Demokrat in schwerer Zeit. Der badische Zen- trumspolitiker, Landtagsabgeordnete und Herdwanger Bürgermeister Otto Oster- wald (1887–1967).....	153
August Schläfli: Schwimmende Inseln.....	173
Herbert Löffler et al.: Unterwasserkamera und Side Scan-Sonar – neue Perspektiven in der Seenforschung.....	183
Buchbesprechungen.....	193

## Inhaltsverzeichnis

V	Konrad E. G. Kisch (Hans Ebermann)
VII	Einführung in die Festschriften für die 100. Jahre (1999)
XII	Bericht über die 100. Jahresschwerpunkte
1	Alte Meister: Hebung und die Festschriften in der Tradition Vom Festungsstand über eine Kutschschleife
23	Karl Zedler: Barocke Carl-Zedler-Von-Rheinland-Festschriften (1700-1799) Kaiserliche posthumöse Festschriften
55	Hans-Joachim Fiedler: Hebung und die Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
73	Konrad E. G. Kisch: David von Rhein: Die Festschriften der Rheinischen Festschriften
93	Karl Zedler: Barocke Carl-Zedler-Von-Rheinland-Festschriften (1700-1799) Kaiserliche posthumöse Festschriften
101	Georg Weidner: Das Zeitalter in Festschriften und ihre kulturelle Sicht: Zehn Jahre von 1804-1812
108	Hans-Joachim Fiedler: Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
117	Wolfgang Iwan: Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
127	Ulrich Fiedler: Die Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
155	Ulrich Fiedler: Die Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
173	Ulrich Fiedler: Die Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
193	Ulrich Fiedler: Die Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften
197	Ulrich Fiedler: Die Festschriften im 18. Jahrhundert Kaiserliche posthumöse Festschriften

Schriftleitung:  
DR. PETER EITEL, Ravensburg  
URSULA RECK, Friedrichshafen

*Für den Inhalt ihrer Beiträge  
sind die Verfasser verantwortlich*

**Ernst Gerhard Rüschi †**  
**10. Februar 1917–7. April 1997**



Im thurgauischen Horn, wo er nach dem Rücktritt von seinem letzten Pfarramt Wohnsitz genommen hatte, ist kurz nach seinem 80. Geburtstag Prof. Dr. theol. E. G. Rüschi gestorben. Seine wiederholte Mitarbeit an unseren »Schriften« rechtfertigt es, auch hier an das Lebenswerk dieser vielseitig begabten und unermüdlich tätigen Persönlichkeit zu erinnern. Dabei sei auf das berufliche Wirken als Gemeindepfarrer, Gymnasiallehrer, Schulleiter und Bibliothekar – verteilt auf die Kantone St. Gallen, Graubünden, Schaffhausen und Thurgau – freilich nur in Kürze hingewiesen, hat doch hier vorab das theologische und historische Schaffen im Vordergrund zu stehen.

Denn seine ungewöhnliche Energie und Arbeitskraft hatten es dem Verstorbenen erlaubt, trotz beruflicher Verpflichtungen auch nach Erlangung des Dokortitels (1952) wissenschaftlichen Interessen nachzugehen, zunächst an der Zürcher theologischen Fakultät, wo er sich 1954 habilitierte; 1970 wurde er zum Titularprofessor ernannt, setzte aber seine Vorlesungen

noch weitere sechs Jahre fort. An die Seite der theologischen Publikationen, namentlich in der Basler »Theologischen Zeitschrift« und in der Zürcher »Zwingliana«, trat dann immer deutlicher das historische Schaffen, das nicht nur der Geschichte von Kloster und Stadt St. Gallen galt, sondern wiederholt auch den Entwicklungen und Ereignissen diesseits und jenseits des Bodensees. So veröffentlichte E. G. Rüschi schon 1981 einen gründlichen Aufsatz über »St. Gallen am Reichstag zu Speyer 1529«. Die berühmte, dort zuhauenden des Kaisers aufgesetzte »Protestation« wurde von eidgenössischer Seite einzig durch den Vertreter der Stadt St. Gallen unterzeichnet. Ihm, dem Diplomaten und Hauptmann Christian Friedbolt, widmete der Verstorbene schon ein Jahr später eine einlässliche Biographie, veröffentlicht als Neujahrsblatt des st.gallischen Historischen Vereins.

Von den gehaltvollen Beiträgen zur Schriftenreihe unseres eigenen Vereins erwähnen wir gerne »St. Gallen und der Reichstag zu Augsburg 1530« (1983), ferner »Die türkische Bedrohung des Abendlandes zur Zeit Vadians im Spiegel der st.gallischen Quellen« (1992) und den wertvollen Forschungsbericht über die »Städtische Chronistik in St. Gallen in der Reformationszeit« (1994).

Diese Beispiele machen deutlich, wo E. G. Rüschi's Arbeit thematisch ihren Schwerpunkt hatte: in der stadt-st.gallischen Reformation, vorab in deren Prägung und Leitung durch »Vadianus«, den Stadtarzt und Bürgermeister Joachim von Watt. Darum sei von all dem, was unser Mitglied zur Fortsetzung der vom Vadian-Biographen Werner Näf begründeten »Vadian-Studien« beitrug, hier wenigstens seine fraglos bedeutendste Leistung hervorgehoben: die erstmalige Edition von Vadians kirchengeschichtlich wichtigster Schrift, betitelt »Vom Mönch- und Nonnenstand und seiner Reformation«.

Einleitung und Kommentare zu diesem anspruchsvollen und umfangreichen Vermächtnis des St. Galler Reformators lassen die Sachkenntnis des Herausgebers voll erkennen. Das theologische stets mit dem historischen Wissen verknüpfende Werk des Verstorbenen zeugt von einer umsichtigen, jahrzehntelangen Beschäftigung mit Vadian und seiner Gedankenwelt; diese reichte über einen bloss konventionellen Humanismus immer wieder zurück »ad fontes« seines evangelischen Glaubens. – Und mit gutem Recht hatte der Historische Verein des Kantons St. Gallen dem sachkundigen und geistvollen Vadian-Forscher E. G. Rüschi schon 1988 durch Verleihung der Ehrenmitgliedschaft für seine Anregungen und seine Publikationen aufrichtig danken dürfen.

ERNST EHRENZELLER

## Jahresbericht des Präsidenten für 1996/97

### *Vorstand und Präsident*

Im abgelaufenen Geschäftsjahr, welches am 16. September 1996 nach der gelungenen und gut besuchten Hauptversammlung in Langenargen begann, hielt der Vereinsvorstand vier halbtägige Sitzungen ab. Diese bestanden wie immer aus einem administrativen, einem kulturellen und einem geselligen Teil.

Die erste Sitzung, organisiert von Vorstandsmitglied Wolfgang Scheffknecht, fand am 27. November 1996 im vorarlbergischen Lustenau statt. Anschliessend besuchten die Vorstandsmitglieder auch das Stickereimuseum Lustenau, in dem man einen guten Einblick in die Geschichte der Stickerei allgemein, in Vorarlberg und besonders in Lustenau erhielt. Die ausgestellten Maschinen dokumentierten den Wandel im Stickereigewerbe, die Exponate aus der Produktion bezeugten die beeindruckende Kunstfertigkeit der Stickerinnen und Sticker sowie den hohen Qualitätsstandard der Lustenauer Stickerei. Die kompetenten Ausführungen von Direktor Hämmerle führten uns durch die Stickereigeschichte hin zu einer abschliessenden Diskussion der heutigen wirtschaftlichen Problematik im Rahmen der sog. Globalisierung, der damit verbundenen Verlagerung von Produktionsstandorten »näher an den Markt«, sprich in sog. Billiglohnländer. Episoden aus der Stickereigeschichte und amüsante zeitgenössische Erfahrungen etwa aus dem Handel mit dem Ölland Nigeria zeigten auf, mit welchen originellen Handelsideen und Tricks die Lustenauer Stickereiprodukte an Mann und Frau (in Afrika) gebracht wurden, bzw. deren Bezahlung auf die österreichischen Stickereikonten erfolgte. Möglicherweise hat der reiche Lustenauer Erfahrungsschatz aus der langen Schmuggel-Tradition über den Rhein nützliche Hilfestellung und Tips gegeben. Im Gasthaus Krönele wurden die Vorstandsmitglieder anschliessend vom Lustenauer Bürgermeister Hans-Dieter Grabher begrüsst und zu einem Aperitiv eingeladen.

Zur zweiten Sitzung lud August Schläfli am 5. März 1997 nach Frauenfeld ein. Dem geschäftlichen Teil folgte eine Besichtigung des neu eröffneten Naturmuseums des Kantons Thurgau. Das Museum befindet sich im sogenannten Luzernerhaus, das nach dem Stadtbrand 1771 neu errichtet worden war und als Unterkunft der Luzerner-Tagsatzungsdelegation gedient hat. Die Führung durch das Haus übernahm der Konservator in eigener Person. Thematische Schwerpunkte sind Geologie, Fossilien, der Teich als Ökosystem, der Wald als Lebensgemeinschaft und die Pflanzenwelt des Thurgaus. Einen weiteren Schwerpunkt des Museums bietet die Tierwelt der Region Thurgau: Stammbäume, Wirbellose, Fische, Amphibien, Reptilien, Säugetiere, ausgestorbene Tiere und Vögel in ihren Lebensräumen. Der zweite Teil der Führung durch das Luzernerhaus zeigte die schöne Sammlung der archäologischen Abteilung. Der Archäologe A. Hasenfratz erläuterte die archäologische Situation im Kanton und die Entstehung der neuen archäologischen Museumsabteilung. Die Führung ergab aufschlussreiche Einblicke in die ur- und frühgeschichtliche Situation im Gebiet des heutigen Kantons Thurgau.

Anschliessend an die Führungen gab es bei einem Aperitiv im Museum Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen und individueller Information. Den Abschluss machte ein gemein-

sames Abendessen der verbleibenden Vorstandsmitglieder. Das Abendessen fand in der Museumswirtschaft »Zum Goldenen Becher« statt – ein sinnvoller Name, beherbergt das Museum doch als Prunkstück einen berühmten goldenen Becher. Dieser zeigt, dass die Menschen der Frühgeschichte über ganz ausserordentliche Kunstfertigkeiten verfügten und ausserdem – so kann man mit gutem Recht (auch) interpretieren – schon damals die Geselligkeit pflegten und einem guten Trank nicht abgeneigt waren.

Die dritte Sitzung am 25. Juni 1997 fand auf Einladung unseres langjährigen Vorstandsmitglieds Guntram Brummer im historischen Rathaus in Überlingen statt. Mit Interesse wurden das neue Domizil der Leopold-Sophien-Bibliothek im Steinhaus besichtigt und mit grösstem Vergnügen die kulinarische Gastfreundschaft im Hotel »Seegarten« genossen. Über den historischen Ratssaal hat Guntram Brummer einen informativen Faltprospekt herausgegeben.

Die vierte und letzte Vorstandssitzung schliesslich fand nach dem Empfang durch Bürgermeister Harald Meichle und vorgängig der Hauptversammlung am 20. September 1997 hier in Tettngang im Hotel Rad statt.

An allen Sitzungen wurden Fragen des Vereinslebens (Statuten, Vereinsschriften, Finanzen, Aufnahme neuer Mitglieder) behandelt und vor allem die zahlreichen Aktivitäten vorbereitet. Darüber hinaus vertraten der Präsident und weitere Vorstandsmitglieder den Bodensee-Geschichtsverein bei verschiedenen Anlässen.

Die gesamte Korrespondenz inklusive aller Rundschreiben an die Mitglieder wurde vom Präsidenten in Zusammenarbeit mit den drei Geschäftsstellen abgewickelt. Die meisten Geschäfte konnten – vielleicht zum Leidwesen des Vereinsarchivars – mündlich erledigt werden. Allen Helfern, dieses Jahr sei stellvertretend Herr Günter Rau (Bodenseebibliographie) namentlich erwähnt, gebührt ein herzlicher Dank. Die Vorbereitungen der heutigen Versammlung lag in den Händen von Frau Dr. Barth und Herrn Jochen Elbs (Stadtarchiv Tettngang). Ihnen sei für die Organisation dieser Veranstaltung herzlich gedankt.

### *Mitglieder*

Die Mitgliederzahl wurde durch zahlreiche Neueintritte auf über 1300 erhöht. Ich bitte Sie, Ihre Bekannten auf unseren Verein aufmerksam zu machen und darauf hinzuweisen, dass der Bodensee-Geschichtsverein viel zu bieten hat: die Jahreshefte, die Bodenseebibliographie und die Veranstaltungen sowie die Pflege der Freundschaft und des kollegialen Gedankenaustausches rund um den Bodensee. Bitte werben Sie unter Ihren Freunden und Bekannten für unseren Verein und damit für unsere Kulturlandschaft Bodensee!

Durch Tod verloren wir: Josef Rothmund, Friedrichshafen  
 Walter Bruppacher, Kreuzlingen  
 Rudolf Faller, Friedrichshafen  
 Gert Hensch, Friedrichshafen  
 Dieter Kanzler, Dettingen  
 Kuster, Rheineck  
 Dr. Bernhard Otto Müller, Konstanz  
 Emile Neujean, Simmerath/Rheinland

### *Informationstagungen und Exkursion*

Informationstagungen und Exkursionen fanden 1996/97 folgende statt: Auf den 10. Oktober 1996 hatte Ursula Reck nach Friedrichshafen eingeladen. Über die Tagung berichtete die Schwäbische Zeitung vom 16. Oktober: »Die Eröffnung des Zeppelin-Museums gab Anlass,

den Geschichtsfreunden das neue Museum in zum Teil exzellenten Gruppenführungen vorzustellen. Der Vorbereitung und Einstimmung dienten zwei Vorträge, die vormittags im Colsman-Saal des Graf Zeppelin-Hauses gehalten wurden.

Der Leiter der Kunstabteilung des Museums, Dr. Dirk Blübaum, gab eine Einführung in die Museumskonzeption, die bekanntlich auf eine Verbindung von Technik und Kunst gegründet ist. Bewusst seien, so der Referent, »intellektuelle Stolpersteine« aufgestellt worden, zum Beispiel durch das Nebeneinander der Gerippefragmente von Luftschiffen und modernen Skulpturen. Es zeigte sich hier, dass auch ästhetische Qualitäten zu den Aspekten musealisierter Technik gehören. Und wenn inmitten spätmittelalterlicher Gemälde provokativ die »Vanitas« von Otto Dix stehe, dann solle diese Konfrontation der Überprüfung von »Schubladen« dienen angesichts der Tatsache, dass hier durch mittelalterliche Lasurtechnik ein modernes Lebensgefühl zum Ausdruck gebracht werde.

Im zweiten Vortrag ging Stadtarchivar Dr. Wieland auf die Entwicklung von Hafen und Hafenterrain ein. In übersichtlicher Darstellung zeichnete er die Phasen dieser Entwicklung nach. Da gab es zunächst die Landstellen am »Grädthaus« (westlich der heutigen Sparkasse) und in Hofen, also beim Schloss, später noch eine »Sommerstäde« östlich der Stadt. Nachdem Buchhorn in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts Umschlagplatz für bayerisches Salz gewesen war, wurde es seit dem Anschluss an Württemberg von Stuttgart aus handels- und verkehrspolitisch stark gefördert. Durch die Bodensee-Schiffahrt (seit 1824) und den Eisenbahnverkehr (seit 1847, Trajekt nach Romanshorn seit 1869) erfuhren Hafen und Hafenterrain eine lebhaftere Entwicklung, bei der auch fünf Speditionsfirmen und der später an die Löwentaler Strasse verlegte Güterbahnhof eine wesentliche Rolle spielten. Nach 1930 wurde die neue Altstadtausfahrt, die »Millionenschlucht«, nötig, und 1933 konnte der im Bauhausstil gehaltene Hafenterrain eingeweiht werden. Seine Erwerbung durch die Stadt Friedrichshafen im November 1988 stellte dann die Weichen für die Errichtung des Zeppelin-Museums.«

Die naturkundliche Exkursion vom 31. Mai 1997 führte uns ins Thurgauer Seebachtal (Nussbaumer Seenplatte). Bei idealen Wetterbedingungen nahmen über 80 Personen an der Exkursion teil. Besonders erfreulich war, dass auch zahlreiche junge Leute dabei waren. Die Teilnehmer wurden vom Konservator des thurgauischen Naturmuseums, Dr. August Schläfli, der den Anlass organisierte, über die Geschichte der glazial geprägten Seenlandschaft, über Verlandungsvorgänge, Torfnutzung und -sackung, Melioration mit Seeabsenkung 1943 sowie über aktuelle Naturschutzprobleme orientiert. Floristische und launistische Hinweise während der gesamthaft etwa 3stündigen Wanderung ergänzten das naturkundliche Gesamtbild. Dr. Albin Hasenfratz von der thurgauischen Kantonsarchäologie berichtete über die Grabungen am Nussbaumer See und schilderte anschaulich das Leben der Menschen in der Jungsteinzeit und in der Bronzezeit.

Frau Dr. Margrit Früh, Konservatorin des Historischen Museums, sprach über die »Kartäuser von Ittingen und die Seen« und mit Verwunderung vernahm man, dass schon im Mittelalter Verschmutzungsprobleme im See (zum Beispiel durch Hanfrosen) entstanden. Interessant ist auch der Güterplan des Ittinger Prokurators, Pater Josephus Wech, der die Seen im 18. Jahrhundert sehr genau kartierte.

Alexander Gabriel konnte mit seinem Beitrag von erhöhter Warte aus und mit schönem Blick auf die drei Restseen die aktuellen Bemühungen um eine Renaturierung der Seenlandschaft durch die »Stiftung Seebachtal« nahebringen.

Schmackhaft und von allen Teilnehmern hoch geschätzt war das gemütliche Mittagessen mit jeder Menge Schinken im Brotteig im Restaurant Hirschen in Buch! Kein Teilnehmer liess sich im malerischen Ort die Sebastianskapelle mit den Fresken aus dem 13. Jahrhundert entgehen.

Die Wanderung zur Kartause Ittingen führte noch einmal an eiszeitlichen Zeugen (Findlingen, Toteismulden, postglazialen Rutschschuppen) vorbei. Der unerwartete Anblick der Kartause von der Höhe des Ittingerwaldes aus wird wohl kaum so schnell wieder vergessen, und die gemütliche Runde in der Gartenwirtschaft hat auch gefallen.

Etliche Teilnehmer besuchten mit Frau Früh noch das Ittinger Museum und über ein Dutzend Unentwegte liessen sich am Abend in Frauenfeld noch ins »Naturmuseum des Kantons Thurgau« und in die Museumswirtschaft »Zum Goldenen Becher« locken.

Fazit: ein gelungener Anlass mit guten Referenten und wissbegierigen Teilnehmern.

Eine weitere Informationstagung fand am 14. Juni in Trogen AR statt. Anlass dazu war die Trennung des Landes Appenzell vor 400 Jahren in die beiden heutigen Halbkantone Appenzell Ausserrhoden und Appenzell Innerrhoden. Eine Tagung unter der Leitung von Vorstandsmitglied Dr. Stefan Sonderegger in der Kantonschule Trogen ging der Frage nach, wie es zur Trennung kam. Professor Dr. Peter Blickle von der Universität Bern führte ins Thema ein. Beat Immenhauser und Barbara Studer stellten ihre Ergebnisse aus einem von Peter Blickle zum Thema Landteilung durchgeführten Seminar vor. Neu ist die Erkenntnis, daß neben religiösen auch finanzielle Aspekte im Zusammenhang mit den fremden Diensten der Appenzeller eine Rolle spielten. Michael Kunz referierte unter dem Titel *Zugang zu den Ämtern? Eine Frage der Verwandtschaft!* über Appenzeller Politik und ihr Umfeld am Übergang zur Neuzeit. Nach dem gemeinsamen Mittagessen erläuterte der Ausserrhoder Denkmalpfleger Georg Frey den Dorfplatz Trogen, der an eine italienische Piazza nördlich der Alpen erinnert. Danach führte der Kantonsbibliothekar Johannes Schläpfer durch die prächtigen, mit Stukkaturen reich geschmückten Räume der Kantonsbibliothek, wie fast alle Häuser am Dorfplatz ein Bau der Zellweger Handelsherren-Dynastie.

### *Vereinsschriften*

Pünktlich zur Hauptversammlung lagen das Jahreshft und die Bibliographie zum Versand bereit. Der 115. Band wurde wiederum bei Thorbecke in Sigmaringen hergestellt und umfasst 229 Seiten. Der Inhalt ist breit gestreut und wird sicher auf grosses Interesse stossen. Für die sorgfältige und mühevollen Arbeit sei den Schriftleitern Ursula Reck und Dr. Peter Eitel herzlich gedankt. Zugleich mit dem Jahreshft erhalten die Mitglieder die vom Verein in Zusammenarbeit mit der Universität Konstanz herausgegebene Bodenseebibliographie, dieses Jahr ebenfalls 229 Seiten stark. Die Bearbeitung oblag wiederum Herrn Günther Rau. Auch ihm gebührt an dieser Stelle ein herzliches Dankeschön. Das Schriftenlager des Vereins in Friedrichshafen, wo ältere Hefte gekauft werden können und gerne auch zurückgenommen werden, betreut seit vielen Jahren Frau Ursula Reck.

### *Bodenseebibliothek*

Über die Tätigkeit der Bodenseebibliothek erläuterte Georg Wieland dem Betreuungsausschuss am 2. September 1997 den neun Seiten umfassenden Jahresbericht (Juli 1996 bis Juni 1997). Wir legen Ihnen hier eine gekürzte Fassung vor:

Die Bibliotheksarbeit wird, wie bisher, von Frau Bibliothekarin Andrea Bach mit Unterstützung von Frau Ahlfänger bewältigt. Leider sind die nötigen Umbauvorhaben in Stadtarchiv und Bodenseebibliothek nicht erfolgt. Die Regalkapazitäten sind mittlerweile erschöpft, so daß die Neuzugänge gestapelt oder auf beweglichen Rollwagen gelagert werden müssen. Auf eine Änderung der Situation besteht im Augenblick keine Aussicht.

Im Haushaltsjahr 1996 wurden für Neuerwerbungen (Monographien und Periodica) DM 47 137,54, für Restaurierungen DM 12.563,75, für Buchpflege DM 6 819,67 ausgegeben.

Für das kommende Jahr wurden allerdings von der Sparkommission etwa 10% der Mittel gestrichen.

Im Jahr 1996 sind insgesamt 1 429 Monographien und Zeitschriftenbände erworben worden. Die Zahl der laufend gehaltenen Zeitschriftentitel ist im Jahre 1996 durch 13 Neuzugänge auf 322 angewachsen.

Die Katalogisierungsarbeiten erfolgen weiterhin online über den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund (SWB) in Konstanz. Die Bodenseebibliothek liefert dem Südwestverbund Jahr für Jahr eine beachtliche Zahl an Eigenkatalogisierungen und Erstmeldungen regionaler Literatur und trägt damit nicht unwesentlich zur Verbesserung der Literaturnachweise für die Bodenseeregion bei.

Bis 1994 wurden die Neuerwerbungslisten regelmäßig der Redaktion der Bodenseebibliographie, die unsere Mitglieder neben dem Jahresheft erhalten, zugesandt. Diese Dienstleistung erübrigt sich seither durch die online-Meldungen an den Südwestverbund, bei dem die neuen Titel abgerufen werden können.

Im Kalenderjahr 1996 sind 163 Bände (vorwiegend Zeitschriften) mit einem Kostenaufwand von DM 6 819,67 gebunden worden. Leider wurden die Buchpflegemittel für 1997 gekürzt. Es ist zu hoffen, daß sich kein allzu großer Nachholbedarf aufstaut.

Für die Restaurierung wertvoller Werke sind 1996 DM 12 563,75 ausgegeben worden. Der Verein hat für die Restaurierungsmaßnahmen wie in den vergangenen Jahren einen Zuschuß von DM 3 000,00 gewährt, der die Mittelkürzungen durch die öffentliche Hand etwas lindert.

Die seit 1991 ansteigende Tendenz in der Buchausleihe hält weiter an. Die Fernleihbestellungen haben sich ebenfalls erhöht. Mittlerweile gehören auch die Universitäts- und Landesbibliotheken zu den Nutzern der Bodenseebibliothek.

Am Samstag, dem 14. September 1996 haben die drei Nutzer des Max-Grünbeck-Hauses (Stadtbücherei, Volkshochschule und Stadtarchiv/Bodenseebibliothek) zum 10jährigen Bestehen dieses »kleinen Kulturzentrums« einen »Tag der offenen Tür« veranstaltet und dazu zwei kleinere Ausstellungen: »Aus den Schätzen des Stadtarchivs und der Bodenseebibliothek« und »Restaurierungsarbeiten« vorbereitet, die das Interesse vieler Besucher fanden.

Namens des Vereins möchte ich Herrn Wieland und Frau Bach für ihre sorgfältige Arbeit herzlich danken.

### *Finanzielles*

Die Zuschüsse, die wir von Regierungen, Kultusministerien, Landkreisen, Kantonen, Gemeinden, Städten usw. rund um den Bodensee immer empfangen durften und dürfen, werden für den Druck unserer Vereinsschriften verwendet. Für Beiträge und finanzielle Zuwendungen danken wir aber vor allem auch unseren Förderern, Gönnern und Mitgliedern. Für die finanziellen Belange des Vereins ist Schatzmeister Eduard Hindelang verantwortlich; ihm zur Seite stehen die Revisoren Alfons Brenner und Hubertus Bürgl. Die Geschäftsstellen des Vereins wurden im Geschäftsjahr 1996/97 geführt von Herrn Dr. Georg Wieland (Friedrichshafen) für Deutschland, von Dr. Hansueli Wepfer (Kreuzlingen) für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein und von Dr. Alois Niederstätter (Bregenz) für Österreich. Ihnen und ihren Mitarbeitern möchte ich für ihre Arbeit herzlich danken.

MARKUS HUBER  
Präsident

## **Bericht über die 110. Hauptversammlung am 20. und 21. September 1997 in Tett nang**

Über das Wochenende vom 20. und 21. September 1997 versammelten sich die Mitglieder des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung in Tett nang zur ihrer 110. Hauptversammlung. Ein sonniges, von einem kühlen Wind aufgefrishtes Wochenende hatte begonnen, das den Mitgliedern des Vereins Geselligkeit, interessante Vorträge und anschauliche Führungen durch die Geschichte der Stadt und ihrer Umgebung brachte. Tett nang vermag geschichtlich und kulturell überaus viel zu bieten, in erster Linie aufgrund der historischen Verflochtenheit mit der Geschichte des gräflichen Hauses Montfort. Zum angenehmen Aufenthalt trugen die freundliche Aufnahme in der Stadt und die umsichtige Vorbereitung und Durchführung der Versammlung bei.

Die Auswahl des Tagungsortes hatte sich aus verschiedenen Gründen aufgedrängt. Tett nang feierte 1997 unter dem Motto »Eine lebendige Stadt im Spiegel der Zeit« das Jubiläum der Verleihung des Stadtrechtes durch König Adolf von Nassau am 1. Dezember 1297. Im Rahmen der Festveranstaltungen hatte die Stadt den Verein für Geschichte des Bodensees eingeladen, seine Hauptversammlung in ihren Mauern abzuhalten, eine Einladung, die mit Freude angenommen wurde. Dazu kam, dass aus Tett nang, besser gesagt: vom Tett nanger Oberamtsarzt Albert Moll am Pfingstmontag 1868 die Anregung gekommen war, zur Aufarbeitung der Geschichte des Bodenseeraumes und zur Sicherung der geschichtlichen Quellen und Denkmäler einen internationalen Verein zu gründen, dessen Gründungsversammlung am 19. Oktober 1868 abgehalten wurde. Damit war der Bodenseegeschichtsverein entstanden. Zum Anlass des Stadtjubiläums schliesslich erschien eine umfangreiche »Geschichte der Stadt Tett nang« aus der Feder des Vereins- und langjährigen Vorstandsmitglieds Karl Heinz Burmeister.

### **Samstag, 20. September 1997**

Nach einer vom Präsidenten Dipl. nat. Markus Huber speditiv durchgeführten Vorstandssitzung im Hotel »Rad«, wo der Vorstand zuvor auf Einladung der Stadt zusammen mit Bürgermeister Harald Meichle gespeist hatte, versammelten sich die etwa 170 Teilnehmerinnen und Teilnehmer am frühen Samstagnachmittag vor dem Neuen Schloss Tett nang, wo sie vom Präsidenten begrüsst wurden.

#### *Führungen in Tett nang*

In verschiedenen Gruppen wurden die Besucherinnen und Besucher durch das Neue Schloss der Grafen von Montfort geführt, einen prächtigen barocken Bau mit Rokokoausstattung. An diesem Platz hatte sich zuvor eine mittelalterliche Burg befunden, welche von den Schweden 1633 während des Dreissigjährigen Krieges eingeäschert wurde. Der Bau des Neuen Schlosse – einer dreigeschossigen Vierflügelanlage auf rechteckigem Grundriss mit vier Treppenhäusern an den Ecken – wurde im Jahr 1712 begonnen und 1731 mit der Voll-

endung der Hofkapelle abgeschlossen. Zwei Jahrzehnte später (1753) vernichtete ein verheerender Brand das mit Fresken von J. M. Rottmayr und J. R. Byss sowie mit Stukkaturen von D. Zimmermann ausgestaltete Neue Schloss bis auf die Grundmauern. Nur wenige Reste der Innendekoration, die Fassaden und die Ecktürme blieben erhalten. Mit finanzieller Hilfe Österreichs wurde umgehend der Wiederaufbau begonnen und im Inneren durch die besten Dekorationskünstler des Bodenseeraumes (etwa J. A. Feuchtmayer, J. G. Dirr, A. Moosbrugger, J. C. Gigl, F. M. Kuen, A. Brugger, J. J. Kaufmann und seine Tochter Angelika Kaufmann) in hohem künstlerischem Rang ausgestattet. Seit 1954 wurden umfangreiche Restaurierungen durchgeführt und ein Schlossmuseum eingerichtet.

Eine zweite Führung galt dem historisch interessanten Kern des Städtchens Tettngang, das insgesamt drei montfortische Schlösser und im alten Zentrum zwei malerische Strassenzüge umfasst. Besonderes Interesse galt dem Rathaus, dann dem ehemaligen »Löwen«, der im Zusammenhang mit den revolutionären Ereignissen 1848 eine gewisse Bedeutung erlangte, der Kirche, der »gemeinen Metzg«, dem Montfort-Museum und schliesslich den Stadttoren.

Nach den Führungen hatten die Vereinsmitglieder Gelegenheit, Tettngang auf eigene Faust zu erkunden und anschliessend im »Bären« gemeinsam das Abendessen einzunehmen.

### *Abendveranstaltung*

Um 19.00 Uhr trafen sich die Vereinsmitglieder im Rittersaal des Neuen Schlosses. Der Vereinspräsident Markus Huber begrüßte die anwesenden Vereinsmitglieder und die weiteren Zuhörer und Zuhörerinnen, dankte für die interessanten Führungen und für die gastliche Aufnahme.

Der Hausherr, Herr Baudirektor Dipl. Ing. Schmiedl von der staatlichen Vermögens- und Bauverwaltung (Ravensburg) liess es sich nicht nehmen, die Anwesenden mit herzlichen Grussworten zu empfangen. Er berichtete von den laufenden Plänen in bezug auf das Neue Schloss Tettngang, insbesondere auf eine Erweiterung des Museums. Er unterstrich die Bedeutung des Fremdenverkehrs für Tettngang und das Neue Schloss. Nachdem er dem Vorstand und den Vereinsmitgliedern für das Interesse und den Besuch gedankt und der Hauptversammlung viel Erfolg gewünscht hatte, stellte er den Referenten Dr. Klaus Merten von der staatlichen Schlösser- und Güterverwaltung in Stuttgart vor.

Klaus Mertens kunsthistorischer Vortrag galt dem Thema: »Das Neue Schloss Tettngang und seine Stellung innerhalb der süddeutschen Barockarchitektur«. Die kenntnisreichen Ausführungen zeigten die künstlerischen und architektonischen Einflüsse beim Bau des Neuen Schlosses auf und erklärten die Gesamtkonzeption anhand aufschlussreicher Folien und Pläne. Das Barockschloss sei, wie Merten ausführte, aufgrund der miserablen finanziellen Lage der Montforter Grafen nur als »schlichter Bau für die allergeringsten Wohnbedürfnisse« der Grafen aufgeführt worden, die im Vergleich zu anderen Adelshäusern damals »sehr bescheiden« gelebt hätten. Mittels Dias stellte er einzelne Personen des gräflichen Hauses vor. Ausführlich behandelte der Referent die Planungen und Arbeiten am 1712 in Auftrag gegebenen Neuen Schlosse. Architektonische und baugeschichtliche Vergleiche legten hochinteressante Bezüge und Einflüsse offen, darunter solche aus Bayern, Schleissheim, Prag und Böhmen. Der Referent zeigte anhand verschiedener Bilder Beispiele aus den Arbeiten der an der Ausstattung des Neuen Schlosses beteiligten Künstler.

Die aufschlussreichen und leicht fasslich illustrierten Ausführungen des Referenten wurden mit grossem Applaus verdankt. Der Präsident dankte dem Referenten für die gebotene »sehr kompetente Darstellung«. Nach der Beantwortung von Fragen aus dem Publikum forderte der Präsident dazu auf, die Zeit zu nutzen, um innerhalb des Vereins Freundschaften zu pflegen oder neue zu schliessen oder auch einfach in einem der schönen Gasthäuser ei-

nen geselligen Abend zu verbringen. Mit einem Ausblick auf den Sonntag schloss er die samstägliche Abendveranstaltung.

### Sonntag, 21. September 1997

Der Sonntag umfasste am Vormittag den geschäftlichen Teil der Hauptversammlung und zwei historische Vorträge sowie am Nachmittag ein Ausflugsprogramm.

#### *Mitgliederversammlung*

Die Mitglieder des Vereins für Geschichte des Bodensees trafen sich um neun Uhr morgens im Rittersaal des Neuen Schlosses Tettngang zur 110. Hauptversammlung. Präsident Markus Huber hiess die anwesenden Mitglieder mit herzlichen Worten willkommen. In einer informativen Tour d'horizon orientierte er über die wichtigsten Geschäfte im abgelaufenen Vereinsjahr. Schwerpunktmässig betrafen seine Ausführungen das Jahreshaft, die Bodensee-Bibliographie, die Bodenseebibliothek, die Zuschüsse seitens der Städte, Gemeinden und Länder sowie die geplanten Vorhaben zu den einzelnen Veranstaltungen im Jahr 1998, zu denen spezielle Einladungen erfolgen würden. Er dankte den in diese Arbeiten involvierten Personen, den Rechnungsprüfern Alfons Brenner und Hubertus Bürgl, den Leitern der Geschäftsstellen, der Schriftleitung und insbesondere auch Günther Rau, der die Bodenseebibliographie sorgfältig und kompetent betreut. Der Bericht des Präsidenten wurde von der Mitgliederversammlung einstimmig genehmigt und mit einem starken Applaus verdankt.

Schatzmeister Eduard Hindelang unterstrich in seinen kurzen Ausführungen, dass auch der Verein bzw. seine Kasse von »den Problemen der Gegenwart« geprägt sei. Noch gehe es so gut, dass es »weiter gehe«! Die Finanzen seien, so schloss er, zwar »angespannt, aber wir sind noch einmal davongekommen«! Es war ihm ein Anliegen, sich bei den Vereinsmitgliedern für ihre finanziellen Beiträge zu bedanken. Sein Dank galt insbesondere auch Herrn Jürgen Habisch für die Arbeiten am Rechnungsabschluss. Der zehnsseitige Rechnungsbericht zeigt, wie sorgfältig und transparent in diesem Bereich gearbeitet wird. Nach Bekanntgabe einiger Eckdaten dankte der Schatzmeister den beteiligten Personen, ebenso auch den öffentlichen Stellen, welche den Verein unterstützen, damit dieser seine Zielsetzungen erreichen kann. Die Rechnungsprüfer gaben ihren Bericht bekannt und teilten mit, dass der Abschluss für das Vereinsjahr 1995/1996 ordnungsgemäss sei. Nachdem keine weiteren Fragen zur Finanzgebarung des Vereins gestellt wurden, erteilten die Mitglieder einstimmig Entlastung für das Rechnungsjahr 1996/1997.

Die von Ernst Ziegler betreute neue Satzung wurden einstimmig verabschiedet.

Es wurde kein Antrag auf Erhöhung des Mitgliederbeitrages gestellt. Dieser bleibt auf dem bisherigen Stand, zumal die finanzielle Lage für alle schwieriger geworden ist. Spenden seitens der Vereinsmitglieder sind natürlich immer willkommen.

Auf entsprechende Einladung des Dornbirner Bürgermeisters hin beschlossen die Mitglieder, die nächste Hauptversammlung im September 1998 erstmals in Dornbirn/Vorarlberg abzuhalten. Die Einladung wurde mit Freude und Dank zur Kenntnis genommen.

Für die Hauptversammlung wurden keine besonderen Anträge eingereicht. Zwei Wortmeldungen galten der Verbesserung der Information über die Bodenseebibliothek bzw. dem Vorschlag, die Hauptversammlung terminlich nicht auf das Schulferienende (Wochenende) zu legen.

Abschliessend konnte der Präsident das 115. Jahreshaft des Vereins und die neueste Ausgabe der Bodenseebibliographie vorstellen. Die Bodenseebibliographie ist ein bewährtes,

vielbenutztes und umfassendes Kompendium zur Geschichte des weiteren Bodenseeraumes. Das Jahresheft umfasst neben den Vereinsnachrichten und einem umfangreichen Rezensionsteil vier gewichtige Studien zu verschiedenen Themen. Beide Schriften sind für jede Person, die sich in einem breiten thematischen Spektrum für Geschichte und Gegenwart des Bodenseeraum interessieren, unerlässliche Informationsmittel und Fundgruben.

Nachdem keine weiteren Geschäfte anstanden, dankte Vereinspräsident Markus Huber den versammelten Mitgliedern für die Teilnahme an der Hauptversammlung und ihr Engagement für den Verein. Er schloss die zügig durchgeführte Versammlung pünktlich um zehn Uhr. Er begrüßte insbesondere noch den soeben eingetroffenen Bürgermeister von Tettngang, Harald Meichle.

### *Öffentliche Versammlung der Mitglieder und Gäste*

Die an die Hauptversammlung anschliessende öffentliche Versammlung war mit etwa 200 Personen sehr gut besucht. Präsident Markus Huber begrüßte die Referenten Karl Heinz Burmeister und Josef Merkt. Der Präsident eröffnete die öffentliche Versammlung mit den Worten:

*Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
liebe Bodensee-Geschichtsvereins-Gemeinschaft*

*Tettngang und Schaffhausen? Die gegenseitigen Beziehungen der beiden Städte sollten den passenden Aufhänger für meine Grussworte bilden. Hugo VI. weilte 1285–88, wenige Jahre vor der Stadtgründung und auch der Gründung der schweizerischen Eidgenossenschaft mit seinem Erzieher, einem Magister Wilhelm von Schaffhausen in Bologna. Leider aber habe ich über diesen Wilhelm von Schaffhausen in den Akten meiner Stadt auf die Kürze nichts finden können. Also:*

*Tettngang und die Schweiz? Beziehungen zwischen einer Stadt und einem Staat? Tatsächlich – das schweizerische Konsulat in Stuttgart wurde 1943 nach Markgröningen evakuiert, 1945 nach Tettngang und Ravensburg. Aus dem Protokoll der Sitzung des schweizerischen Bundesrates vom 1. Februar 1946 geht hervor, dass sich zum damaligen Zeitpunkt in Freiburg i. Br. eine schweizerische Konsularagentur unter Leitung eines Berufsbeamten, in Konstanz eine Konsularstelle und in Tettngang gar der Hauptsitz des Konsulates Stuttgart befanden.*

*Die Aktenlage scheint überaus kompliziert zu sein. Auch konnte bis August 1946 keine Vertretung den Namen »Konsulat« bzw. »konsularisch« gebrauchen, sondern musste sich »Amt für schweizerische Interessen« nolens volens nennen.*

*Um einigermaßen vollständig in dieser Frage zu recherchieren, müssten nicht nur die schweizerischen Akten (inklusive derjenigen der an Deutschland grenzenden Kantone), sondern vor allem auch diejenigen der schweizerischen Vertretungen in Washington, Paris und London sowie in Deutschland beim Auswärtigen Amt und den Archiven der Bundesländer Baden-Württemberg und Bayern und der Stadtarchive Baden-Baden, Freiburg i. Br., Konstanz, Ravensburg, Stuttgart, Tettngang usw. sowie einige Personaldossiers eingesehen werden. Darauf habe ich verzichten müssen (und wollen). Also:*

*Schaffhausen hilft Tettngang! Offizielle Beziehungen zwischen Tettngang und dem Hause Montfort und Schaffhausen scheint es in der Tat nicht sehr viele gegeben zu haben. Dies zumindest legt ein Blick in die staatliche Korrespondenz nahe, die nur wenige einzelne Stücke aufführt. Von denen erwähne ich nur eines:*

*Graf Ernst von Montfort berichtet am 11. November 1753 dem Rat von Schaffhausen über den Brand des Schlosses in Tettngang und bittet um eine finanzielle Unterstützung für den Wiederaufbau. Dieser Brief erscheint nur im Briefregister, das Stück selber scheint nach einer er-*

sten Umschau verloren zu sein. Der Rat von Schaffhausen nimmt von diesem Ansuchen am 13. Februar 1754 Kenntnis, beschliesst aber lediglich, das Geschäft einzustellen, um »die Gedanken übrig löblicher Ständen abwarten« zu können.

Intensiver waren die Beziehungen zwischen einzelnen Mitgliedern des Hauses Montfort und Persönlichkeiten aus Schaffhausen. Daraus ragt vor allem der Briefwechsel zwischen Graf Anton III. von Montfort (1686–1753) und dem Schaffhauser Johann Jakob von Meyenburg (1665–1717) heraus. Johann Jakob von Meyenburg war bedeutender Arzt, 1706 von Kaiser Joseph I. in den Reichsritterstand erhoben, Reichspostmeister und kaiserlicher Rat. Insgesamt sind vom genannten Briefwechsel 48 Einzelstücke aus dem Zeitraum von 1706 bis 1717 erhalten. Freilich stammen alle Briefe von Graf Anton.

Am 10. Mai 1708 schreibt Anton von Montfort aus Salzburg an Meyenburg Hofnachrichten: »Gestern bin ich von Altenöttingen widerumb hierauf kommen, allwo ich sambt meiner Gemahlin die Gnad gehabt habe, ihro Mayestat der spanischen Braut allerunderthenigst die Hand zu küssen ...«.

Neben diesen augenscheinlichen Freuden eines Höflings, dreht sich die Korrespondenz allerdings auch um handfeste Interessen. So bittet Graf Anton Meyenburg um Rat und Unterstützung in seinem Versuch, den Titel eines kaiserlichen geheimen Rates zu erhalten. Immer wieder schreibt er in dieser Sache an Meyenburg.

So am 28. Juni 1708: »Hochgeehrter und liebster Herr von Meyenburg, ich kan mich nicht genug verwunderen, das ich auf etliche Schreiben, welche ich an meinen hochgeehrten Herren habe lassen abgehen, so gar kein Antwort erhalten thue, hofe ia nicht, das ich demselben eine Ursach darzue geben habe, komme also dem Herren nachmahlen. ... er möchte mir die Heflichkeit erweisen und mich berichten, ob die bewusste Sache dem Fürsten von Lemberg ist übergeben worden, und ob ich ein Hoffnung darzu kenne haben oder nicht, item wohin der Herr vermaine, das die Verehrung zum besten angewent seye und ob derselbe vermaine, das 400 ... Ducaten genug seyen oder ob es ein mehres sein miesste.«

Bereits am 19. Oktober gleichen Jahres schreibt Graf Anton in dieser Sache erneut: »...bite mich zu berichten, ob vileicht auf Caroli als des König in Spanien Namensdag nicht eine Promotion von geheimen Rätthen wird gemacht werden, solte das noch geschehen, so bite meiner nicht zu vergessen«. 1710 ist aber bei Hofe immer noch kein Entscheid gefallen. Im Schreiben vom 16. Mai gleichen Jahres bietet Graf Anton weitere Schmiergelder an, da sonst keine Promotion möglich sei und »mir eingerathen wird, in die geheime Cassa dausent Duggaten zugeben, damit ich desto ehnter zu meinem Verlangen gelangen könnte«, fügt aber bei, »bin auch dermahlen wegen so harter Zeit nicht im Stand, so viel zue geben.« Er bittet deshalb Meyenburg, in dieser Sache einstweilen nichts mehr zu unternehmen.

Erst am 9. Mai 1716 kann Graf Anton an Meyenburg melden, er sei zum kaiserlichen Geheimen Rat ernannt worden. Gleichzeitig aber möchte er wissen, »ob nicht in Schaffhausen ain Capital von 12tausent Gulden zue bekommen wer«. Die gräflichen Finanzen müssen in der Tat sehr angespannt sein, denn im nächsten Brief vom 28. Mai gleichen Jahres meldet Graf Anton, es werde zur Sicherung seiner gewünschten Anleihe in Schaffhausen ein Faustpfand in Gold oder Silber gefordert. »Gibe soviel in Antwort, das mit dergleichen nicht versehen bin, silbernen Service habe wohl, allein kan man sich nicht wohl entrathen, indeme immerzue die Gäst darmit miessen bedient werden ...«

Auch in einer anderen Sache sucht Graf Anton bei Meyenburg Unterstützung. Am 21. Februar 1715 schreibt Graf Anton mit der Bitte an Meyenburg, die geplante Heirat seiner Tochter Therese mit General Franz Anselm von Schönborn zu befördern. Von nun an befasst sich der Briefwechsel vornehmlich mit diesem Projekt. Am 28. Februar 1716 ist die projektierte Heirat schon weiter gediehen, schreibt doch Graf Anton aus Argen, »das Contrafait meiner Tochter belangent, wolte demselben gern solches schikken, allein ist in dieser Gegent kein

*Mahler vorhanden, der... recht mahlen konnte, geschwaigens aine Dame ...«. Er anerbietet sich daher, ein schon sechs Jahre altes Portrait seiner Tochter zu senden, wobei er lakonisch beifügt, die Familie finde, es gleiche der Tochter noch sehr, »ausser dass das Gesicht in diesem was feters ist.« Überhaupt sei eine persönliche Zusammenkunft der beiden, seiner Tochter und des Generals, ohnehin am besten, »dann die Mahler geben und nemmen kennen«. Die Vermittlung Meyenburgs scheint erfolgreich, denn am 25. April 1717 dankt Graf Anton diesem für seine Dienste.*

*Freilich finden sich in den Briefen auch ganz persönliche Aspekte. Am 18. Januar 1709 berichtet Graf Anton an Meyenburg vom Tod seines ältesten Sohnes Josef an den »Pokken (Blattern) ... welcher frühzeite Dodfahl mir und den Meinigen sehr tüef zu Herzen tringt, wailen es aber der Willen Gottes gewesen ist, als mues man sich in allem darin ergeben und seinen Namen loben.«*

*Am 14. Januar 1712 übermittle Graf Anton an Meyenburg die besten Neujahrswünsche, denen er in einem post scriptum beifügt, seine Gattin ersuche Meyenburg, »er möchte so gietig sein und ihr rathen, was sie eigentlich brauchen solle, indeme sie immerzue Magengrimmen hat und darbey ainigen Durst. Sie vermaint, wan sie meines hochgeehrten Herren seine Pillulen nemmen thäte, sie wurden ihro sehr wohl bekommen, allein hat sie das Recept verlohren, bite also meinen hochgeehrten Herren, er wolle so gietig sein und dasselbe ... heraufschikken ...«*

*Johann Jakob von Meyenburg stirbt am 24. November. Damit endet eine anschauliche Korrespondenz zu den Sorgen und Nöten Graf Anton III. von Montfort, die dieser mit dem Schaffhauser Johann Jakob von Meyenburg während einiger Jahre teilt. (Quelle: Staatsarchiv Schaffhausen).*

Nach diesen Ausführungen über die historischen Beziehungen zwischen dem Tagungsort Tettngang und der Heimatstadt des Vereinspräsidenten ergriff Bürgermeister Harald Meichle das Wort. Er hiess den Verein willkommen. Die Hauptversammlung des Bodenseegegeschichtsvereins sei ein weiterer Glanzpunkt im Tettnanger Jubiläumsjahr 1997. Aus Tettngang, das soeben einen Auszeichnung als familienfreundliche Stadt erhalten habe, sei auch der erste Anstoss zur Gründung des Bodenseegegeschichtsvereins gekommen. Dieser Verein sei für das Wir-Gefühl rund um den Bodensee im besonderem Masse verdient.

Anschliessend begrüsst Präsident Markus Huber den ersten Referenten, Prof. Dr. Dr. Karl Heinz Burmeister, Direktor des Vorarlberger Landesarchivs, Verfasser einer Monographie über die Geschichte der Stadt Tettngang und Spezialist für die Geschichte der Grafen von Montfort.

### *Gräfinnen und Bürgerinnen (Vortrag)*

In seinem Referat, das sei gleich vorweg geschickt, wies sich der Referent über eine hervorragende Kenntnis über das Vortragsthema: »Gräfinnen und Bürgerinnen in Tettngang« aus. Schon die erste Urkunde von Tettngang erwähnt vier Frauen. Erst 1322 aber werden die nächsten Frauen in den Quellen fassbar. Aus dem Jahre 1422 ist der erste Briefe einer Frau aus Tettngang erhalten, verfasst von Gräfin Kunigunde von Werdenberg-Bludenz. Insgesamt erscheinen die Frauen in der Tettnanger Geschichte vorerst nur vereinzelt, etwa in ihrem beruflichen Leben. Die Namen häufen sich seit etwa 1500. Namhaft sind natürlich die adeligen Frauen wie Magdalena von Montfort. Als ausserordentliche Frau erscheint die 1487 in Tettngang geborene Veronika Kröll, die als hochgebildete Frau in Kontakt etwa mit dem Humanisten Nikolaus Ellenbog stand und zur Äbtissin des Reichsklosters Heggbach aufstieg. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts erwähnen die Quellen verschiedene in Tettngang ansässige

ge Jüdinnen. Frauen tauchen auch in verschiedenen Berufssparten auf. Die einzige beamtete Frau der Stadt war die (übrigens von den Frauen gewählte) Hebamme. Erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts verbreitert sich die Quellenlage zur Geschichte der Tettninger Frauen rasch. Sie werden zunehmend im Berufsleben, in der Verwaltung und schliesslich auch in der Politik tätig. Sehr namhaft in der neuesten Zeit ist – um ein Beispiel herauszugreifen – die Heilpädagogin und Wissenschaftlerin Josefine Kramer. Der hochinteressante Vortrag bot gleichsam einen Weg durch die Tettninger Geschichte auf den Pfaden der Frauen. Er zeigte, dass sich diese trotz politischer und bildungsmässiger Benachteiligung zunehmend die ihnen zustehende Stellung erkämpfen konnten.

Der Vortrag wurde mit viel Applaus bedacht. Präsident Markus Huber dankte dem Referenten für die spannenden Ausführungen und übergab das Wort an Dr. Josef Merkt.

*Der Schleinsee, ein Archiv der Landschafts- und Siedlungsgeschichte  
seit 15 000 Jahren (Vortrag)*

Josef Merkt vom niedersächsischen Landesamt für Bodenforschung sprach in seinem naturkundlichen Vortrag über den Schleinsee. Dieses zwischen Tettning und Kressbronn gelegene Gewässer entpuppte sich als wahrhaftes Archiv der Landschafts- und Siedlungsgeschichte seit 15 000 Jahren. Der Schleinsee wird seit vielen Jahren wissenschaftlich untersucht, aus den in ihm enthaltenen Ablagerungen lassen sich klimatische Entwicklungen und Naturereignisse (Vulkanausbrüche) sehr genau aufzeigen. Der Referent erläuterte die Zielsetzungen und Methoden der geleisteten Forschungen. Der Schleinsee ist der erste deutsche See, in welchem man diese Ablagerungen von solcher Aussagekraft gefunden hat. Das Auftauchen und die wirtschaftlichen Tätigkeiten des Menschen zeigen sich ebenso im See (z. B. dank Holzkohlepartikeln). Die Intensität der menschlichen Aktivitäten wird im Gewässer an den unterschiedlich starken Spuren deutlich, die sie hinterlassen haben. Schon um 600 n. Chr. ist auch eine Überdüngung des Sees festzustellen. Nicht alle Schwankungen rühren jedoch von menschlichen Eingriffen her, vielmehr benutzten die Menschen die Schwankungen der Natur, um gleichsam darauf zu reiten. Die Einflussnahme des Menschen allein war damals zu schwach, als dass sie die nachweisbaren grossen Veränderungen im See hätte bewirken können. Der Vortrag, der die Zuhörerinnen und Zuhörer fesselte, deckte viele Zusammenhänge zwischen Naturraum und menschlicher Wirtschaftstätigkeit auf. Auch zeigte er, mit welchen Mitteln die moderne Seenforschung die vorliegenden umfangreichen Erkenntnisse in naturhistorischer, siedlungs- und klimageschichtlicher Hinsicht aus den Ablagerungen im See extrahieren konnte. Er wurde deshalb mit viel Applaus bedacht. Der Präsident danke Josef Merkt für seine beeindruckenden Ausführungen.

*Exkursion am Sonntagnachmittag*

Nach dem Mittagessen, das jedes Vereinsmitglieds in einem beliebigen Lokal in der Stadt einnehmen konnte, wurde die Tagung mit einer Exkursion abgeschlossen. Um 14.00 Uhr fuhren die Vereinsmitgliedern mit den bereitgestellten Bussen oder Privatautos nach Siggenweiler ins Hopfenmuseum. Tettning ist für seinen Hopfen bekannt, der sich durch feinstes Aroma und eine zarte Bittere auszeichnet. Nach der Begrüssung durch Frau und Herrn Dr. Locher konnte man sich dank kompetenter Führung über die Hopfengeschichte, den Hopfenanbau und die Braukunst in und um Tettning informieren. Alte Geräte und Maschinen dokumentieren den Weg zum modernen Hopfenanbau. Nach der Besichtigung war Gelegenheit gegeben, den vier Kilometer langen Hopfenpfad vom Museum zur Tettninger Kronenbrauerei (der letzten von ehemals 26 Brauereien im Stadtgebiet) auf Schusters Rap-





# Habsburg und die Eidgenossenschaft im Spätmittelalter

## Zum Forschungsstand über eine »Erbfeindschaft«\*

VON ALOIS NIEDERSTÄTTER

Im Frühjahr des Jahres 1499 lagerten links des Alpenrheines eidgenössische Kriegsknechte, während habsburgische Söldner auf der Burg Gutenberg im heutigen Fürstentum Liechtenstein einquartiert waren. Die Kaiserlichen trieben die üblichen rauen Landsknechtsspäße, riefen den Schweizern »Kuhschweizer« zu und ahmten das Muhen von Kühen nach. Schließlich zogen sie einigen Kühen Brautkleider an und forderten die Eidgenossen auf, über den Rhein herüberzukommen, um Hochzeit zu halten. »Die Empörung vor allem in der sonst keineswegs zimperlichen Innerschweiz stieg auf das höchste, als das Gerücht umging, im Schwäbischen habe man ein Kalb auf den Namen Reding getauft, nach dem führenden Politiker von Schwyz.«<sup>1</sup> Diese Schmähungen waren der letzte Anstoß zum Ausbruch des sogenannten Schweizer- oder Schwabenkrieg, der in blutigen Schlachten Tausende Opfer fordern sollte.

Wenn von Habsburg und der Eidgenossenschaft die Rede ist, assoziiert man gemeinhin solche kriegerischen Auseinandersetzungen, denkt an »Erbfeindschaft«, an den Kampf zwischen Freiheit und Unterdrückung, zwischen Gut und Böse, wobei man Habsburg-Österreich in der Rolle der aggressiven Feudalmacht, die Eidgenossenschaft in der einer rechtmäßig um ihre Befreiung ringenden Demokratie sah. Dieses Geschichtsbild prägte insbesondere die Schweizer Geschichtsschreibung bis weit ins 20. Jahrhundert.

Die Wurzeln des habsburgisch-eidgenössischen Antagonismus, der die Geschichte der Bodenseeregion so nachhaltig prägte und an See und Rhein eine bis heute wirksame Grenze schuf, reichen weit ins Mittelalter zurück. Eine der beiden Komponenten war der allmähliche Aufstieg der Grafen von Habsburg zum führenden Adelsgeschlecht zwischen Hochrhein und Alpen. Ursprünglich lagen die beiden Zentren habsburgischer Politik im Oberelsaß und im nördlichen Aargau. Im Aargau befand sich das »Eigen«, eine recht geschlossene Masse althabsburgischen Eigenguts, dort errichteten sie sich im 11. Jahrhundert den namengebenden Stammsitz, die Habichtsburg – Habsburg. Das vorerst bedeutendste Lehen bildete die Landgrafschaft im Oberelsaß.<sup>2</sup> Im Gebiet der heutigen Schweiz war eine ganze Reihe von

\* Überarbeitete Fassung eines Vortrags im Stadtarchiv Konstanz am 16. April 1996.

1 Otto FEGER, Geschichte des Bodenseeraumes, Bd. 3, Sigmaringen<sup>2</sup>1981, S. 334. Zur Beschimpfung der Eidgenossen als »Kuhbauern« nunmehr Helmut MAURER, Schweizer und Schwaben. Ihre Begegnung und ihr Auseinanderleben am Bodensee im Spätmittelalter. Konstanz<sup>2</sup>1991 (= Konstanzer Universitätsreden 136).

2 Aus der umfangreichen Literatur mag ein Verweis auf folgende Arbeiten genügen: Hans ERICH FEINE, Die Territorialbildung der Habsburger im deutschen Südwesten. In: Zeitschrift für Rechtsgeschichte. Germanistische Abteilung 67 (1950), S. 176–308; Karl Siegfried BADER, Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung. Sigmaringen<sup>2</sup>1978; Hans CONRAD PEYER, Die Entstehung der Eidgenossenschaft. In: Handbuch der Schweizer Geschichte Bd. 1. Zürich 1972, S. 161–238; Marcel BECK, Habsburg und die Schweizer. In: Marcel BECK, Legende, Mythos und Geschichte. Die Schweiz und das europäische Mittelalter. Frauenfeld, Stuttgart 1978, S. 179–213; Geschichte der Schweiz und der Schweizer. Basel, Frankfurt a. M.<sup>2</sup>1983, S. 124 ff.; Hektor AMMANN, Die Habsburger und die Schweiz. In: Argovia 43 (1931), S. 125–153; Harold STEINACKER, Die Habsburger und der Ursprung der Eidgenossenschaft. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 61 (1953), S. 1–37.

Adelsgeschlechtern begütert. Den ersten Rang aber nahmen vorläufig nicht etwa die Habsburger, sondern die Grafen von Lenzburg ein. Auch der spätere Kristallisationspunkt der Eidgenossenschaft, die Gegend um den Vierwaldstättersee, lag noch nicht im habsburgischen Blickfeld. Diese Region war auch noch im 12. Jahrhundert Kolonisationsgebiet.

Den ersten bedeutenden Aufschwung nahm der Besitzstand der Habsburger durch das Aussterben der Grafen von Lenzburg im Jahre 1173/74. Aus deren Erbe kam unter anderem der westliche Teil der Grafschaft im Zürichgau zwischen Limmat, Zürichsee und Reuß, die Vogtei über das Frauenstift Säkingen ohne die Reichsvogtei über Glarus, Vogteirechte über Schwyz und Unterwalden und vielleicht auch die Grafschaft im Aargau an Graf Albrecht III. von Habsburg.<sup>3</sup>

Die Konkurrenz für Habsburg war damit kleiner geworden, der eigene Machtbereich angewachsen, noch aber betrieben die Zähringer verstärkt den territorialen Ausbau ihres Herrschaftsbereichs, gründeten Freiburg im Breisgau, Freiburg im Uechtland, Bern, Rheinfelden, Burgdorf, Murten und Thun, trieben mit ihrem adeligen Anhang die Kolonisierung der Alpentäler voran. Noch waren die Grafen von Kyburg, die Gründer der Städte Winterthur und Diessenhofen, ein Machtfaktor, verfügten Familien wie die Herren von Regensberg über beachtliche Besitzungen.<sup>4</sup> Erst mit dem Aussterben der Zähringer 1218 wurden die Habsburger zur führenden Familie des Raumes. Ihre traditionelle Treue zu den Staufern lohnte sich ein weiteres Mal, denn aus dem Zähringer Erbe erhielten sie die Reichsvogtei über Uri.

Die Grafen von Habsburg nahmen nun jene Position ein, die sie später so unpopulär machen sollte. Als Inhaber der Landgrafschaft im Zürich- und Aargau, als Reichsvögte in Uri und als Vögte verschiedener, in der Innerschweiz begüterter Klöster – Wettingen, Muri, Murbach – konnten sie als das einflußreichste Dynastengeschlecht um den Vierwaldstätter See gelten. Der älteren Schweizer Geschichtsschreibung zufolge setzte damit in diesem Gebiet eine Entwicklung ein, in deren Verlauf die ursprünglichen Verhältnisse, die althergebrachte Freiheit der Waldstätte beseitigt worden sei, was zwangsläufig das »Befreiungsgeschehen« zu Beginn des 14. Jahrhunderts verursacht habe. Seine Bestandteile sind hinlänglich bekannt: fremde Vögte, die das freie Land und seine Bewohner den Habsburgern untertan machen wollten, Geßler und sein Hut, Rütlichswur, Erhebung, Burgenbruch und als Höhepunkt Wilhelm Tell mit Sohn und Apfel, an deren realer Existenz lange Zeit nicht gezweifelt werden durfte. Die Entstehung der Eidgenossenschaft sei nichts anderes gewesen als die Wiederherstellung der uralten Freiheit. Diese Geschichtstradition wurde staatstragend.

Die historischen Fakten sind nüchterner: Am 26. Mai 1231 mußte die habsburgische Politik einen ersten Rückschlag hinnehmen, als König Heinrich (VII.) Uri, das dem reichsunmittelbaren Kloster Fraumünster in Zürich gehörte und dessen Vogtei nach dem Aussterben der Zähringer an Habsburg gekommen war, aus der *possessio* des Grafen Rudolf von Habsburg erwarb. Es wird angenommen, daß die Bewohner des Tals Uri diesen »Loskauf« selbst finanziert haben.<sup>5</sup> Wenn auch Heinrich später abgesetzt wurde, erhielt Uri, das an der Gotthardroute, der kürzesten Alpentransversale lag, dadurch de facto jenen reichsfreien Status, der für die Nachbarschaft – Schwyz, Ob- und Nidwalden – Vorbildcharakter erhielt. 1240

<sup>3</sup> PEYER (wie Anm. 2), S. 166; FEINE (wie Anm. 2), S. 183.

<sup>4</sup> Vgl. dazu die in methodischer Hinsicht sehr anregende Arbeit von Roger SABLONIER, *Adel im Wandel. Eine Untersuchung zur sozialen Situation des ostschweizerischen Adels um 1300*. Göttingen 1979 (= Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 60).

<sup>5</sup> Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abt. I: Urkunden. Bd. 1: Von den Anfängen bis Ende 1291. Bearb. von Traugott SCHIESS. Aarau 1932, Nr. 325. Vgl. etwa STEINACKER (wie Anm. 2), S. 25.

nahm Kaiser Friedrich II. die Schwyzer – *universis hominibus vallis in Swites* – in den Schutz des Reichs, von dem sie niemals mehr getrennt werden sollten.<sup>6</sup> Damit setzte Friedrich die Reichsunmittelbarkeit der Schwyzer stillschweigend voraus, obwohl die Habsburger im Tal über weitgehende grund- und gerichtsherrliche Rechte verfügten. Das kaiserliche Privileg löste eine intensive Emanzipationsbewegung in Schwyz aus. Die Reichsunmittelbarkeit ermöglichte den regionalen Eliten eine weitgehend autonome Gestaltung der regionalen politischen Verhältnisse, sie war daher in hohem Maße erstrebenswert, aber keineswegs der Urzustand.<sup>7</sup>

Anderenorts war Habsburg weiterhin erfolgreich. Graf Rudolf IV., der spätere König, brachte aus dem Erbe der Kyburger unter anderem deren Güter und Rechte im östlichen Zürichgau (so Winterthur und Baden), im westlichen Thurgau (insbesondere Diessenhofen, Frauenfeld), die Landgrafschaft im Thurgau und das dem Kloster Säkingen gehörige Tal Glarus an sich. Auch Freiburg im Uechtland kam unter habsburgische Botmäßigkeit. Von großer Bedeutung war darüber hinaus der Erwerb der Stadt und des Hofes Luzern, der Vogtei über Einsiedeln und des Meieramts in Glarus.<sup>8</sup>

Trotz dieser Zuwächse war die Lage am Vierwaldstätter See ruhig. Es entsteht der Anschein, daß sich Habsburg um die Waldstätte aus territorialpolitischer Sicht im 13. Jahrhundert herzlich wenig kümmerte. Es fehlen jegliche Anzeichen oder Beweise für habsburgische Übergriffe. Es gab »keine fremden Vögte und kein Zwing Uri. Wir sehen unter Rudolfs Regierung in Uri kein anderes Organ der öffentlichen Gewalt als die vom Land gewählten Ammänner. Nicht anders stand es in Schwyz und Unterwalden, obwohl deren Rechtsstellung lange nicht so günstig gewesen war wie die Uris.«<sup>9</sup> Es ist bezeichnend, daß die eidgenössische Befreiungsmythologie, die das Geschichtsbild, das historische Selbstverständnis der Schweiz bis in die Gegenwart prägte, erst seit dem ausgehenden 14. und vor allem im 15. Jahrhundert entwickelt wurde, als die Eidgenossen den Habsburgern schwere territoriale Verluste zufügten und sie sich gegen den Vorwurf wehren mußten, im Rahmen einer Rebellion ihren legitimen Herrn, Herzog Leopold III. von Österreich, bei Sempach getötet zu haben.

Daß im späten 13. Jahrhundert aus Habsburg Österreich wurde, spielte für die Vorgänge am Vierwaldstätter See vorerst keine entscheidende Rolle. Im Jahr 1278 hatte König Rudolf in der Schlacht auf dem Marchfeld bei Dürnkrut Ottokar II. von Böhmen geschlagen, was schließlich die Belehnung von Rudolfs Söhnen mit den Herzogtümern Österreich und Steier zur Folge hatte. Daß sich der Schwerpunkt der habsburgischen Politik allmählich nach Osten verlagerte, begünstigte die eidgenössische Expansionspolitik mehr als sie der räumlich weit entfernte Machtzuwachs der Habsburger bedrohte.

Bald nach dem Tod Rudolfs I., wohl Anfang August 1291, schlossen Uri, Schwyz und Nidwalden ein Bündnis, das lange Zeit als »Gründungsurkunde« der Schweiz angesehen wurde. Davon ist heute nicht mehr die Rede. Man interpretierte den Bundesbrief von 1291 in den letzten Jahrzehnten meist als einen Landfrieden mit beschränkter politischer Zielsetzung im Hinblick auf den kurz zuvor erfolgten Tod König Rudolfs und verwarf die Vorstellung einer

6 Quellenwerk (wie Anm. 5), Nr. 422.

7 Peter BLICKLE, Friede und Verfassung. Voraussetzungen und Folgen der Eidgenossenschaft von 1291. In: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft. Red. von Hansjakob ACHERMANN, Josef BRÜLISAUER und Peter HOPPE. Bd. 2. Olten 1990, S. 13–202, hier S. 76 ff., 89.

8 FEINE (wie Anm. 2), S. 184 ff.

9 STEINACKER (wie Anm. 2), S. 13. Vgl. auch DERS., Staatswerdung und politische Willensbildung im Alpenraum und Tirols Mittelstellung zwischen westlichen und östlichen Alpenländern. In: Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Tirols. Festschrift zu Ehren Hermann Wopfners. 1. Teil. Innsbruck 1947 (= Schlern-Schriften 52), S. 271–316.

Staatsgründung, wie sie in der wissenschaftlichen Literatur vor allem von Karl Meyer und seiner Schule vertreten worden war, vollständig.<sup>10</sup> Sowohl das 1990 zum Jubiläum »700 Jahre Eidgenossenschaft« vorab erschienene Werk »Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft«<sup>11</sup> wie die aus demselben Anlaß von Guy P. Marchal verfaßten Arbeiten präsentieren den gegenwärtigen Stand der Forschung über die Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft und ihr Verhältnis zu Habsburg-Österreich.<sup>12</sup>

Jüngst ging Roger Sablonier noch einen Schritt weiter. Mit guten Argumenten stellt er die spezialdiplomatisch nie hinreichend erörterte Frage nach der Echtheit des Bundesbriefs und verweist auf die Möglichkeit einer »gebrochenen«, zeitversetzten Entstehung. Der Urkunde käme in diesem Fall eher eine historiographisch-rechtfertigende Funktion zu, so wie der späteren eidgenössischen Befreiungstradition.<sup>13</sup> Obwohl Sablonier damit an den ideologischen Grundfesten der Eidgenossenschaft rüttelte, hielt sich die Aufregung in Grenzen. Es scheint, als habe sich die Erkenntnis weitgehend durchgesetzt, daß die Vorgänge in der Innerschweiz an der Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert ein ganz normales regionales Geschehen gewesen sind: »Die Vorstellung vom einzigartigen ›heroischen‹ und ›demokratischen‹ Gründungsakt um 1300 ist längst als anachronistische Konstruktion bürgerlich-nationaler Ideologie identifiziert, die selbstverständlich nicht nur ›von oben‹ propagiert, sondern insbesondere dank Schiller und dank unseren Schulbüchern von breiten Schichten zumindest in der Deutschschweiz mit grosser Überzeugung getragen wurde. Sie ist als solche als durchaus geschichtswirksames Faktum und wissenschaftlich interessantes mentalitätsgeschichtliches Problem erkannt. Dennoch kann das Geschehen um 1300, also in der Zeit selber, nicht teleologisch, als zielgerichtet auf den späteren Nationalstaat hin interpretiert werden.«<sup>14</sup>

Aber selbst wenn das Bündnis in der von der Urkunde postulierten Form geschlossen wurde, war es keine Tat freiheitsdurstiger, »basisdemokratisch« organisierter Bauern. Die Politik der Waldstätte wurde keineswegs von »der« Bevölkerung getragen, sondern von einer Führungsschicht teils dienstadeliger, teils großbäuerlicher Herkunft, die in sehr enger Verbindung mit den geistlichen und weltlichen Grundherren – auch zu Habsburg – stand. Häufig wurden die Ämter in einzelnen Familien (beispielsweise die Stauffacher in Schwyz, Attinghausen und Meier von Silenen in Uri, Hunwil und Wolfenschiessen in Unterwalden) vererbt. Aufgrund der oligarchischen Strukturen orientierte sich die Politik der Talschaften vornehmlich an den Interessen dieser führenden, großgrundbesitzenden Familien. Solange

10 Vgl. insbesondere Karl MEYER, Der Ursprung der Eidgenossenschaft. In: Zeitschrift für Schweizer Geschichte 21 (1941), S. 285–652. Dazu nunmehr Guy P. MARCHAL, Die »Alten Eidgenossen« im Wandel der Zeiten. Das Bild der frühen Eidgenossen im Traditionsbewußtsein und in der Identitätsvorstellung der Schweizer vom 15. bis ins 20. Jahrhundert. In: Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft. Red. von Hansjakob ACHERMANN, Josef BRÜLSAUER und Peter HOPPE. Bd. 2. Olten 1990, S. 428–436. Karl Meyers Auffassung, die ideologisch dem Selbstverständnis der Schweiz zur Zeit des Zweiten Weltkriegs sehr entgegenkam, war zwar stets umstritten, doch erlangten die dringend erforderlichen Korrekturen erst in jüngster Zeit eine entsprechende Breitenwirkung.

11 Innerschweiz und frühe Eidgenossenschaft. Jubiläumsschrift 700 Jahre Eidgenossenschaft. Red. von Hansjakob ACHERMANN, Josef BRÜLSAUER und Peter HOPPE. 2 Bde. Olten 1990.

12 Guy P. MARCHAL, Neue Aspekte der frühen Schweizer Geschichte. In: Schweizer Zeitschrift für Geschichte 41 (1991), S. 235–248 sowie DERS., Die schweizerische Geschichtsforschung und die österreichische Herrschaft: Ergebnisse und Fragen. In: Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 15–36, jeweils mit ausführlicher Diskussion der Literatur.

13 Roger SABLONIER, Der Bundesbrief von 1291: eine Fälschung? Perspektiven einer ungewohnten Diskussion. In: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz 85 (1993), S. 13–25.

14 Ebenda S. 24.

die Einflußsphären der Habsburger und dieser Geschlechter nicht kollidierten, war kein Grund für Streitigkeiten vorhanden, zumal die ländliche Führungsschicht auch Einkünfte vom Reich und von Habsburg bezog. Erst wenn ihre Stellung durch den Ausbau einer fremden Territorialverwaltung, durch Unruhen oder durch die Emanzipation Leibeigener bedroht war, mußte sie reagieren. Machterhaltung bzw. -erweiterung war die Triebfeder der Politik der Innerschweizer Eliten.<sup>15</sup> Es gibt keine Anzeichen, daß in dieser frühen Phase der eidgenössischen Geschichte dem Kommunalismus eine entscheidende Rolle an der Gestaltung der Verhältnisse zukam.

Der Status der Reichsfreiheit bot den regionalen Machträgern die besten Chancen für eine weitgehend autonome Gestaltung der inneren Verhältnisse. Während die Urner und Schwyzer ihre unmittelbare Zugehörigkeit zum Reich immerhin durch Privilegien belegen konnten, lagen die Verhältnisse in Unterwalden anders. Dort gehörte ein Großteil der Bewohner als Ministeriale und Eigenleute zu den dort begüterten Klöstern und seit 1291 zur Herrschaft Österreich, außerdem besaß Habsburg seit langem die gräflichen Rechte im Tal. Erst durch die Privilegien von 1309, 1310 und vor allem von 1316<sup>16</sup> sollte Unterwalden vom Königtum unter Mißachtung der habsburgischen Rechte jene Reichsfreiheit erhalten, die es zuvor weder de jure noch de facto besessen hatte. Es waren reichspolitische Überlegungen, in der Regel Interessengegensätze zwischen den römischen Königen und den Habsburgern, die Unterwalden diese Urkunden bescherten, nicht aber althergebrachte Rechte.

Nach dem Tod König Rudolfs hatte sich im Westen rasch eine antihabsburgische Koalition aller jener zusammengefunden, die von der geänderten Situation zu profitieren gedachten, so die Grafen von Montfort, der Abt von St. Gallen, der diesem Geschlecht entstammte, die Grafen von Nellenburg, die Grafen von Savoyen, die Reichsstadt Zürich sowie Uri, Schwyz und Unterwalden. Rudolfs Sohn, Herzog Albrecht I.<sup>17</sup>, konnte den Widerstand im Frühjahr 1292 rasch überwinden.<sup>18</sup> Nur die Waldstätte verharrten im Kriegszustand mit Albrecht, traten offen auf die Seite König Adolfs und begannen, habsburgische Gebiete und Rechte zu annektieren. Adolf von Nassau, an jeder Schwächung des Habsburgers interessiert, bestätigte ihnen die Reichsfreiheit, auch den Unterwaldnern, die sie nie besessen hatten.<sup>19</sup>

Mag man sich in den Waldstätten durch das Anwachsen der habsburgischen Machtsphäre, durch den fortschreitenden Territorialisierungsprozeß und die Herrschaftsverdichtung in den habsburgischen Besitzungen – diese Bemühungen fanden etwa im berühmten Habsburger Urbar ihren Ausdruck<sup>20</sup> – bedroht gefühlt haben, so läßt sich doch die zunehmend aggressive »Außenpolitik« der frühen Eidgenossenschaft nicht als Befreiungskampf gegen ei-

15 Vgl. dazu Hans Conrad PEYER, Die Anfänge der schweizerischen Aristokratie. In: Hans Conrad PEYER, Könige, Stadt und Kapital. Aufsätze zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Mittelalters. Hg. von Ludwig SCHMUGGE, Roger SABLONIER u. Konrad WANNER. Zürich 1982, S. 195–218, hier S. 200 f.; Bernhard STETTLER, Habsburg und die Eidgenossenschaft um die Mitte des 14. Jahrhunderts. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 23 (1973), S. 750–764. Außerdem PEYER (wie Anm. 2), S. 183 f. Dort auch die ältere Literatur.

16 Quellenwerk zur Entstehung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Abt. I: Urkunden. Bd. 2: 1292–1332. Bearb. von Traugott SCHIESS und Bruno MEYER. Aarau 1937, Nr. 479, 480 und 830.

17 Zu seiner Person nunmehr H[einrich] KOLLER, Albrecht I. In: Lexikon des Mittelalters. Bd. 1. München-Zürich 1980, Sp. 311–313.

18 FEINE (wie Anm. 2), S. 216 f.

19 Vgl. besonders STEINACKER (wie Anm. 2), S. 14 f.

20 Das Habsburgische Urbar. Hg. von Rudolf MAAG. Bd. 1: Das eigentliche Urbar über die Einkünfte und Rechte. Basel 1894; Bd. 2/1: Pfand- und Revokationsrödel zu König Albrechts Urbar, frühere und spätere Urbaraufnahmen und Lehenverzeichnisse der Laufenburger Linie. Basel 1889; Bd. 2/2: Register, Glossar, Wertangaben, Beschreibung, Geschichte und Bedeutung des Urbars. Bearb. von P. SCHWEIZER und W. GLÄTTI. Basel 1904 (= Quellen zur Schweizer Geschichte 14/15).

nen Unterdrücker deuten.<sup>21</sup> Die Politik der Waldstätte war insofern antihabsburgisch, als sie sich gegen die Möglichkeit richtete, aufgrund der vorhandenen Besitzrechte in den habsburgischen Territorialisierungsprozeß einbezogen zu werden, sie wurde also nicht durch reale Übergriffe verursacht. Eine günstige Gelegenheit bot der Verlust des Königtums nach dem Tod Rudolfs I. Von einer Parteinahme für König Adolf war einiges zu erwarten. Ebenso selbstverständlich traten die Waldstätte nach der Doppelwahl von 1314 – ein Teil der Kurfürsten hatte sich für Friedrich von Habsburg, der andere für den Wittelsbacher Ludwig entschieden – auf die Seite des Bayern. Allerdings gab es viele Unwägbarkeiten. So verließ Heinrich VII. einerseits den Unterwaldnern die Reichsfreiheit, andererseits sagte er den Habsburgern eine Untersuchung ihrer Ansprüche in der Innerschweiz zu. Als sich schließlich Ludwig der Bayer mit den Habsburgern aussöhnte, gerieten die eidgenössischen Freiheiten neuerlich in Gefahr.

Längere Zeit reagierte Habsburg auf die Expansion der jungen Eidgenossenschaft nicht. Offenbar standen Kosten und Nutzen einer ausgedehnten Aktion gegen die Waldstätte in keinem akzeptablen Verhältnis. Die Doppelwahl von 1314 erforderte aber den raschen Ausbau der Hausmacht, um eine entsprechende Machtbasis für einen Erfolg gegen Ludwig den Bayern zu sichern. Damit rückten die Waldstätte nicht nur als lästige Verbündete Ludwigs ins habsburgische Blickfeld, sondern auch wegen der im eidgenössischen Einflußbereich gelegenen, den Habsburgern entfremdeten Rechte. Überdies leisteten sich die Schwyzer im Verlauf eines seit langem schwelenden Streits mit dem unter habsburgischer Vogtei stehenden Kloster Einsiedeln einen provokanten Rechtsbruch. Sie überfielen das Stift und nahmen Abt und Konvent gefangen. Dieser Überfall verpflichtete Herzog Leopold, die Ansprüche des unter seinem Schutz stehenden Klosters auch mit Gewalt zu wahren, zumal die Schwyzer wegen ihres Vorgehens vom Konstanzer Bischof gebannt und von König Friedrich in die Reichsacht getan wurden.<sup>22</sup>

Im Herbst 1315 führte der Herzog einen Kriegszug gegen die Innerschweiz, der bekanntermaßen mit einer vernichtenden Niederlage des am Morgarten in einen Hinterhalt geratenen österreichischen Ritterheers endete.<sup>23</sup> Kaum mehr als tausend Mann der Eidgenossen schlugen den zwei- bis dreimal so starken Gegner, Leopold entkam mit knapper Not. Die Schlacht am Morgarten, die sich in ihren Einzelheiten kaum rekonstruieren läßt, wurde zum militärischen Prototyp für die folgenden Auseinandersetzungen zwischen Habsburg-Österreich und der Eidgenossenschaft: Kampftüchtige, leicht bewaffnete und daher bewegliche Eidgenossen schlugen unter Ausnützung des Geländes ein gepanzertes, schwerfälligcs Ritterheer.

Zwar galt der Erfolg der Schwyzer und der ihnen zugezogenen Urner und Unterwaldner in einem weiten Umkreis als Sensation, die das eidgenössische Selbstbewußtsein stärkte, doch der besitzgeschichtlich meßbare Schaden für Habsburg hielt sich in Grenzen. Die Eid-

21 Siehe dazu auch Bruno MEYER, Die Bildung der Eidgenossenschaft im 14. Jahrhundert. Vom Zugerbund zum Pfaffenbrief. Zürich 1972 (= Beihefte der Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte 15), S. 238 sowie Marcel BECK, Zur Problematik der eidgenössischen Befreiungskriege. In: VARIORVM MVNERA FLORVM. Latinität als prägende Kraft mittelalterlicher Kultur. Sigmaringen 1985, S. 243–252.

22 Dazu BLICKLE (wie Anm. 7), S 45 ff.

23 Vgl. u. a. Wilhelm SIDLER, Die Schlacht am Morgarten. Zürich 1910; Bruno MEYER, Die Schlacht am Morgarten. Verlauf der Schlacht und Absichten der Parteien. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 16 (1966), S. 129–179. Dort auch die ältere Literatur und eine Auswertung der chronikalischen Überlieferung. Teilweise kontrovers dazu Marcel BECK, Die Schlacht am Morgarten. Ein wichtiges Ereignis unserer Geschichte – ohne Pathos gesehen. In: Marcel BECK, Legende, Mythos und Geschichte, die Schweiz und das europäische Mittelalter. Frauenfeld, Stuttgart 1978, S. 221–236. Vgl. nun auch die Zusammenfassung von BLICKLE (wie Anm. 7), S. 47 ff.

genossen hatten bloß ihre nach und nach unter Verletzung fremder Rechte erlangte Position gegen die erste offene Revindikation verteidigt. Im ersten Eindruck des Sieges und sicher auch im Bewußtsein, daß die Schlacht am Morgarten als Rechtsbruch gewertet werden würde, beeilte sich Schwyz, durch einen Vertrag, den die Forschung als intensivierte Erneuerung des Bundes von 1291 sah, obwohl dieser darin gar nicht erwähnt wird, sich weiterhin der Hilfe der Urner und Unterwaldner zu versichern.<sup>24</sup> Langfristig waren Reichsfreiheit und innere Autonomie der Waldstätte noch keineswegs ungefährdet. Es drohte vor allem dann Gefahr, wenn das Königtum der Territorialpolitik des Hauses Habsburg nicht in den Weg trat, so etwa 1334, als sich Herzog Albrecht II. die Waldstätte von Ludwig dem Bayern zusprechen ließ. Besonders prekär mußte die Situation dann werden, wenn es dem Haus Habsburg gelingen sollte, die Königskrone zurückzugewinnen.

Einerseits war es für die Eidgenossen unerlässlich, durch besondere Königsnähe ihren Status zu wahren, andererseits mußten sie sich vor allem aus wirtschaftlichen Erwägungen bemühen, das Verhältnis zu der Habsburgern, die nach wie vor der bedeutendste Machtfaktor des Raumes waren, einigermaßen zu normalisieren. Ein erster, mehrfach verlängerter Waffenstillstand wurde 1318 vereinbart.<sup>25</sup> Nicht die Habsburger sahen sich gezwungen, diesen Vertrag abzuschließen, sondern die Eidgenossen. So war es auch keine »große Geste eines Siegers«<sup>26</sup> daß diese Übereinkunft die Bestimmung enthielt, die habsburgischen Rechte in den drei Ländern seien zu respektieren, sondern die Einsicht in die politischen Realitäten.

Als Zentrum der habsburgischen Politik im alemannischen Westen fungierte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts das Kloster Königfelden, in dem die verwitwete Königin Agnes von Ungarn, die Tochter Albrechts I., zu dessen Gedächtnis es gestiftet worden war, residierte. Agnes repräsentierte das Haus Habsburg in diesem Raum von 1317 bis zu ihrem Tod 1364. Besondere Bedeutung erlangte die Fürstin als Schiedsrichterin. Obwohl Königin Agnes kein offizielles Amt bekleidete und nur über ein kleines eigenes Territorium um die Stadt Brugg verfügte, war sie aufgrund ihrer Persönlichkeit ein bedeutender Machtfaktor.<sup>27</sup> Das Andenken dieser interessanten, von der Geschichtsforschung viel zu wenig beachteten Frau hat kein geringerer als Friedrich Schiller nachhaltig ruiniert, indem er ihr im Tell – zu Unrecht – vorwarf, an den Mördern ihres Vaters persönlich blutige Rache geübt zu haben.<sup>28</sup>

24 Quellenwerk (wie Anm. 16), Nr. 807, S. 411 ff. Neu gegenüber 1291 sind die Bestimmungen über den Landesverrat, über das Verbot von Sonderbündnissen und Sonderverhandlungen, das Verbot, sich einem Herrn zu unterwerfen, und das Verbot, einem Herrn zu dienen, der sich im Kampf mit den Eidgenossen befindet. Vgl. dazu Bruno MEYER, Zum Text der Bundesbriefe von 1332 und 1315. In: Zeitschrift für schweizerische Geschichte 17 (1937), S. 297–309. Während BLICKLE (wie Anm. 7), S. 49, das auf 1291 datierte Bündnis in der Tradition der eidgenössischen Geschichtsschreibung sieht, stellt SABLONIER (wie Anm. 13), S. 20, zur Diskussion, ob nicht auch der auf 1291 datierte Bundesbrief aus der Situation um 1315 als Instrument der Rechtfertigung entstanden sein könnte.

25 Quellenwerk (wie Anm. 16), Nr. 937.

26 So BLICKLE (wie Anm. 7), S. 49.

27 Vgl. u. a. Alfred NEVISMAL, Königin Agnes von Ungarn. Leben und Stellung in der habsburgischen Politik ihrer Zeit. Phil. Diss. Wien 1951 (masch.); Georg BONER, Die politische Wirksamkeit der Königin Agnes von Ungarn. In: Brugger Neujahrsblätter (1965), S. 3–17; Marcel BECK, Zur Geschichte des Klosters Königfelden. In: Königfelden. Geschichte, Bauten, Glasgemälde, Kunstschätze. Olten, Freiburg i. Br. 1970, S. 13–29; Max BAUMANN, Geschichte von Windisch vom Mittelalter zur Neuzeit. Windisch 1983, S. 60 ff.; Emil USTERI, Das öffentlich-rechtliche Schiedsgericht in der schweizerischen Eidgenossenschaft des 13.–15. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Institutionengeschichte und zum Völkerrecht. Zürich, Leipzig 1925, S. 200 ff.

28 »Denn mit des Bannes Fluch bewaffnet kommt  
Der Ungarn Königin, die strenge Agnes,  
Die nicht die Milde kennt ihres zarten  
Geschlechts, des Vaters königliches Blut  
Zu rächen an der Mörder ganzem Stamm,

Beide Seiten betrieben eine offensive Politik. Die Waldstätte streckten ihre Fühler nach Luzern aus, das sie in weiterer Folge für sich gewinnen konnten.<sup>29</sup> 1352 trat die Reichsstadt Zürich ihrem Bund bei. Habsburg hingegen brachte fast die ganze Rheinstrecke zwischen dem Bodensee und Basel in seine Hand.<sup>30</sup> Daß sich die österreichische Territorialpolitik vermehrt des Mittels der Verpfändung bediente, bewertete die ältere Literatur als Schwäche, die österreichische Herrschaft sei dadurch ausgehöhlt worden.<sup>31</sup> Guy P. Marchal weist jedoch überzeugend nach, daß Verpfändungen nicht nur unter dem Aspekt der Kapitalbeschaffung gesehen werden dürfen, sondern daß es sich dabei um eine durchaus steuerbare Herrschaftsdelegation handelte. Eine gezielte Verpfändungspolitik – eine solche hat Österreich nach den Erkenntnissen Marchals in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts betrieben – führte nicht zwangsläufig zu einer Schwächung, sie konnte vielmehr, wenn die Pfandnehmer im Herrschaftsverband verblieben, Herrschaftsverdichtung und Herrschaftsnähe bewirken.<sup>32</sup>

Erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts ging es ernsthaft um die Entscheidung der Frage, »wer fortan die Verhältnisse im mittel- und ostschweizerischen Raum gestalten sollte, ob Habsburg oder die eidgenössischen Orte.«<sup>33</sup> Damals setzte »eidgenössische« Politik unter Führung der Städte Zürich, das seine über weite Strecken prohabsburgische Politik vorerst aufgegeben hatte, und Bern erst richtig ein.<sup>34</sup> Österreich geriet in einen militärischen Konflikt mit Zürich, die Eidgenossen führten einen planmäßigen Eroberungskrieg gegen österreichisches Gebiet. Allerdings behielt Habsburg vorläufig die Oberhand. Als machtvolle Demonstration österreichisch-habsburgischer Präsenz hielt Herzog Rudolf IV. im Jahr 1361 im österreichischen Zofingen einen Hoftag ab, auf dem alle habsburgischen Lehen im Elsaß, im Sundgau, in Schwaben, im Aargau und im Thurgau erneuert wurden. Insgesamt erschienen an die 900 Lehnsleute, unter ihnen auch zahlreiche Eidgenossen. Noch bestanden verhältnismäßig intensive lehnsrechtliche Bindungen eidgenössischer Eliten zum Haus Habsburg. Bernhard Stettler stellt im Rahmen einer Untersuchung der Lehnserneuerungen darüber hinaus fest, daß im Aargau einem Fünftel adeligen Lehnsinhabern vier Fünftel Nichtadelige gegenüberstanden. Rudolf IV. hielt diesen Hoftag wohl auch deshalb, um mit der im 14. Jahrhundert neu aufsteigenden Schicht der Schultheissen- und Ratsherrenge-schlechter, aber auch mit bäuerlichen Eliten in Kontakt zu kommen.<sup>35</sup>

1379 vereinbarten die Habsburger im Neuberger Vertrag eine Teilung ihrer Länder. Herzog Albrecht III. erhielt die Herrschaft über Österreich ober und unter der Enns, während dem jüngeren Bruder Leopold III. die Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, die Vorlande und die Neuerwerbungen im Süden an der Adria zufielen. Spätestens seit diesem Zeitpunkt läßt

---

An ihren Knechten, Kindern, Kindeskindern,  
Ja, an den Steinen ihrer Schlösser selbst.  
Geschworen hat sie, ganze Zeugungen  
Hinabzusenden in des Vaters Grab,  
In Blut sich wie in Maientau zu baden.«

29 Dazu nunmehr mit der erforderlichen kritischen Distanz Fritz GLAUSER, Luzern und die Herrschaft Österreich 1326–1336. Ein Beitrag zur Entstehung des Luzerner Bundes von 1332. In: Luzern und die Eidgenossenschaft. Festschrift zum Jubiläum »Luzern 650 Jahre im Bund«. Luzern, Stuttgart 1982, S. 9–135.

30 Vgl. FEINE (wie Anm. 2), S. 236 ff.

31 Vgl. u. a. PEYER, (wie Anm. 2), S. 200.

32 Guy P. MARCHAL, Sempach 1386. Von den Anfängen des Territorialstaates Luzern. Beiträge zur Frühgeschichte des Kantons Luzern. Mit einer Studie von Waltraud HÖRSCH: Adel im Bannkreis Österreichs. Basel, Frankfurt a. M. 1986, S. 59 ff.

33 STETTLER, (wie Anm. 15), S. 755.

34 SABLONIER (wie Anm. 13), S. 24.

35 STETTLER (wie Anm. 15), S. 760.

sich eine Intensivierung der Territorialpolitik auch auf nachmaligem Schweizer Boden feststellen, nachdem der vorderösterreichische Bereich durch die Verlagerung des Habsburger Hauses in den Osten doch zu einer herrschaftsferneren Region geworden war. Eine der neuen Zielrichtungen österreichischer Politik war Basel. Bereits 1375 hatte sich Herzog Leopold vom Basler Bischof Klein-Basel verpfänden lassen, 1376 erhielt er die Reichsvogtei über Basel. Südlich des Jura erwarb der Herzog 1379 vom Haus Kyburg auf dem linken Aareufer Wiedlisbach, Bipp, Erlinsburg sowie die Stadt Olten.<sup>36</sup>

Ausdruck des nunmehr wieder verstärkten Interesses der Herrschaft Österreich ist das Pfandregister von 1379/80, von dem noch die Hefte mit den Pfändern im Aargau und im Thurgau erhalten sind.<sup>37</sup> Die Erstellung dieser Pfandregister bedurfte im Zuge einer großangelegten Revisionsstätigkeit umfassender Vorarbeiten durch persönliche Kontaktnahme mit den Pfandinhabern, die sich offenbar gegenüber der Herrschaft durch den Besitz von Pfandschaften gebunden fühlten. Guy P. Marchal betont, daß die österreichische Landesherrschaft gerade durch das Instrument der Pfandschaft noch sehr beachtlich gewesen sei und sie dieses Mittel sehr effizient eingesetzt habe. Die »Umsicht, mit der das geschah, hebt sich auch gegenüber dem, was bei anderen Territorialgewalten jener Zeit üblich war, deutlich ab.«<sup>38</sup> Den personellen Kern österreichischer Machtausübung bildete der regionale Adel, der nahezu vollständig in das österreichische Umfeld integriert und sowohl materiell wie auch hinsichtlich seines Selbstverständnisses und seiner Kultur von Habsburg abhängig war.<sup>39</sup>

Eine zweite wesentliche Entwicklung, die die Ereignisse des ausgehenden 14. wie auch des 15. Jahrhunderts mitbestimmte, war sozialer Natur. In der Führungsschicht der Waldstätte fand – nach Bernhard Stettler – im Verlauf der letzten Jahrzehnte des 14. Jahrhunderts ein grundlegender Wandel statt. Der Herrschaft jener Geschlechter, die die Ämter oft viele Jahre innehatten und sie in der Familie weitergaben, wurde ein teilweise gewaltsames Ende gesetzt. Diesem Führungswechsel kam schon deshalb für das Haus Habsburg einige Bedeutung zu, weil die alten Eliten bis zu einem gewissen Grad – etwa als Lehnsleute – an Habsburg gebunden waren und somit keine radikal antiösterreichische Politik betreiben konnten.<sup>40</sup> Ein Musterbeispiel für diese Ambivalenz war der Zürcher Bürgermeister Rudolf Brun, der seine Stadt 1352 in die Eidgenossenschaft geführt hatte. Wenig später schloß er jedoch einen Dienstvertrag mit Herzog Rudolf IV. von Österreich, der ihn zu seinem geheimen Rat machte. Brun erhielt eine Belohnung von 1.000 Gulden und ein Jahresgehalt von 100 Gulden, beides sichergestellt aus der österreichischen Steuer in Glarus, das Zürich mit den anderen Eidgenossen 1352 Österreich abgerungen hatte, jedoch wieder zurückstellen mußte. Damit wurde der Zürcher Bürgermeister zum Wahrer der österreichischen Rechte in Glarus.<sup>41</sup> Die neuen tonangebenden Kreise waren hingegen von Österreich unabhängig, sie brauchten keine Rücksichten zu nehmen und konnten notfalls den völligen Bruch mit Habsburg wagen.

Tatsächlich wurde die eidgenössische Politik in den achtziger Jahren deutlich aggressiv-

36 Alois STEINER, Die Schlacht bei Sempach. Ursachen und Folgen. In: Arnold von Winkelried. Mythos und Wirklichkeit. Nidwaldner Beiträge zum Winkelriedjahr 1986. Stans 1986, S. 11–32, hier S. 20.

37 Ediert in: Das Habsburgische Urbar (wie Anm. 20) 1, S. 595 ff.

38 Vgl. die Bewertung des Registers bei MARCHAL (wie Anm. 32), S. 61 ff., 101. Siehe auch DERS., Luzern und die österreichische Landesherrschaft zur Zeit der Schlacht bei Sempach. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 4 (1986), S. 34–47.

39 Waltraud HÖRSCH, Adel im Bannkreis Österreichs: Strukturen der Herrschaftsnähe im Raum Aargau – Luzern. In: Guy P. MARCHAL, Sempach 1386. Von den Anfängen des Territorialstaates Luzern. Beiträge zur Frühgeschichte des Kantons Luzern. Basel, Frankfurt a. M. 1986, S. 353–402.

40 STETTLER (wie Anm. 15), S. 762 ff.

41 Ebenda S. 757 f.

ver.<sup>42</sup> Zu den eklatanten Eingriffen in habsburgische Rechte zählten die Masseneinbürgerungen, mit denen Luzern seit dem ersten Halbjahr 1385 weit über den ursprünglichen Einflußbereich der Stadt hinaus in österreichisches Gebiet vorstieß. Im Dezember 1385 brachen – ohne förmliche Kriegserklärung – offene Feindseligkeiten aus, die das Gebiet von Luzern bis in die Linthgegend erfaßten. Andererseits waren auch die Habsburger, wie schon erwähnt, als Folge der Herrschaftsteilung von 1379 zur selben Zeit aktiver geworden, insbesondere hatte die Tätigkeit österreichischer Pfandherren eine Herrschaftsverdichtung nach sich gezogen.<sup>43</sup>

Im April 1386 traf Herzog Leopold III. im Aargau ein, wo er für eine militärische Aktion rüstete, gleichzeitig aber Verhandlungen mit den Eidgenossen führen ließ. Diese gingen auf ein Friedensangebot nicht ein, sondern entschieden sich, den Konflikt mit Gewalt auszutragen. Anfang Juli zog Herzog Leopold mit einem beachtlichen Heer, dem sich zahlreiche Adelige aus dem Aargau, dem Thurgau, dem Jura, aus Schwaben, Tirol und dem Elsaß ebenso angeschlossen hatten wie die Mannschaften vieler österreichischer Städte der Vorderen Lande, gegen Luzern. Es traf am 9. Juli nach der Plünderung von Willisau bei Sempach auf die Aufgebote der Luzerner, Urner, Schwyzer und Unterwaldner, die einen klaren Sieg erfochten. Herzog Leopold und zahlreiche Adelige seiner Streitmacht fielen.

Anhand des vielfach widersprüchlichen Quellenmaterials versuchte zuletzt Guy P. Marchal eine Rekonstruktion der Schlacht: Demzufolge habe das österreichische Heer aus einer topographisch überhöhten Ausgangsstellung in Verknennung der Tatsache, daß es dem eidgenössischen Aufgebot gegenüberstand, dieses vehement und ungeordnet – sozusagen aus der Bewegung – angegriffen. Die habsburgischen Adelige seien wohl der Auffassung gewesen, auf einen unterlegenen Gegner, eine Schar zusammengelaufener Landleute zu treffen. Nach anfänglich schweren Verlusten konnten sich die an dieser ungünstigen Stelle überraschten Eidgenossen jedoch halten. Der österreichische Angriff sei in weiterer Folge in eine Krise geraten, was den Herzog zum persönlichen Eingreifen bewogen habe. Damit sei das eingetroffen, was man auf österreichischer Seite eigentlich habe vermeiden wollen, nämlich eine regelrechte Feldschlacht mit einem starken Gegner, der sich, wie anzunehmen war, nicht an die Regeln ritterlicher Kriegführung halten würde. Für jene der österreichischen Adelige, die noch nicht im Kampf standen, sei nunmehr der Zeitpunkt gekommen, nicht mehr in das Geschehen einzugreifen.<sup>44</sup>

Der Ausgang dieser Schlacht erregte ebenso wie die anderen spektakulären Niederlagen von Ritterheeren im 14. Jahrhundert weit über den regionalen Rahmen hinaus beträchtliches Aufsehen und erhielt daher große Bedeutung für das eidgenössische Geschichtsbewußtsein.<sup>45</sup> Ihr verfassungsrechtliches Nachspiel, der Sempacherbrief von 1393, machte die

42 Vgl. u.a. Emil DÜRR, Die Politik der Eidgenossen im 14. und 15. Jahrhundert. Bern 1933 (= Schweizer Kriegsgeschichte 4), S. 92 ff.; Walter SCHAUFELBERGER, Spätmittelalter. In: Handbuch der Schweizer Geschichte, Bd. 1. Zürich 1972, S. 239–388, hier S. 258 ff.; Peter MORAW, Reich, König und Eidgenossen im späten Mittelalter. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 4 (1986), S. 15–33.

43 Vgl. v. a. MARCHAL (wie Anm. 32), S. 132 ff.

44 Guy P. MARCHAL, Zum Verlauf der Schlacht bei Sempach. Ein quellenkritischer Nachtrag. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 37 (1987), S. 428–436. Siehe auch Barbara HELBLING, Der Held von Sempach. Österreichische und eidgenössische Versionen. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 31 (1981), S. 60–66.

45 Vgl. Guy P. MARCHAL, Die Antwort der Bauern. Elemente und Schichtungen des eidgenössischen Geschichtsbewußtseins am Ausgang des Mittelalters. In: Geschichtsschreibung und Geschichtsbewußtsein im späten Mittelalter. Hg. von Hans PATZE. Sigmaringen 1987 (= Vorträge und Forschungen 31), S. 757–790 sowie DERS., Leopold und Winkelried – Die Helden von Sempach oder: Wie ein Geschichtsbild entsteht. In: Arnold von Winkelried. Mythos und Wirklichkeit. Nidwaldner Beiträge zum Winkelriedjahr 1986. Stans 1986, S. 71–111. Daß daneben auch eine durchaus beachtenswerte österreichische Sempachtradition bestand, ist lange Zeit wenig beachtet worden. Vgl. dazu nunmehr

Eidgenossenschaft außerdem auch politisch kompakter.<sup>46</sup> Dennoch blieb Sempach »im Rahmen der zeitgenössischen Ereignisse bloß eine Episode.«<sup>47</sup> Zwar konnten die Eidgenossen einige territoriale Gewinne erzielen, die Macht des Hauses Österreich war aber auch nach Sempach noch beachtlich, obwohl ein weiterer, unter starker Beteiligung des südwestdeutschen Adels und der österreichischen Städte gegen die Eidgenossen geführter Feldzug am 9. April 1388 bei Näfels gleichfalls mit einer bitteren Schlappe der habsburgischen Streitmacht endete.

Der schwer betroffene alemannische Adel konnte diese Niederlagen noch Generationen lang nicht verwirnen. Seine personellen Verluste schwächten die Habsburger, deren regionale Machtausübung auf der Präsenz ihrer adeligen Klientel beruhte, wohl am stärksten.

Nach der zweiten Niederlage innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit mußte Österreich auf eine Fortsetzung des Krieges verzichten, das Interesse an diesem Gebiet erlahmte bis zu einem gewissen Grad.<sup>48</sup> 1389 schlossen die Parteien einen siebenjährigen Frieden, der die eidgenössischen Eroberungen bestätigte.<sup>49</sup>

Erst Jahre später unternahmen die Habsburger wieder Anstrengungen, um der angeschlagenen österreichischen Position im Südwesten eine breitere Basis zu schaffen. In Vorarlberg sowie im linksseitigen Alpenrheintal konnten sie wichtige Gebietsgewinne erzielen. Auch in Graubünden blieb der österreichische Einfluß bedeutend. Von 1392 bis 1395 gelang es den Herzögen Albrecht III. und Leopold IV. überdies, mit dem Großteil der Fürsten und Städte im Elsaß, in Schwaben und Rätien in landfriedensähnliche Bündnisse zu treten. »Der Herrschaft Österreich ging es darum, in Süddeutschland nach dem Scheitern der reichsstädtischen Führung im Jahr 1388 eine neue Friedensordnung aufzubauen, die unter österreichischer Führung stand [...]«<sup>50</sup>

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts übernahm Herzog Friedrich IV. die vorderösterreichischen Besitzungen, und wenig später auch die Herrschaft in Tirol. Er regierte damit den sogenannten »oberösterreichischen« Territorialkomplex der Habsburger: die Grafschaft Tirol und die Vorderen Lande. Die Herrschaft Friedrichs stand freilich von Beginn an unter keinem guten Stern. Sowohl äußere Feinde wie auch eine starke innere Adelsopposition bedrohten seine Stellung.<sup>51</sup> Im Westen wurde er schon bald in einen gewaltsam ausgetragenen Konflikt verwickelt, der als »Appenzellerkrieg« in die Geschichte eingehen sollte.

Bereits bald nach der Mitte des 14. Jahrhunderts war es zu Mißstimmigkeiten zwischen dem Abt des Benediktinerklosters St. Gallen und seinen bäuerlichen Untertanen in Appen-

grundlegend Heinrich KOLLER, Die Schlacht bei Sempach im Bewußtsein Österreichs. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 4 (1986), S. 48-60.

46 BLICKLE (wie Anm. 7), S. 54.

47 František GRAUS, Europa zur Zeit der Schlacht bei Sempach. In: Jahrbuch der Historischen Gesellschaft Luzern 4 (1986), S. 3-15.

48 Bernhard STETTLER, Der Sempacher Brief von 1393 – ein verkanntes Dokument aus der älteren Schweizergeschichte. In: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 35 (1985), S. 1-20, hier S. 15; dazu auch DERS., Untersuchungen zur Entstehung des Sempacherbriefs. In: Aegidius TSCHUDI, Chronicon Helveticum. 6. Teil. Basel 1986 (= Quellen zur Schweizer Geschichte VII/6), S. 7\*-83\*; MARCHAL (wie Anm. 32), S. 104.

49 Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraum von 1245 bis 1420. Bearb. von Anton Philipp SEGESSER. Luzern 21874 (= Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede 1), Beilage 40, S. 324 ff.

50 STETTLER, Untersuchungen (wie Anm. 48), S. 69\*. Zur habsburgischen Politik im Westen nach 1386 vgl. nunmehr auch – freilich mit vielen Mängeln und Ungenauigkeiten – Wilhelm BAUM, Die Habsburger in den Vorlanden 1386-1486. Krise und Höhepunkt der habsburgischen Machtstellung in Schwaben am Ausgang des Mittelalters. Wien, Köln, Weimar 1993.

51 Vgl. Josef RIEDMANN, Das Mittelalter. In: Geschichte des Landes Tirol. Bd. 1. Bozen, Innsbruck, Wien 1985, S. 267-684, hier S. 439 ff.

zell gekommen, als dieser versuchte, bestehende, jedoch längere Zeit vernachlässigte Rechte im Rahmen einer Konsolidierung der klösterlichen Wirtschaftsverhältnisse wieder einzufordern. Es handelte sich vorerst um eine regional begrenzte, weitgehend auf die Appenzeller Gemeinden beschränkte Revolte. Es ging ihren Trägern darum, im eigenen Bereich die persönliche Freiheit durchzusetzen und das Recht zu erlangen, auch im übergemeindlichen Bereich der Landschaft die politische Ordnung weitgehend autonom zu gestalten.<sup>52</sup> Vermittlungsversuche umliegender Kräfte – auch kommunaler wie des Bundes der Städte um den Bodensee – blieben auf Dauer erfolglos. Ein Bündnisvertrag zwischen der Abtei St. Gallen und den habsburgischen Herzögen von 1392 (erneuert 1402) einerseits und der Eintritt der Appenzeller in das Schwyzer Landrecht im Jahr 1403 andererseits schufen schließlich in Hinblick auf den latenten österreichisch-eidgenössischen Konflikt eine sehr brisante Konstellation. Was als bäuerlicher Unmut über die eigene Herrschaft im lokalen Rahmen begann, erhielt durch das Engagement der Schwyzer einen dynamischen, nach außen gerichteten Charakter. Die Appenzeller und die mit ihnen verbündete Stadt St. Gallen wurden zur Speerspitze der Schwyzer Expansionspolitik.<sup>53</sup>

1405 sammelte Herzog Friedrich IV. von Österreich ein Heer, das sich vornehmlich aus Angehörigen des schwäbischen Adels und den Kontingenten der umliegenden österreichischen Städte zusammensetzte. Da die Appenzeller die Kampfhandlungen mit der Belagerung von Altstätten eröffneten, begab sich ein Teil der habsburgischen Verbände ins Rheintal, um die Stadt zu entsetzen. Die Belagerer zogen sich daraufhin ins Appenzellerland zurück. Am 17. Juni 1405 wurde das österreichische Heer, das ihnen folgte, nach einem beschwerlichen Anstieg bei ungünstiger Witterung am Stoß vom Gegner angegriffen und schwer geschlagen. Allein das Kontingent der Stadt Feldkirch verlor 80 Mann, darunter ihren Stadttammann. Auch der österreichische Vogt der Herrschaft Feldkirch, Sigmund von Schlandersberg, fiel.

In weiterer Folge schlossen sich große Teile der bäuerlichen, aber auch der städtischen Bevölkerung Vorarlbergs teils freiwillig, teils unter militärischem Druck mit den Appenzellern und ihren Verbündeten unter dem Namen »Bund ob dem See« zusammen. Dieser Zusammenschluß fand mancherorts die Sympathie lokaler Oberschichten, deren Interessen durch die Verwaltungspraxis habsburgischer Amtsträger verletzt wurden. Weitere Kriegszüge führten Verbände des Bundes in den österreichischen Thurgau, nach Tirol, wo bei Zams das Tiroler Landesaufgebot und bei Imst die »Cento Diavoli«, eine italienische Söldnertruppe Herzog Friedrichs IV., geschlagen wurden, sowie in Gebiete nördlich des Bodensees. Zahlreiche Burgen wurden im Rahmen dieser Vorgänge gebrochen. Zu einer grundsätzlichen Veränderung der bestehenden Verhältnisse führte der Bund ob dem See jedoch trotz gewisser antifeudaler Tendenzen nicht. Von der sozialen Zielrichtung her ordnete sich die Politik des Bundes ob dem See, der kein konkretes Programm formulierte, nahtlos in den Forderungskatalog der anderen Erhebungen des späten Mittelalters ein, es ging primär um die Sicherung, Stabilisierung bzw. Ausweitung der Kompetenzen der Gemeinde, wobei offenbar auch an eine ständische Vertretungskörperschaft gedacht war, sowie um eine Reduktion der herrschaftlichen Rechte – grob gesprochen – auf die Zinse aus der Grundleihe.

52 Dazu Peter BLICKLE, *Bäuerliche Rebellionen im Fürststift St. Gallen*. In: Peter BLICKLE, Peter BIERBRAUER, Renate BLICKLE und Claudia ULBRICH, *Aufbruch oder Empörung? Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich*. München 1980, S. 215–295; Stefan SONDEREGGER, »Schmaltz«, Käse und Hellebarden. In: *Appenzeller Zeitung Herisau*, 8. April 1986, Nr. 80, S. 9–10.

53 Dazu sowie zum folgenden nunmehr Alois NIEDERSTÄTTER, »... dass sie alle Appenzeller wolten sin.« Bemerkungen zu den Appenzellerkriegen aus Vorarlberger Sicht. In: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* (1992), S. 10–30 sowie jüngst Karl Heinz BURMEISTER, *Der Bund ob dem See*. In: *Appenzell – Oberschwaben. Begegnungen zweier Regionen in sieben Jahrhunderten*. Hg. von Peter BLICKLE und Peter WITSCHI. Konstanz 1997, S. 65–83.

Auf entschlossenen Widerstand trafen die Truppen des Bundes vor der von Graf Wilhelm von Montfort verteidigten Stadt Bregenz. Zum Entsatz der seit dem Herbst des Jahres 1407 belagerten und beschossenen Stadt formierte sich ein starkes Heer der eigens zum Zweck der Bekämpfung der Appenzeller gegründeten schwäbischen Adelsgesellschaft »mit St. Georgenschild«.<sup>54</sup> Das Adelsaufgebot schlug die Belagerer im Januar 1408 entscheidend. Obwohl diese Niederlage nur die Belagerung von Bregenz beendete und ihr keine weiteren Kampfhandlungen folgten, brach der wenig stabile Bund ob dem See zusammen. Der unter Vermittlung König Ruprechts am 4. April 1408 in Konstanz geschlossene Frieden löste ihn schließlich auch offiziell auf.

Auf Vorarlberger Boden und wohl auch in anderen österreichischen Gebieten war eine Neuorientierung der habsburgischen Politik Folge des Appenzellerkriegs. An die Stelle eines feudal orientierten Verwaltungssystems, das sich primär auf adelige Amtsträger stützte, trat eine verstärkte Kooperation mit lokalen städtischen und ländlichen Eliten, auf die sich die Landesherrschaft künftig weitgehend verlassen konnte. Österreich präsentierte sich in weiterer Folge als sehr milde Landesherrschaft. So besteht auch zwischen der Ausdehnung persönlicher Freiheit und dem habsburgischen Gebietszuwachs in Vorarlberg ein unmittelbarer Zusammenhang.<sup>55</sup> Obwohl das genossenschaftliche Element trotz der Niederlage des Bundes ob dem See aus dem Appenzellerkrieg gestärkt hervorging, hatte auch Österreich seine Position behaupten können.

Von der Forschung hinlänglich widerlegt sind die noch in den sechziger und siebziger Jahren publizierten Ansichten Benedikt Bilgeris, der die demokratischen Tendenzen des Bundes weit überschätzte und ihn in maßloser Übertreibung als Vorwegnahme der Französischen Revolution feierte.<sup>56</sup> Im Rahmen der spätmittelalterlichen Geschichte erweist sich der Appenzellerkrieg und sein bündisches Produkt als ein Konfliktherd unter vielen. Die moderne Forschung reiht ihn unter die zahlreichen Aufstände gegen Reichsprälaten ein, ohne ihm besondere Bedeutung zuzubilligen, zumal die allgemein formulierten Befunde bzw. Kriterien bäuerlicher Revolten ohne Probleme auch auf ihn anwendbar sind.<sup>57</sup>

Am 28. Mai 1412 schlossen die Eidgenossen unter Einbeziehung der Appenzeller mit der Herrschaft Österreich einen Fünfzigjährigen Frieden, der freilich nur eine kurze Spanne der Beruhigung bringen sollte. Schuld daran trug die aus verschiedenen Ursachen resultierende Feindschaft zwischen Herzog Friedrich IV. von Österreich und König Sigismund, die in den bekannten Auseinandersetzungen im Rahmen des Konstanzer Konzils gipfelte. Herzog Friedrich stand auf der Seite von Papst Johannes (XXIII.). Als sich dessen Position im Verlauf der Kirchenversammlung rasch verschlechterte, verhalf ihm der Habsburger zur Flucht. Der König hatte allem Anschein mit einer derartigen Entwicklung gerechnet und sich vorsorglich der Hilfe der Eidgenossen, vor allem der Berner, versichert. Friedrich IV. wurde nach einem reichlich zweifelhaften Verfahren geächtet. Als Exekutoren der Acht traten insbesondere die Eidgenossen auf. Das Problem, daß der »Fünfzigjährige Friede« bei einem Angriff auf den Habsburger gebrochen würde, war rasch aus der Welt geschafft: Das Konzil

54 Vgl. jüngst Horst CARL, Vom Appenzellerkrieg zum Schwäbischen Bund. Die Adelsgesellschaften mit St. Georgenschild im spätmittelalterlichen Oberschwaben. In: Appenzell – Oberschwaben. Begegnungen zweier Regionen in sieben Jahrhunderten. Hg. von Peter BLICKLE und Peter WITSCHI. Konstanz 1997, S. 97–132. Hier auch die ältere Literatur.

55 Alois NIEDERSTÄTTER, Beiträge zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Vorarlbergs (14. bis 16. Jahrhundert). In: Montfort 39 (1987), S. 53–70, hier S. 54.

56 Benedikt BILGERI, Der Bund ob dem See. Vorarlberg im Appenzellerkrieg. Stuttgart, Berlin, Köln, Manz 1968; DERS., Geschichte Vorarlbergs Bd. 2: Bayern, Habsburg, Schweiz – Selbstbehauptung. Wien, Köln, Graz 1974, S. 140 ff.

57 NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 53), S. 11 mit der weiteren Literatur.

erklärte, daß in allen Verträgen der Papst, der römische Kaiser, der König und das Reich stillschweigend ausgenommen seien und daher für die Eidgenossen die Verpflichtung zur Teilnahme am Reichskrieg gegen den Habsburger bestehe.<sup>58</sup> Herzog Friedrich verlor in kürzester Zeit weite Teile seiner territorialen Basis in der nachmaligen Schweiz sowie in Schwaben. Während im Aargau die Eidgenossen einmarschierten, bedienten sich im Thurgau, im Rheintal sowie nördlich des Bodensees die oberschwäbischen Städte und Teile des Adels am habsburgischen Besitz. Nur in Tirol konnte sich der Habsburger, nunmehr wirklich der »Friedel mit der leeren Tasche«, halten.<sup>59</sup>

Nach der 1418 erfolgten Aussöhnung mit König Sigismund galten die Bemühungen Friedrichs der Revindikation<sup>60</sup> der Verluste von 1415, die mehr als zwei Jahrzehnte beansprucht und doch nur zum Teil erfolgreich sein sollte. Jene Gebiete nämlich, die die Eidgenossen erobert hatten und ihnen als Pfandschaften des Reichs verliehen worden waren, gingen dem Haus Österreich auf Dauer verloren, insbesondere der Aargau mit der namengebenden Habsburg und dem Kloster Königsfelden, jene wichtige Grablege der Habsburger, in der neben anderen Angehörigen des Hauses Leopold III., den die Eidgenossen bei Sempach getötet hatten, ruhte.<sup>61</sup> Der Verlust des Kernbereichs der alten Stammlande wog vor allem in symbolischer Hinsicht schwer.

Als Friedrich IV. 1439 starb, war sein Sohn Sigmund noch minderjährig und kam unter die Vormundschaft seines Veters Friedrich, als österreichischer Herzog V., als römischer König (gewählt 1440, gekrönt 1442) und Kaiser (1452) III.

Damals entstand eine neue Österreichideologie: Der Begriff »Haus Österreich«, der bis dahin nur die Dynastie bezeichnete, erhielt einen neuen Inhalt. Die Habsburger hatten mit Albrecht II. und Friedrich III. die deutsche Königskrone wieder an sich gebracht. Sie identifizierten nunmehr den Begriff »Haus Österreich« mit dem Königtum und verbanden damit sogar den Anspruch auf das Erbrecht im Reich. Geboren wurde dieser neue Österreichbegriff aber keineswegs im alten Herzogtum Österreich, sondern am Bodensee unter maßgeblichem Einfluß der alemannischen Berater der Habsburger. Insbesondere ist in diesem Zusammenhang der Konstanzer Marquard Brisacher<sup>62</sup> zu nennen, der der Reichskanzlei Albrechts II. und Friedrichs III. angehörte. Die österreichische Geschichtsschreibung vernachlässigte lange Zeit die ideologisch tragende Rolle der Vorderen Lande beim imperialen Aufstieg des Hauses Habsburg am Ende des Mittelalters. Die Kenntnis dieser Zusammen-

58 Eine ausführliche Darstellung dieser Vorgänge, die den gegenwärtigen Forschungsstand repräsentiert, bietet Heinrich KOLLER, Kaiser Siegmunds Kampf gegen Herzog Friedrich IV. von Österreich. In: *Studia Luxemburgensia*. Festschrift Heinz Stob zum 70. Geburtstag. Hg. von Friedrich Bernward FAHLBUSCH und Peter JOHANEK. Warendorf 1989, S. 313–352. Vgl. auch Wilhelm BAUM, Friedrich IV. von Österreich und die Schweizer Eidgenossen. In: *Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im deutschen Reich des Mittelalters*. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 87–109.

59 Otto STOLZ, Der territoriale Besitzstand des Herzogs Friedrich IV. d. Ae. von Österreich-Tirol im Oberrheingebiete (1404–1439). In: *Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins* NF 55 (1942), S. 30–50.

60 Zu den Revindikationen vgl. BAUM (wie Anm. 50), 143 ff.; DERS. (wie Anm. 58), S. 97 ff.

61 Vgl. zu dieser Thematik insbesondere Heinrich KOLLER, Die Habsburgergräber als Kennzeichen politischer Leitmotive in der österreichischen Historiographie. In: *Historiographia mediaevalis*. Festschrift für Franz-Josef Schmale zum 65. Geburtstag. Darmstadt o. J., S. 256–269.

62 Zu Brisacher Peter F. KRAMML, Kaiser Friedrich III. und die Reichsstadt Konstanz (1440–1493). Die Bodenseemetropole am Ausgang des Mittelalters. Sigmaringen 1985 (= *Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen*. Neue Folge der Konstanzer Stadtrechtsquellen 29), S. 294 ff. und DERS., Komponenten sozialen Aufstiegs am Beispiel des spätmittelalterlichen Konstanz. In: *Montfort* 46 (1994), S. 20–42, hier S. 26.

hänge ist nunmehr den Forschungen Heinrich Kollers zu verdanken.<sup>63</sup> Das Österreichbewußtsein in den Vorderen Landen war um und nach der Mitte des 15. Jahrhunderts wohl das ausgeprägteste des ganzen habsburgischen Machtbereichs. Als König Friedrich 1442 nach Freiburg im Uechtland, der westlichsten Außenposition der Habsburger in der heutigen Schweiz kam, empfingen ihn die Jubelrufe »Hie Österrich, hie Österrich« der dortigen Bürgerschaft. Die Ankunft ihres Stadtherrn rührte die Bürger zu Tränen, ihre Begeisterung kannte keine Grenzen.<sup>64</sup> Derselbe Friedrich war hingegen für die österreichischen Stände ein Landfremder, ein »Steirer«. Bewußt »österreichisch« fühlte und dachte man im Elsaß, im Breisgau, am Bodensee, an der schwäbischen Donau, kaum aber in Tirol, der Steiermark oder in Kärnten, wo das gefestigte, alte Landesbewußtsein Vorrang besaß.

Mit Elan schritt Friedrich III. an die Revindikation der an die Eidgenossen verlorenen österreichischen Besitzungen und Rechte. Einen willigen Partner fand er bei diesem Unterfangen ausgerechnet in Zürich, das damals schon bald ein Jahrhundert zur Eidgenossenschaft zählte. Zürich hatte sich mit Schwyz um das Erbe des 1436 verstorbenen Grafen Friedrich VII. von Toggenburg, der einer der Nutznießer der Ächtung Friedrichs IV. von Österreich gewesen war, gestritten und unterlag in diesem Konflikt zuletzt auch militärisch dem eigenen Bundesgenossen.<sup>65</sup> Dadurch wurde eine Allianz möglich, die für die nationale Geschichtsschreibung der Schweiz<sup>66</sup> so ungeheuerlich war, daß sie sie lange Zeit verschwieg: Im Herbst 1440 beteiligte sich der österreichische Vogt von Feldkirch, Wolfhard von Brandis, an der Seite der Schwyzer an einer militärischen Aktion gegen die Zürcher Gebiete im Sarganserland. Im Gegenzug restituierte Schwyz dem Haus Österreich die von den Zürchern entfremdete Herrschaftsrechte in Freudenberg (heute Kanton St. Gallen).<sup>67</sup>

Zürich – Reichsstadt und eidgenössischer Ort – war politisch weitgehend isoliert; das eidgenössische Bündnis brachte keinerlei Vorteile mehr. Bereits während des kurzen Königtums Albrechts II.<sup>68</sup> hatte die Limmatstadt daher eine Annäherung an das habsburgische Reichsoberhaupt gesucht. Auch nach dessen unerwartetem Tod bot sich für einen Kurswechsel nur der »Erbfeind«, eben das Haus Österreich, an. Initiator entsprechender Kontakte war der schon erwähnte königliche Protonotar Marquard Brisacher. Während der Rei-

63 Heinrich KOLLER, Zur Herkunft des Begriffs »Haus Österreich«. In: Festschrift Berthold Sutter. Hg. von Gernot KOCHER und Gernot D. HASIBA. Graz 1983, S. 277–288, hier S. 280 ff., DERS., Zur Bedeutung des Begriffs »Haus Österreich«. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 78 (1970), S. 338–364 hier S. 344 f.; DERS., Das »Königreich« Österreich. Graz 1972 (= Kleine Arbeitsreihe des Instituts für Europäische und Vergleichende Rechtsgeschichte an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Graz 4), 26 f.; Das Reichsregister König Albrechts II. Bearb. von Heinrich KOLLER. Wien 1955 (= Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs, Erg. Bd. 5), S. 222.

64 Alois NIEDERSTÄTTER, Der Alte Zürichkrieg. Studien zum österreichisch-eidgenössischen Konflikt sowie zur Politik König Friedrichs III. in den Jahren 1440 bis 1446. Wien, Köln, Weimar 1995 (= Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 14), S. 145 ff. Zum Besuch in Fribourg vgl. Die Chronik des Nicod du Chastel (1435–1452). Hg. von Albert BÜCHI. In: Anzeiger für Schweizerische Geschichte 18 (1920), S. 106–128, hier S. 119 f.

65 Karl Heinz BURMEISTER, Feldkirch im Spannungsfeld des Gegensatzes zwischen der Eidgenossenschaft und Österreich und die Auswirkungen auf den in Zürich hinterlegten Freiheitsbrief von 1376. In: Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 329–343, hier S. 336.

66 Dazu neuerdings MARCHAL (wie Anm. 12), S. 16 ff.

67 Alois NIEDERSTÄTTER, Die ersten Regierungsjahre Kaiser Friedrichs III. und der Südwesten des Reichs. Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 111–129, hier S. 117 f.

68 Zur Regierung Albrechts ausführlich Günther HÖDL, Albrecht II. Königtum, Reichsregierung und Reichsreform 1438–1439. Wien, Köln, Graz 1978 (= Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmer, Regesta Imperii 3).

se Friedrichs III. zur Krönung nach Aachen wurden Verhandlungen aufgenommen. Der König gedachte nicht nur, den Zürchern allen ehemals österreichischen Besitz als Preis für das Wiedererlangen seiner Gnade abzunehmen; er wollte den Bund dazu nützen, auch die anderen Gebiete zurückzugewinnen, die von den Eidgenossen 1415 erobert und ihnen von König Sigismund namens des Reichs verpfändet worden waren. Die Ergebnisse der Verhandlungen zwischen Friedrich III. und Zürich wurden am 17. Juni 1442, seinem Krönungstag, beurkundet.<sup>69</sup> Zürich mußte unter anderem die Herrschaft Kyburg abtreten, sollte aber später – einem geheimen Zusatzprotokoll gemäß – mit der Grafschaft Toggenburg entschädigt werden. Zur Durchsetzung der gemeinsamen Interessen gewährte der König den Zürchern ein Bündnis mit einem genau festgelegten Teil der Vorderen Lande Österreichs. Es mußte den Beteiligten klar sein, daß ein beträchtlicher Teil der Abmachungen zwischen Habsburg und Zürich erst erfüllt werden konnte, wenn zuvor die Macht der Schwyzer gebrochen würde.

Vor allem der vorderösterreichische Adel begrüßte die Annäherung Zürichs an das Haus Habsburg. Mehrfach gedemütigt von den Eidgenossen wollte er Rache nehmen, Rache auch für die gefallenen Verwandten. Zürich sollte die Truppen stellen, der Adel das Kommando führen, um den Eidgenossen endlich eine Lektion zu erteilen. Ein neuerliches Erstarken Habsburgs im Westen hätte außerdem den adeligen Einfluß beträchtlich vermehrt. Beide Seiten – Habsburg wie auch Zürich – glaubten, durch den Bund ans Ziel ihrer Wünsche zu gelangen und überdies besser auszustiegen als der Vertragspartner. Der Schwyzer Landschreiber Fründ formulierte das erfrischend drastisch: *dann man ret hie und dört, eintwedrer teil hette den andren beschissen*<sup>70</sup>

Im August verließ Friedrich Frankfurt zu einem spektakulären Krönungsumritt.<sup>71</sup> Von Aachen kommend, zog er über Städte am Hochrhein nach Zürich, um das Bündnis mit der Limmatstadt feierlich zu vollziehen. Dort konnte Friedrich bereits erste Erfolge verbuchen. Winterthur und Rapperswil, seit 1415 reichsunmittelbar, kehrten freiwillig unter die Herrschaft des Hauses Österreich zurück.<sup>72</sup> Dann betrat der König zur Überraschung aller ehemals österreichisches Territorium, das seit mehr als einem Vierteljahrhundert unter gemeineidgenössischer Verwaltung stand: Baden, der vormalige Verwaltungsmittelpunkt<sup>73</sup> der Vorderen Landen, und das Kloster Königsfelden waren besonders symbolträchtige Stationen der Reise. In Konstanz, wo Friedrich IV. geächtet worden war, verweigerte der König den Eidgenossen die Konfirmationen ihrer Privilegien, sofern sie ihm nicht zuvor sein väterliches Erbe, also die 1415 annektierten Gebiete, zurückgeben würden.

Aufgrund der Begeisterung, die ihm in vielen Orten entgegengebracht wurde, mag für Friedrich der Eindruck entstanden sein, daß allein durch sein Auftreten und seine königliche Autorität die verlorenen habsburgischen Rechte wiedergewonnen werden könnten. Selbst die Bewohner der Gebiete unter eidgenössischer Verwaltung rechneten mit einer Rückkehr an Österreich und bemühten sich vorsorglich um die Gunst Friedrichs.<sup>74</sup>

69 Regesten Kaiser Friedrichs III. (1440–1493) nach Archiven und Bibliotheken geordnet. Hg. von Heinrich KOLLER. H. 6: Die Urkunden und Briefe aus den Archiven des Kantons Zürich (vornehmlich aus dem Staatsarchiv Zürich). Bearb. von Alois NIEDERSTÄTTER. Wien, Köln 1989. 45 ff.

70 Die Chronik des Hans FRÜND, Landschreiber zu Schwytz. Hg. von Christian Immanuel KIND. Chur 1875, S. 111.

71 Zum Umritt vgl. Joseph SEEMÜLLER, Friedrichs III. Aachener Krönungsreise. In: Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 17 (1896), S. 585–665.

72 NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 64), S. 98 ff.

73 Zur habsburgischen Verwaltung im Westen nunmehr FRANZ QUARTHAL, Residenz, Verwaltung und Territorialbildung in den westlichen Herrschaftsgebieten der Habsburger während des Spätmittelalters. Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 61–85, hier S. 70 ff.

74 NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 64), S. 145 ff.

Österreichs Rechtslage war günstig, da Friedrich III. nicht nur als österreichischer Herzog Ansprüche erheben, sondern auch als König die Rücklösung der Verluste von 1415 ans Reich, in dessen Namen Sigismund die Verpfändungen vorgenommen hatte, verlangen konnte. Allerdings hatte er nur dann Erfolgchancen, wenn die Eidgenossen unter dem Druck der Ereignisse freiwillig den Aargau abtraten oder sich auf einen gerichtlichen Austrag einließen. Es zeichnete sich aber bereits in Konstanz ab, daß die Eidgenossen weder zum einen noch zum anderen bereit waren. Eine militärische Konfrontation wurde immer wahrscheinlicher, was der vorderösterreichische Adel lebhaft begrüßte, Friedrich aber offenbar hatte vermeiden wollen. Sichtlich enttäuscht reiste er gegen Ende des Jahres 1442 aus den Vorderen Landen ab. Die Führung des Krieges, der im Mai 1443 ausbrach, die Geschichtsschreibung nennt ihn den »Alten Zürichkrieg«, überließ er vollständig seinen regionalen Amtsträgern, insbesondere dem Markgrafen Wilhelm von Hachberg, dem österreichischen Landvogt im Elsaß, Sundgau und Breisgau.<sup>75</sup>

Es gelang der Koalition nicht, ihr Offensivkonzept zu verwirklichen und den Gegner in eigenen Land anzugreifen. Nach kurzer Gegenwehr verlor Zürich den Großteil des städtischen Territoriums an die Schwyzer und ihre Verbündeten. Nach und nach hatten sich nämlich auch die anderen eidgenössischen Orte gegen die Zürcher entschieden. Ein zweiter eidgenössischer Kriegszug Ende Juli 1443 führte zu einer schweren Niederlage zürcherisch-österreichischer Kräfte unmittelbar vor der Stadt Zürich.<sup>76</sup>

Da der König keinerlei materielle Hilfe leistete, suchte der vorländische Adel anderswo Beistand gegen die Eidgenossen. Er unterstützte die Bestrebungen Herzog Sigmunds von Tirol um Entlassung aus der Vormundschaft Friedrichs III. und stellte sich damit gegen den König. Ohne dessen Zustimmung, jedoch mit Billigung Sigmunds wurde mit Burgund verhandelt. Später folgten Gespräche mit dem französischen Thronfolger um Überlassung der unter seinem Kommando stehenden »Armagnaken«. Diese bekannt grausamen, durch das Ende des Hundertjährigen Krieges »arbeitslos« gewordenen Söldner wurde in Frankreich *écorceurs*, »Schinder«, genannt.<sup>77</sup>

Als die Eidgenossen den Krieg nach einem Waffenstillstand im Jahr 1444 mit der Belagerung von Zürich fortsetzten, schickte der französische Dauphin seine Armagnaken in den Kampf. Es ging ihm nicht vorrangig darum, Österreich und Zürich einen Gefallen zu erweisen, sondern seine Truppen außer Landes zu bringen. Sie zogen in das Gebiet von Basel, wo ihnen eine kleine eidgenössische Erkundungsabteilung von etwa 1.500 Mann am 26. August 1444 die berühmte Schlacht von St. Jakob an der Birs<sup>78</sup> lieferte. Die eidgenössische Einheit wurde nach unvorstellbar hartem Ringen vom vielfach überlegenen Gegner vollständig aufgerieben. Der Ausgang der Schlacht beendete zwar die Belagerung der Stadt Zürich, bedeutete aber keineswegs eine militärische Entscheidung des Konflikts. Die Niederlage verwandelte sich vielmehr zu einem der bedeutendsten Siege in der eidgenössischen Kriegsgeschichte. Ihr absolut kompromißloser Kampf steigerte den Ruf der eidgenössischen

75 Ebenda 170 ff.

76 Ebenda 197 ff.

77 H[einrich] WITTE, Die Armagnaken im Elsaß 1439–1445. Straßburg 1889 (= Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen 3); Volker SCHMIDTCHEN, Kriegswesen im späten Mittelalter. Technik, Taktik, Theorie. Weinheim 1990, S. 47. Ein Hilfgesuch Friedrichs III. vom August 1443 an Frankreich um Überlassung der Armagnaken war singulär und ohne Reaktion geblieben. Es bot freilich später dem französischen König eine willkommene Rechtfertigung, als die Armagnaken Reichsgebiet verwüsteten. Obwohl der Armagnakenzug und seine Folgen in erster Linie auf das Konto das vorländischen Adels gehen, wurde die Schuld Friedrich III. zugeschoben, was seinem Ruf in der Geschichtsschreibung bis heute abträglich ist. Vgl. etwa Erich ZÖLLNER, Geschichte Österreichs. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Wien 1984, S. 146.

78 Eine Zusammenstellung der Literatur bei SCHAUFELBERGER (wie Anm. 42), S. 300 f.

Kriegsknechte weiter und trug wesentlich dazu bei, daß der Dauphin sein militärisches Engagement an der Seite Österreichs und Zürichs beendete und seine hemmungslos raubenden und mordenden Truppen ins Rheinland führte, wo sie bis 1445 wüteten.<sup>79</sup>

1444 betraute das Reichsoberhaupt seinen Bruder Herzog Albrecht VI. mit der Fortführung des Kriegs und übertrug ihm die Regierung über die Vorderen Lande und die Grafschaft Tirol.<sup>80</sup> Der König distanzierte sich damit vollständig von den Vorgängen im Westen. Herzog Albrecht schien das Kriegsglück anfangs gewogener, zumal er die Hilfe des Grafen Ulrich von Württemberg und der Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg und Jakob von Baden gewinnen konnte.<sup>81</sup> Es gelang ihm der Entsatz der seit längerem belagerten österreichischen Stadt Rapperswil. Der Hauptkriegsschauplatz verlagerte sich an der Jahreswende 1444/45 aus dem Zürcher Umland nach Osten an den Walensee und den Rhein, ohne daß eine der beiden Seiten klare Vorteile errang. Weitere Kampfhandlungen am Hochrhein und im Alpenrheintal brachten gleichfalls keine Veränderung der Verhältnisse. Ein letzter großer Plan Albrechts, eine Art Kreuzzug gegen die Eidgenossen zu unternehmen, konnte nicht einmal im Ansatz realisiert werden. Aufgrund der Erschöpfung beider Seiten wurden im Mai 1446 Verhandlungen aufgenommen, die zur Einstellung der Kampfhandlungen führten. Die endgültige Beilegung aller Streitpunkte erfolgte schließlich 1450. Das Bündnis zwischen Österreich und Zürich wurde für ungültig erklärt und ein dreijähriger Frieden geschlossen.<sup>82</sup>

Der Alte Zürichkrieg endete zwar im wesentlichen ohne territoriale Verluste für Österreich, eine grundlegende Veränderung der Kräfteverhältnisse südlich des Hochrheins zugunsten Habsburgs war aber selbst mit einem Partner aus den Reihen der Eidgenossenschaft und mit Unterstützung durch auswärtige Kräfte nicht mehr möglich. Trotz gelegentlicher Annäherungen<sup>83</sup> war es nur eine Frage der Zeit, bis die verbliebenen österreichischen Besitzungen im unmittelbaren eidgenössischen Interessengebiet unhaltbar würden. Andererseits zeigt das Beispiel des Alten Zürichkriegs eindrücklich, daß das Mit- und Gegeneinander der eidgenössischen Orte und Österreichs wesentlich komplexer war, als die nationale Geschichtsschreibung dies lange Zeit wahrhaben wollte.

Im 15. Jahrhundert verfestigte sich auch die eidgenössische Befreiungsmythologie<sup>84</sup> mit allen bekannten Zutaten. Der Humanist Aegidius Tschudi formulierte sie schließlich im

79 Hans BERGER, *Der Alte Zürichkrieg im Rahmen der europäischen Politik. Ein Beitrag zur »Aussenpolitik« Zürichs in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts.* Zürich 1978, S. 146 ff.

80 Urkunde ediert bei NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 64), S. 395 ff.

81 Gerade Baden (seit etwa 1430), aber auch Württemberg zählten zu den Stützen Habsburgs im Südwesten. Die engen Beziehungen zwischen Habsburg und Baden fanden ihren Ausdruck in der Ehe Katharinas, der Schwester Friedrichs III. und Albrechts VI., mit Markgraf Karl von Baden. Konrad KRIMM, *Baden und Habsburg um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Fürstlicher Dienst und Reichsgewalt im späten Mittelalter.* Stuttgart 1976 (= Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde im Baden Württemberg B. 89), S. 27 ff.; Wilhelm BAUM, *Kaiser Friedrich III. und die Grafen von Württemberg.* In: *Kaiser Friedrich III. (1440–1493) in seiner Zeit. Studien anlässlich des 500. Todestages am 19. August 1493/1993.* Hg. von Paul-Joachim HEINIG. Köln, Weimar, Wien 1993 (= Forschungen zur Kaiser- und Papstgeschichte des Mittelalters, Beihefte zu J. F. Böhmers, Regesta Imperii 12) 103–138, hier S. 105 ff.; Volker PRESS, *Eberhard im Bart als Graf und Fürst des Reiches. Eberhard und Mechthild.* In: *Untersuchungen zu Politik und Kultur im ausgehenden Mittelalter.* Hg. von Hans-Martin MAURER. Stuttgart 1994 (= Lebendige Vergangenheit. Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins 17.) S. 9–34, hier S. 11 ff.

82 NIEDERSTÄTTER (wie Anm. 64), S. 275 ff.

83 Werner MALECZEK, *Die diplomatischen Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich in der Zeit von 1430 bis 1474.* Phil. Diss. Innsbruck 1968 (masch.), S. 125.

84 MARCHAL (wie Anm. 10), passim. Vgl. auch Marcel BECK, *Zum Problem der Rechtfertigung der eidgenössischen Befreiungstradition bei Ägidius Tschudi.* In: *Archivalia et Historica. Festschrift für Anton Largiadèr.* Hg. von Dietrich SCHWARZ und Werner SCHNYDER. Zürich 1958, S. 235–243.

16. Jahrhundert endgültig aus. So steht denn auch im Zentrum der Chronik Tschudis<sup>85</sup> die Rechtfertigung der Verdrängung Österreichs, das man in der Rolle des Angreifers sah, die wachsende Eidgenossenschaft aber in der des rechtmäßig um seine Befreiung Ringenden. Da die Eidgenossenschaft Tschudis Argumentation zufolge auf das vorrömische Helvetien zurückging und damit älter und ehrwürdiger war als das erneuerte Reich, konnte der stete Vorwurf entkräftet werden, die Eidgenossen hätten gegen ihre rechtmäßigen Herren rebelliert.<sup>86</sup> »Diese Auffassung hat in ihren weiteren Umrisen nicht nur das schweizerische Geschichtsbewußtsein geprägt, sie [...] ist in Schillers Telldrama eingegangen und hat so mindestens einen Teil des deutschen Bildungsbürgertums berührt.«<sup>87</sup> Erst in jüngerer Zeit gelang eine Korrektur dieses Bildes.

Unter Herzog Sigmund<sup>88</sup>, dem letzte Sproß der Tiroler Linie der Habsburger, gingen die meisten noch verbliebenen österreichischen Positionen südlich des Rheins verloren. Fribourg trat 1452 unter savoyische Oberhoheit, 1454 assoziierte sich Schaffhausen der Eidgenossenschaft, 1458 Rapperswil. 1460 geriet der Habsburger in eine ähnliche Situation wie knapp ein halbes Jahrhundert zuvor sein Vater. Wegen eines Streites mit Kardinal Nikolaus Cusanus<sup>89</sup>, dem Bischof von Brixen, wurde er mit dem Kirchenbann belegt. Wiederum nützten die Eidgenossen die Situation und bemächtigten sich als Exekutoren dieser geistlichen Sanktion des Thurgaus. Im Frieden von Konstanz (1461) verlor der Habsburger fast alle noch verbliebenen linksrheinischen Besitzungen – bis auf Laufenburg und Rheinfelden mit dem Fricktal – sowie die schließlich 1467 an Zürich verkaufte Stadt Winterthur.<sup>90</sup>

Der weitgehende Verlust der habsburgischen Positionen südlich von Hochrhein und Bodensee bedeutete ein klares Aussondern der Herrschafts- bzw. Einflußgebiete. Erst das Entstehen einer Grenze entlang des Hochrheins, des Bodensee und des Alpenrhein ließ einen dauerhaften Frieden in den Bereich des Möglichen rücken. Den Anlaßfall lieferte die »große« Politik, ein gescheitertes Bündnis Sigmunds mit Herzog Karl dem Kühnen von Burgund.

Der Habsburger hatte 1469 im Vertrag von Saint-Omer<sup>91</sup> mit Burgund eine gegen die

85 Aegidius TSCHUDI, *Chronicon Helveticum* [...]. Hg. von Johann Rudolf ISELIN. 2 Theile. Basel 1734–36. Eine kritische Neuausgabe besorgt Bernhard STETTLER in: *Quellen zur Schweizer Geschichte* NF 1, Abt. 7. Bern 1968 ff.

86 Peter STADLER, *Das schweizerische Geschichtsbild und Österreich*. In: *Schweiz – Österreich. Ähnlichkeiten und Kontraste*. Hg. von Friedrich KOJA und Gerald STOURZH. Wien, Köln, Graz 1986 (= *Studien zu Politik und Verwaltung* 14), S. 33–47, hier S. 34 ff.

87 Ebenda S. 36. Allerdings wurden auch in der Schweiz gelegentlich andere Meinungen vertreten. Bereits Joseph Eutyeh Kopp (1793–1866), der am Beginn der Epoche kritischer Geschichtsforschung in der Schweiz steht, war um eine Ehrenrettung der in seinen Augen verleumdeten Habsburger bemüht. Vgl. dazu Richard FELLER und Edgar BONJOUR, *Geschichtsschreibung der Schweiz vom Spätmittelalter zur Neuzeit*. Bd. 2. Basel, Stuttgart 1962, S. 793 ff.

88 Vgl. Wilhelm BAUM, *Sigmund der Münzreiche*. Zur Geschichte der habsburgischen Länder im Spätmittelalter. Bozen 1987.

89 Wilhelm BAUM, *Nikolaus Cusanus in Tirol*. Das Wirken des Philosophen und Reformators als Fürstbischof von Brixen. Bozen 1983 (*Schriften des Südtiroler Kulturinstitutes* 10).

90 Zusammenfassung bei SCHAUFELBERGER (wie Anm. 42), S. 310 ff. Eine ausführliche Chronologie der Ereignisse sowie eine Zusammenstellung der Quellen bei Bruno MEYER, *Der Thurgauer Zug von 1460*. In: *Thurgauische Beiträge zur vaterländischen Geschichte* 97 (1960) 15–47. Vgl. dazu zuletzt Rolf KÖHN, *Krieg im ausgehenden Spätmittelalter. Die Eroberung der habsburgischen Nordostschweiz durch die Eidgenossen im Herbst 1460*. In: *Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung* 111 (1993), S. 67–104.

91 Die Vertragstexte in Urkunden, Briefe und Actenstücke zur Geschichte der habsburgischen Fürsten K. Ladislaus Posth., Erzherzog Albrecht VI. und Herzog Siegmund von Österreich. Aus den Jahren 1443–1473. Hg. von Joseph CHMEL. Wien 1850 (= *Fontes Rerum Austriacarum* 2/2), S. 223 ff.; *Regesten in Actenstücke und Briefe zur Geschichte des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I.* 3 Bde. Hg. von Joseph CHMEL. Wien 1854–58 (= *Monumenta Habsburgica*. Sammlung von Actenstücken und

Eidgenossen gerichtete Allianz geschlossen und Karl als Gegenleistung für ein Darlehen von 50.000 Gulden das Oberelsaß, die Grafschaft Pfirt, die vier Waldstädte am Rhein sowie die Besitzungen im südlichen Schwarzwald und Breisach verpfändet.<sup>92</sup> Da sich Karl der Kühne jedoch nicht gegen die Eidgenossen gebrauchen ließ, näherte sich Sigmund in weiterer Folge an diese an und schloß am 11. Juni 1474 in der Bodenseestadt Konstanz die »Ewige Richtung«<sup>93</sup>, einen Freundschaftsvertrag mit gegenseitigen Hilfsverpflichtungen und dem ausdrücklichen Verzicht auf die an die Eidgenossen gefallen, ehemals österreichischen Gebiete. Hinsichtlich ihres unmittelbaren Zwecks, dem Zurückdrängen Burgunds aus dem Elsaß und dem Breisgau, blieb die österreichisch-eidgenössischen Koalition erfolgreich. Die »Ewige Richtung« spiegelt das gesamte Spektrum habsburgischer Politik gegenüber der Eidgenossenschaft wider. Sigmunds kaiserlicher Vetter Friedrich ratifizierte das Übereinkommen nämlich nicht, da er den grundsätzlichen Verzicht auf habsburgische Erblande nicht akzeptieren konnte. In der Praxis jedoch tolerierte er den Vertrag.<sup>94</sup>

Die Kontrahenten waren einer endgültigen Beilegung des Konflikts näher gekommen. Auch Maximilian I. verzichtete bald nach seiner Wahl zum römischen König auf territoriale Ansprüche gegenüber den Eidgenossen. Noch aber bestanden überlappende territoriale Interessen, der latente ideologische Gegensatz und das gegenseitige Mißtrauen konnten so rasch nicht ausgeräumt werden. Um die Machtzonen ein für allemal abzustecken, mußte es noch einmal zum Krieg kommen. 1488 riefen Kaiser Friedrich III. und sein Sohn Maximilian zur Abwehr der bayerischen Expansion nach Schwaben den sogenannten Schwäbischen Bund ins Leben. Er entwickelte sich zu einem verhältnismäßig straff organisierten Instrument kaiserlicher Politik, das die Eidgenossen mit großem Mißtrauen betrachteten. Eine wesentliche Folge seiner Existenz war denn auch die Verhinderung der schon sicher scheinenden Expansion der Eidgenossen über den Rhein nach Konstanz, in den Schwarzwald und nach Rottweil. Die Spannungen erreichten ihren Höhepunkt, als es dem Schwäbischen Bund gelang, die Reichsstadt Konstanz zum Beitritt zu bewegen, die die Eidgenossen bereits zu ihrem unmittelbaren Einflußgebiet rechneten.<sup>95</sup>

Truppenansammlungen beider Seiten unterstrichen im Frühjahr 1499 den Ernst der Lage. Zu ersten offenen Kampfhandlungen im Rahmen des »Schweizerkriegs« – oder »Schwabenkriegs«, wie ihn die Eidgenossen nennen – kam es schließlich im Gebiet des heutigen Fürstentums Liechtenstein sowie im nördlichen Graubünden. Dann verlagerte sich das militärische Geschehen an den Bodensee. Bei Hard am Vorarlberger Bodenseeufer siegten die Innerschweizer, St. Galler und Appenzeller. Nunmehr boten beide Seiten ihre gesamte Macht auf. Die Eidgenossen plünderten im Hegau, während die Truppen des Schwäbischen

Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473 bis 1576 1/1–3), hier Bd. 1, S. 3 ff.

92 Unter Einbeziehung jüngerer Forschungen Geschichte der Schweiz (wie Anm. 2), S. 296 ff. Zum Verhältnis zwischen Sigmund und dem Burgunderherzog nunmehr Werner PARAVICINI, Karl der Kühne, Sigmund von Tirol und das Ende des Hauses Burgund. In: Der Schlern 50 (1976), S. 442–451.

93 Texte der Verhandlungen bei CHEL, Actenstücke (wie Anm. 91), 1 S. 173 ff.; Die Eidgenössischen Abschiede aus dem Zeitraume von 1421 bis 1477. Bearb. von Anton Philipp SEGESSER. Luzern 1865 (Amtliche Sammlung der älteren Eidgenössischen Abschiede 2), S. 473 ff. Friedensvertrag ebenda S. 913 ff.

94 Paul-Joachim HEINIG, Friedrich III., Maximilian I. und die Eidgenossen. In: Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 267–293, hier S. 278.

95 Dazu nunmehr Horst CARL, Eidgenossen und Schwäbischer Bund – feindliche Nachbarn? Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 215–265, hier S. 225 f. sowie DERS., Der schwäbische Bund und das Reich – Konkurrenz und Symbiose. In: Alternativen zur Reichsverfassung in der frühen Neuzeit. Hg. von Volker PRESS. München 1993, S. 43–63.

Bundes südlich des Bodensees derselben Beschäftigung nachgingen. Ein städtischer Chronist nannte das treffend: »Sackmann machen«. In der Schlacht bei Schwaderloh erlitten die Kaiserlichen eine weitere schwere Niederlage, ebenso bei Frastanz im Walgau. Im Sommer 1499 zog König Maximilian I. selbst an den Bodensee, um dem Krieg eine Wende zu geben. Erste kleinere Kampfhandlungen brachten keine Entscheidung, schließlich aber wurde ein vom Oberrhein her vorrückendes kaiserliches Heer bei Dornach von den Eidgenossen über- rascht und nach langem Kampf geschlagen.<sup>96</sup>

Beide Seiten wurden des Krieges müde, so daß die bald aufgenommenen Verhandlungen zum Basler Frieden vom 22. September 1499 führten. Österreich brauchte keine nennenswerten territorialen Verluste hinzunehmen, die Eidgenossenschaft wurden vom Reichskammergericht, von der Teilnahme an den Reichstagen und der Entrichtung des Reichspfennigs befreit. Ob damit die Eidgenossenschaft tatsächlich de facto aus dem Reich ausschieden, wie die Schweizer Geschichtsschreibung immer wieder betont,<sup>97</sup> ist jedoch mehr als fraglich, denn auch anderen größeren Territorialmächten innerhalb des Reichsverbandes wurden entsprechende Privilegien gewährt bzw. bestätigt. So blieben sie vorerst weiterhin *des heiligen Römischen rachs besonders gefryete staend*, wie sie sich selbst gerne bezeichneten.<sup>98</sup>

Mit dem Schweizerkrieg kamen die großen politischen Entwicklungen an den Ufern des Bodensees und am Rhein zu Ende, die Grenzen zwischen österreichisch-schwäbischem und eidgenössischem Machtbereich waren auf Dauer fixiert.<sup>99</sup> »Schweizer« und »Schwaben« – damals in politischer Hinsicht ein Synonym für »Österreicher« – hatten sich auseinandergeliebt. Am Ende des Mittelalters war als Folge des habsburgisch-eidgenössischen Gegensatzes eine den Anrainern deutlich bewußte Grenze quer durch alemannisches Gebiet entstanden, die heute noch unterschiedliche Mentalitäten trennt.<sup>100</sup>

#### Anschrift des Verfassers:

Univ.-Doz. Dr. Alois Niederstätter, Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstr. 28,  
A-6900 Bregenz

96 Zum Kriegsverlauf unter anderem SCHAUFELBERGER (wie Anm. 42), S. 340 ff.; Geschichte der Schweiz (wie Anm. 2), S. 317 ff.; BILGERI, Geschichte (wie Anm. 56), 267 ff.; Hermann WIESFLECKER, Kaiser Maximilian I. 5 Bde. Wien 1971–86, hier Bd. 2, S. 330 ff.; Helmut MAURER, Konstanz im Mittelalter 2: Vom Konzil bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts. Konstanz 1989, S. 227 ff. Zu den Beziehungen Maximilians zur Bodenseeregion Alois NIEDERSTÄTTER, Maximilian I. und die Bodenseeregion. In: Der Reichstag zu Lindau 1496/97. Lindau 1998 (= Neujahresblatt des Museumsvereins Lindau 38), S. 38–55.

97 So zuletzt etwa Geschichte der Schweiz (wie Anm. 2), S. 320 f.

98 Karl MOMMSEN, Eidgenossen, Kaiser und Reich. Studien zur Stellung der Eidgenossenschaft innerhalb des heiligen römischen Reiches. Basel, Stuttgart 1958 (= Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 7), S. 286 ff. Zum Reichsverständnis der Eidgenossenschaft nunmehr HEINIG (wie Anm. 94), S. 292 f.

99 FEGER (wie Anm. 1), S. 348.

100 Vgl. dazu nunmehr MAURER (wie Anm. 1) sowie DERS., Formen der Auseinandersetzung zwischen Eidgenossen und Schwaben: Der »Plappartkrieg« von 1458. Die Eidgenossen und ihre Nachbarn im Deutschen Reich des Mittelalters. Hg. von Peter RÜCK unter Mitwirkung von Heinrich KOLLER. Marburg an der Lahn 1991, S. 193–214.



## Graf Hugo VII. von Montfort-Feldkirch-Tosters (1300–1359), Raubritter und patriarchalischer Grundherr

VON KARL HEINZ BURMEISTER

Die Lande der Grafen von Montfort, die sich ursprünglich von der Schussen im Norden zum Arlberg im Osten und bis Sargans im Süden erstreckt haben, zeitweise sogar vom Septimer bis zur oberen Donau reichten, wurden durch die nach dem Hausrecht übliche Vererbung an die Söhne zur gesamten Hand immer wieder geteilt und somit zersplittert. Bereits im 13. Jahrhundert zerfiel das Haus Montfort in die Montforter und Werdenberger. Die Montforter ihrerseits teilten sich in die Hauptlinien Montfort-Feldkirch, Montfort-Bregenz und Montfort-Tettnang. Im 14. Jahrhundert zeichnete sich eine neuerliche Teilung der Feldkircher Linie in die Häuser Montfort-Feldkirch-Feldkirch und Montfort-Feldkirch-Tosters ab. Die Brüder Rudolf IV. und Hugo VII. hatten diese Teilung, die auf eine Halbierung der Grafschaft Feldkirch hinauslief, 1347 bereits vollzogen. Es ist lediglich der Tatsache zu danken, daß Hugo VII. zwölf Jahre später ohne männliche Nachkommen starb, daß diese für die Landesgeschichte wenig glückliche Teilung rückgängig gemacht wurde.

Der Versuch, eine neue Linie Montfort-Feldkirch-Tosters und mit ihr ein neues Territorium zwischen Bregenz und Feldkirch zu errichten – ein Territorium, das ungeachtet des Herrschaftssitzes in Tosters stark nach Bregenz ausgerichtet war (es umfaßte vor allem den Bregenzerwald, Dornbirn und Höchst-Fussach) –, dieser Versuch ist mit dem Namen des Grafen Hugo VII. von Tosters eng verbunden, um dessen Lebensgeschichte es hier im wesentlichen geht. Will man ihn vorausblickend mit einem Wort charakterisieren, so wird man Hugo VII. eher als eine unangenehme Persönlichkeit einschätzen: Benedikt BILGERI bezeichnet ihn als eine »*streitbare Natur*«<sup>1</sup>, was fast noch etwas schmeichelhaft ist; Hugo VII. war ein Mann, der die Fehde und den Streit geradezu suchte, der Typus eines Raubritters, der völlig prinzipienlos seine militärischen Machtmittel demjenigen zur Verfügung stellte, der am besten zahlte. Die allgemeine Einschätzung BILGERIS des Adels als politisch unfähig, herrenhaft rückständig und moralisch dekadent<sup>2</sup> wird einer solchen Persönlichkeit aber nicht gerecht; denn gerade in der Hinwendung Hugos VII. zum Soldienstunternehmer zeigt sich ein innovatives Element: der Versuch, aus einer Krise herauszufinden. Und eben das war auch der Weg, durch den die Emser ihren Aufstieg geschafft haben<sup>3</sup>.

Hugo VII. ist also, um das Ergebnis vorwegzunehmen, kein Heiliger gewesen. Sein Vater war jener erstmals 1282 erwähnte Hugo IV. junior, der 1310 in noch jungen Jahren bei Schaffhausen erschlagen wurde<sup>4</sup>, was zur Folge hatte, daß die Grafschaft Feldkirch durch dessen geistliche Brüder Rudolf III. und Ulrich II. verwaltet wurde, die beide keine Kinder hatten; so war abzusehen, daß die Grafschaft dereinst wieder an die Söhne Hugo IV. fallen würde. Die Mutter Hugos VII. war Anna von Veringen: eine selbstbewußte Frau, die sich in

1 Benedikt BILGERI, *Geschichte Vorarlbergs*, Bd. 2, Wien/Köln/Graz 1974, S. 48.

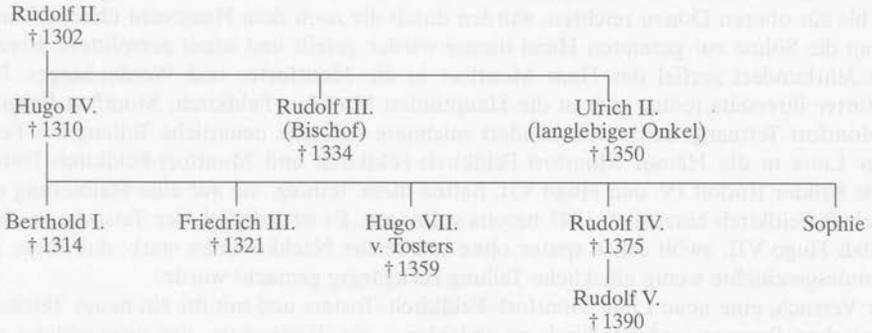
2 Diese Formulierung ist angelehnt an Roger SABLONIER, Graf Hartmann soll teil werden Vadutz. Der Werdenberger Teilungsvertrag von 1342. In: *Jahrbuch des Historischen Vereins für das Fürstentum Liechtenstein* 92, 1994, S. 1–36 (hier S. 28).

3 Vgl. dazu auch SABLONIER (wie Anm. 2), besonders S. 22 und S. 31.

4 Konrad Otto ROLLER, Die Grafen von Montfort und Werdenberg: 1. Montfort. In: *Genealogisches Handbuch der Schweiz*, Bd. 1, Zürich 1900/08, S. 145–187 (hier S. 156, Nr. 17).

ihrem Siegel als »*Comitissa Montis Fortis*« bezeichnete und als sitzende Figur mit einem Greifvogel in der Linken abbilden ließ<sup>5</sup>. Aus ihrer Ehe mit Hugo IV. gingen vier Söhne und vier Töchter hervor. Von diesen Söhnen sind zwei, nämlich Berthold I.<sup>6</sup> und Friedrich III.<sup>7</sup>, in jungen Jahren gestorben, so daß nur Hugo VII. und Rudolf IV. übrig blieben, die später dann auch die schon angesprochene Teilung der Herrschaft Feldkirch vornahmen. In den Quellen treten sie zunächst stets in enger Verbindung, fast wie unzertrennliche Brüder hervor; doch gingen sie durchaus ihre eigenen Wege.

### Stammtafel der Grafen von Montfort-Feldkirch



Hugo VII. wurde um 1300 geboren; es wurde vermutet, daß der 1321 im Rhein ertrunkene Friedrich III. ein Zwillingsbruder gewesen sein könnte<sup>8</sup>. Hugo VII. ist 1313 noch unmündig, 1314 aber mündig; Rudolf IV. ist noch 1318 und 1319 unmündig und erst 1320 mündig, war also um einige Jahre jünger als Hugo VII.; es bleibt dies deswegen hervorzuheben, weil Rudolf IV. in Zeugenlisten oft vor seinem Bruder Hugo VII. erscheint und überdies Rudolf IV. die Stammburg in Feldkirch erbt, so daß man ihn von daher für den älteren halten möchte; tatsächlich aber ist Hugo VII. der um sechs Jahre ältere Bruder.

Nachdem der eben zehnjährige Hugo VII. 1310 seinen Vater verlor<sup>9</sup>, wurde er zunächst wohl seinem Onkel Rudolf III. zur Erziehung anvertraut, dem weltgewandten geistlichen Herrn, damals noch Dompropst und Generalvikar in Chur, später Bischof von Chur, dann Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen, dem politisch wohl bedeutendsten Montforter aller Zeiten<sup>10</sup>. Rudolf III. führte die habsburgische Partei in Schwaben an; und so nimmt es uns nicht wunder, daß wir den erst 15jährigen Hugo VII. gemeinsam mit seinem Onkel Rudolf III. auf dem Felde bei Augsburg in den militärischen Diensten des Herzogs Leopold von Österreich sehen<sup>11</sup>.

5 Walther P. LIESCHING, in: Die Montforter (= Katalog des Vorarlberger Landesmuseums, 103), Bregenz 1982, S. 56, Nr. 139.

6 ROLLER (wie Anm. 4), S. 160 f., Nr. 27.

7 ROLLER (wie Anm. 4), S. 161, Nr. 28.

8 ROLLER (wie Anm. 4), S. 161, Nr. 29.

9 ROLLER (wie Anm. 4), S. 156, Nr. 17.

10 Über ihn vgl. Karl Heinz BURMEISTER, Rudolf III. von Montfort (1260–1334), Bischof von Chur und Konstanz. In: Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte 8 (1989), S. 95–109.

11 Johann Nepomuk VANOTI, Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg, Konstanz 1845 (Nachdruck Bregenz 1988), S. 69 und S. 476; REC Nr. 3921.

Ein Jahr später erscheinen Rudolf III. und »und sins bruoders son« Hugo VII. in St. Gallen als Zeugen bei einem Vergleich, den ihr Verwandter Hugo V. von Montfort-Bregenz mit dem Abt von St. Gallen schließt<sup>12</sup>; er war ein Großonkel und zugleich künftiger Erbonkel Hugos VII.<sup>13</sup> Vielleicht war es Hugo V., der bei seinem Großneffen eine gewisse Vorliebe für Bregenz und den Bodensee erweckte, die später deutlich zutage tritt; sie ist für einen Feldkircher Grafensohn nicht ganz selbstverständlich und fehlt beispielsweise bei seinem Bruder Rudolf IV. völlig.

Noch ein drittes Mal ist Hugo VII. in der Gesellschaft seines Onkels Rudolfs III. bezeugt, als 1316 seine Schwester Sophie, Ehefrau des Friedrich Thumb von Neuburg, einen Weingarten bei Berneck an den Ritter Rudolf von Rorschach verkauft<sup>14</sup>. Hugo VII. handelte dabei als Vormund seiner Schwester und übernahm zusammen mit seinem geistlichen Onkel die Gewährschaft bei diesem Kaufvertrag, d. h. die Verpflichtung, für etwaige rechtliche Mängel eintreten zu wollen.

Das wohl drängendste Problem dieser Jahre war für Hugo VII. die Zukunft des Feldkircher Erbes. Denn seine Zukunft würde sich vor allem darnach bestimmen, welche Stellung er – neben seinen Brüdern Friedrich III. und Rudolf IV. – in Feldkirch einnehmen würde. Der älteste Bruder Berthold I. war bereits 1314 durch Tod ausgeschieden; Rudolf IV. war noch minderjährig, so daß über ihn vorerst nicht gesprochen wurde. Das Hauptproblem für die jüngere Generation des Hauses Montfort-Feldkirch war denn wohl auch, wie diese sich ihrer beiden geistlichen Onkel Rudolf III. und Ulrich II. einigermaßen elegant entledigen könnte; und die Zukunft sollte erweisen, daß Ulrich II. noch als 80jähriger zäh an seinen Rechten auf Feldkirch festhielt und letztlich nur mit brutaler Gewalt durch seine Neffen verdrängt werden konnte, indem diese ihn 1343 auf der Schattensburg gefangensetzten und später nach Lindau vertrieben. Fast drei Jahrzehnte sollte also Hugo VII. noch auf seinen Anteil am Feldkircher Erbe warten müssen, darin – um ein modernes Beispiel zu bringen – dem englischen Thronfolger Prinz Charles durchaus vergleichbar.

Doch kehren wir zurück in das Jahr 1317; Onkel und Neffen arbeiteten damals noch an einer einvernehmlichen Lösung. Alle entfernteren Verwandten und Schwäger wurden aufgeboten, um eine solche Lösung zu vermitteln: der uns schon bekannte Großonkel Hugo V. aus Bregenz, dann ein weiterer Großonkel in Gestalt des Grafen Wilhelm II. von Montfort-Tettnang, dann Rudolf II. von Werdenberg-Sargans und schließlich noch zwei Schwäger. Am Neujahrstag 1318 kam der Kompromiß zustande<sup>15</sup>, auf dessen Grundlage dann am 2. März 1319 die endgültige Teilung vorgenommen wurde<sup>16</sup>; danach fielen Burg und Stadt Feldkirch, die Burg Neumontfort und die Burg Jagdberg sowie anderes an die Onkel Rudolf III. und Ulrich II., hingegen die Burgen Tosters, Altmontfort und Fussach sowie anderes an die Neffen. Das Landergericht Rankweil blieb in gemeinsamen Händen. Der sehr detaillierte Teilungsvertrag, auf den wir hier im einzelnen nicht eingehen können, läßt erkennen, daß der Bedeutung nach die Burg Tosters unmittelbar nach der Schattensburg einzuordnen war. Dem entspricht auch, daß Hugo VII. sich nach dem schon 1321 erfolgten Tod Friedrichs III. als ältester Bruder nach eben diesem Tosters benannte; denn die Schattensburg stand zunächst gar nicht zur Disposition. Und die Bedeutung dieser Burg Tosters dürfte auch daraus hervorgehen, daß Hugo VII. zeit seines Lebens an dem Titel Tosters festhielt und auch sehr oft dort residierte, obwohl der Schwerpunkt seiner Interessen eher im Unterland lag. To-

12 UBSG 3, S. 401 f., Nr. 1234 (12. März 1316).

13 ROLLER (wie Anm. 4), S. 158, Nr. 22.

14 UBSG 3, S. 402, Nr. 1235 (19. März 1316).

15 REC (= Regesta Episcoporum Constantiensium), Nr. 3926.

16 Rudolf THOMMEN, Urkunden zur Schweizer Geschichte aus österreichischen Archiven, Bd. 1, Basel 1899, S. 153 ff., Nr. 260; zur Teilung selbst vgl. BILGERI (wie Anm. 1), S. 35 f.

sters war ganz im Zuge der Bedeutung, die der Teilungsvertrag dieser Burg beimißt, für Hugo VII. der Identifikationsfaktor: nach dieser Burg führte er seinen Namen. Allerdings stand auch hier – wegen der gemeinsamen Verwaltung der Neffen – der Name der Burg zunächst nicht zur Disposition; erst nach der Teilung mit seinem Bruder Rudolf IV. setzte sich die Benennung nach Tosters durch, zum ersten Mal wohl in einer Urkunde vom 3. April 1351: Graf Hug von Montfort, genannt von Tohsters (und sein Bruder Rudolf von Montfort, genannt von Veltkirch)<sup>17</sup>. Auch in Urkunden fremder Aussteller wurde der neue Name heimisch, so etwa 1353 im »*Liber taxationis*«, einem Steuerbuch des Bischofs von Konstanz, wo der Graf als »*Hugo von Dosters*«<sup>18</sup> bezeichnet wird. Oder in der Chronik des Ulrich Tränkle, die zum Jahre 1359 seinen Tod vermerkt mit den Worten »*obiit comes Hugo de Monteforti, dominus in Tosters*«<sup>19</sup>.

Während also die geistlichen Onkel seit 1319 allein in Feldkirch das Sagen hatten, regierten die Neffen – zunächst noch unter Beteiligung ihrer Mutter Anna von Veringen – die ihnen zugesprochenen Teile der Herrschaft und sonstigen Erbschaftsanteile. In einer Urkunde vom 6. Mai 1320 kommt das sehr schön zum Ausdruck<sup>20</sup>. Frau Anna von Montfort, die Witwe Hugos IV., und ihre Söhne Friedrich III., Hugo VII. und Rudolf IV. geben ihr Lehen an der Burg Hausen im Rheintal auf, die durch den Abt von St. Gallen dem Ritter Konrad von Rotenstein weiterverliehen wird. Die Mutter Anna von Veringen stirbt wohl noch 1320, ihr ältester Sohn Friedrich III. 1321. Die nächsten 25 Jahre treten Hugo VII. und Rudolf IV. in zahllosen Urkunden ihrer gemeinsamen Herrschaft immer wieder gemeinsam auf; so entsteht, nicht zuletzt wegen der ungebührlich langen Ausdehnung dieses Provisoriums, das Bild jener beiden unzertrennlich scheinenden Brüder<sup>21</sup>.

Diese Einheit, die bei der gemeinsamen Verwaltung mehr oder weniger unverzichtbar gewesen ist, bestand in mancher Hinsicht jedoch nicht. Insbesondere hatte Hugo VII. seinen eigenen politischen Willen und sein eigenes militärisches Engagement. Und noch etwas bleibt hervorzuheben: die Brüder müssen sehr rasch eine Einigung darüber erzielt haben, und zwar lange vor ihrer endgültigen Teilung, daß die Burg Tosters in die Verfügungsgewalt Hugos VII. kam. 1329 nutzten beide Brüder die Burg Tosters noch gemeinsam für ihre Raubzüge<sup>22</sup>. 1332 setzte Hugo VII. »seine« Feste Tosters Kaiser und Reich zum Pfand dafür, daß sein Onkel Rudolf III. seine Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser erfüllt<sup>23</sup>.

Das seit jeher gute Verhältnis Hugos zu seinem Onkel Rudolf III. blieb also bis zu dessen Tod 1334 im wesentlichen erhalten. Zwar hatte der Onkel einige Mühe, den wiederholten Wechsel seines Neffen zwischen den politischen Fronten zu rechtfertigen; aber Rudolf III. verwendete sich immer wieder für seinen Neffen, auch als diesem der Papst die Exkommunikation androhte; und er konnte seinen Neffen auch wieder auf seine Seite ziehen. Hugo VII. ist auch bestrebt, daß seine eigenen politischen Pläne sich nicht gegen seinen Onkel Rudolf III. und seinen Bregenzer Großonkel Hugo V. richten; dazu läßt er entsprechende Klauseln in seine Dienst- oder Bündnisverträge einfließen<sup>24</sup>. 1325 übernimmt Hugo VII.

17 VLA Urk. 828 (3. April 1351).

18 Wendelin HAID, in: FDA 5 (1870), S. 27; BILGERI (wie Anm. 1), S. 365, Anm. 125.

19 Gerhard WINKLER, Die Chronik des Ulrich Tränkle von Feldkirch, in: Geschichtsschreibung in Vorarlberg (= Ausstellungskatalog des Vorarlberger Landesmuseums 59), S. 11–48 (hier S. 20).

20 UBSG 3, S. 423 f., Nr. 1262 (6. Mai 1320).

21 In diesem Sinne auch BILGERI (wie Anm. 1), S. 60.

22 Vatikanische Akten zur Deutschen Geschichte in der Zeit Kaiser Ludwigs des Bayern, Innsbruck 1891, S. 416, Nr. 1156 (27. März 1329).

23 REC Nr. 4304.

24 Zum Beispiel im Vertrag vom 6. Dezember 1322 mit Kaiser Ludwig; vgl. dazu BILGERI (wie Anm. 1), S. 42.

eine Bürgschaft für seinen Onkel Rudolf III.<sup>25</sup> Er unterstützt auch aktiv die Verwaltung seiner beiden Onkel Rudolf III. und Ulrich II. in der Stadt Feldkirch<sup>26</sup>; denn er ist ja nach deren Tod – zusammen mit seinem Bruder – zum Erben berufen. Es besteht – ungeachtet vorhandener Spannungen – durchaus ein fester Familiensinn.

Aber Hugo VII. bleibt stets sein eigener Herr. So sehen wir ihn schon vor 1321 im Streit mit Herzog Leopold von Österreich, den er ebenso schädigt wie die Reichsstädte am Bodensee<sup>27</sup>. Hugo VII. wendet sich also gegen die Habsburger, deren Partei sein Onkel Rudolf III. anführt. 1322 geht er noch einen Schritt weiter, indem er sich aktiv auf die Seite des Gegenspielers der Habsburger stellte: er verspricht Kaiser Ludwig dem Bayern Kriegshilfe<sup>28</sup>. Dieser Wechsel dürfte allein dadurch bedingt gewesen sein, daß Hugo VII. über die Säumigkeit der habsburgischen Zahlungen enttäuscht war und sich vom Kaiser eine bessere Zahlungsmoral versprach; ideologische Gründe dürften für ihn kaum eine Rolle gespielt haben.

Der Gegensatz eskalierte, als der Papst Hugo VII. die Exkommunikation androhte. Der Papst forderte Rudolf III., jetzt Bischof von Konstanz, dazu auf, seinen Neffen von der Parteinahme für Kaiser Ludwig abzubringen und ihn wieder der habsburgischen Partei zuzuführen<sup>29</sup>. Rudolf III. hat schließlich auch Erfolg damit; denn zwei Jahre später schreibt ihm der Papst seine große Freude darüber, daß er Hugo VII. dem Kaiser abwendig gemacht hätte; er solle weiter so fortfahren und ihm oft schreiben<sup>30</sup>.

Zwei Jahre später sieht alles wieder ganz anders aus. Hugo VII. ist nicht nur rückfällig geworden, sondern er hat auch seinen Bruder Rudolf IV. auf seine Seite gezogen und gegen den Papst mobilisiert. Von der Burg Tosters aus schädigen sie die Anhänger der päpstlichen Partei. Nicht einmal vor einer Geiselnahme schrecken sie zurück; und so setzen sie den eben erwähnten Bischof von Gran – d. i. heute Esztergom in Ungarn –, einen gewissen Nikolaus von Preßburg, auf der Burg Tosters gefangen<sup>31</sup>. Der Papst schreibt aus Avignon an den Konstanzer Bischof, er möge auf seine Neffen einwirken, den erwähnten Bischof wieder frei zu lassen<sup>32</sup>. Schon wenige Tage später wendet er sich – jetzt sehr viel amtlicher – an den Bischof, Dompropst und Domdekan von Konstanz, die Grafen Hugo VII. und Rudolf IV. öffentlich in den Kirchenbann zu tun<sup>33</sup>.

1330 wird der Streit mit Österreich beigelegt. Herzog Otto verspricht den Brüdern Hugo und Rudolf 400 Mark Silber für die bisher geleisteten Dienste<sup>34</sup>. Inzwischen hat sich die weltpolitische Lage jedoch geändert. Es gelingt Kaiser Ludwig dem Bayern 1332, den Bischof Rudolf III. auf seine Seite zu ziehen und in ein Bündnis gegen den Papst einzubinden. Beide Neffen stellen sich jetzt ebenfalls auf die Seite des Kaisers gegen den Papst. In dieser Situation verpfändeten sie, wie schon kurz erwähnt, ihre Burg Tosters an den Kaiser, wohl um damit zu zeigen, daß ihnen mit dem Parteiwechsel ernst war<sup>35</sup>. Der Papst seinerseits schleuderte

25 REC Nr. 4022.

26 Zum Beispiel am 3. September 1328 durch seine Zustimmung zur Stiftung eines Weingartens für die St. Nikolauskirche in Feldkirch; vgl. REC Nr. 4170. Vgl. auch VLA, Urk. Nr. 4686 v. 14. Mai 1328 (Verkauf von Waldrechten an die Johanniter in Feldkirch) und REC Nr. 4165 (27. Mai 1328; Tausch der Wiese Taflett).

27 BILGERI (wie Anm. 1), S. 39.

28 BILGERI (wie Anm. 1), S. 42.

29 BILGERI (wie Anm. 1), S. 42.

30 REC Nr. 4126.

31 Vgl. oben Anm. 22.

32 REC Nr. 4183.

33 REC Nr. 4184.

34 REC Nr. 4206.

35 REC Nr. 4304.

jetzt seinen Bannstrahl gegen den Konstanzer Bischof Rudolf III. von Montfort, der 1334 im Kirchenbann starb. Der Klerus befand sich damals in einer kritischen Situation; er blieb teilweise dem Papst ergeben. Und so wurden in Konstanz keine Glocken mehr geläutet, die Messe nicht mehr gefeiert, keine Trauungen und Beerdigungen mehr vorgenommen. Eine zwiespältige Bischofswahl trug dazu bei, daß die Lage sich noch mehr verschlimmerte<sup>36</sup>.

Die folgenden Jahre bringen ein für die Landesgeschichte wesentliches Ergebnis. Am 1. November 1337 schlossen die Herzöge von Österreich einen ewigen Bund mit den Grafen von Montfort<sup>37</sup>. Für die Grafen von Montfort beteiligten sich Ulrich II. und seine Neffen Hugo VII. und Rudolf IV. an diesem historischen Bündnis, das auch die Stadt Feldkirch mit einbezog und zweifellos dazu beigetragen hat, den Übergang der Montforterlande an Österreich vorzubereiten. Die Montforter versprechen Österreich gegen entsprechende Zahlungen militärische Hilfe innerhalb eines genau umschriebenen Hilfskreises, der Vorarlberg und die heutige deutschsprachige Schweiz umfaßt. Das Bündnis war nicht zuletzt dazu bestimmt, aus den bürgerkriegsähnlichen Zuständen der letzten beiden Jahrzehnte herauszuführen.

Dieselbe Absicht verfolgte auch das seit 1312 immer wieder erneuerte Bündnis der Bodenseestädte. Auch diesem Bündnis traten Ulrich II. und seine Neffen Hugo VII. und Rudolf IV. bei<sup>38</sup>. BILGERI vermutet, daß die Feldkircher Grafen damit eine Rückversicherung eingehen wollten, da eine Auseinandersetzung um die Erbschaft Hugos V. von Montfort-Bregenz immer näherrückte und sich ihr Gegenspieler Wilhelm II. von Montfort-Tettnang der besonderen Gunst Kaiser Ludwigs des Bayern erfreute.

Tatsächlich trat der Erbfall schon im folgenden Jahr 1338 ein. Schon einen Monat vor dem Tode Hugos V., der am 26. Juli 1338 starb, trafen die beiden Brüder Hugo VII. und Rudolf IV. mit Wilhelm II. von Tettnang auf der Bregenzer Burg zusammen, um über das kommende Erbe zu verhandeln. Sie konnten sich zumindest darauf einigen, nach dem bevorstehenden Tode Hugos V. zwei Jahre lang »ain ding und ainhelle zu sein«, den Streit also zu vertagen<sup>39</sup>. Hugo V. übergab noch wenige Tage vor seinem Tod die Städte Bregenz und Wangen an Wilhelm II. von Tettnang<sup>40</sup>. Schon am 5. November 1338 kam es zu einer endgültigen Einigung<sup>41</sup>. Zwar sicherte sich Graf Wilhelm Bregenz; doch immerhin gelangten die ehemals bregenzischen Gebiete, nämlich der Bregenzerwald und Dornbirn, an das Haus Montfort-Feldkirch; die Grafschaft Feldkirch erfuhr dadurch eine nicht unbeträchtliche Erweiterung.

Wenig später fanden Ulrich II. und sein Neffe Hugo VII. auch einen friedlichen Ausgleich mit den benachbarten Grafen von Werdenberg und von Toggenburg<sup>42</sup>. Es hat den Anschein, daß Graf Hugo VII. – zumindest vorübergehend – des Kämpfens müde geworden war. Bündnisse und friedlicher Ausgleich sind in diesen Jahren für den auf sein 40. Lebensjahr zugehenden Kämpfer, der sich mit den Habsburgern, dem Kaiser und dem Papst ebenso angelegt hatte wie mit seinen nächsten Verwandten, zu einem beherrschenden Thema geworden.

Diese relative Ruhe mag dadurch beeinflußt worden sein, daß Hugo VII. sich um diese Zeit mit Margarethe, der Tochter des Grafen Heinrich II. von Fürstenberg, verheiratet hat<sup>43</sup>. Denn wir erfahren am 20. September 1341, daß der Margarethe, der ehelichen Wirtin

36 Vgl. dazu BURMEISTER (wie Anm. 10), S. 108.

37 Karl Heinz BURMEISTER, *Geschichte Vorarlbergs*, 3. Aufl. Wien 1989, S. 73 f.

38 BILGERI (wie Anm. 1), S. 49.

39 Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Repertorium Montfort, Nr. 8.

40 Ebenda, Nr. 9 und Nr. 10.

41 Ebenda, Nr. 11.

42 UB südl. SG 2, 1389.

43 ROLLER (wie Anm. 4), S. 161, Nr. 29.

des Grafen Hugo VII., die Burg Tosters mit allen zugehörigen Leuten und Gütern auf Lebenszeit verschrieben war. Sollte sie ihren Ehemann überleben, so hatte Rudolf IV. das Recht, die halbe Pfandschaft um 450 Mark Silber zu lösen; die andere Hälfte sollte ihm dann nach dem Tod der Margarethe zufallen<sup>44</sup>. Dieser Vertrag bestätigt einmal mehr, daß Hugo VII. schon lange vor der Teilung mit seinem Bruder besondere Rechte an der Burg Tosters zustanden. Und wie sehr sein Herz an dieser Burg Tosters hing, konnte er eigentlich kaum besser zum Ausdruck bringen als gerade dadurch, daß er diesen ihm liebsten Besitz seiner Braut überschrieb.

Margarethe von Fürstenberg ist jedoch schon kurz darauf kinderlos gestorben. Hugo VII. wartete nicht lange, ein zweite Ehe einzugehen, diesmal mit Bertha von Kirchberg, einer Tochter des Grafen Wilhelm von Kirchberg<sup>45</sup>. Aus dieser Ehe gingen zwei Töchter hervor: die ältere Agnes und die jüngere Anna. Auf diese beiden Töchter kommen wir später noch einmal zurück.

Noch im Jahre 1343 bleibt der eben zum zweiten Mal verheiratete Hugo VII. der Fehde seiner Verwandten mit den Rittern von Ems fern. Sein Onkel Ulrich II. und sein Bruder Rudolf IV. waren mit den Emsern in einen heftigen Streit geraten, der wohl dadurch ausgelöst worden war, daß die Emser das ihnen 1333 von Kaiser Ludwig dem Bayern zugestandene Stadtrechtsprivileg zur Anlage einer befestigten Stadt umzusetzen begannen, die Feldkircher aber so nahe vor ihren Toren keine andere Stadt dulden wollten. An dem Friedensschluß, der am 1. August 1343 den für beide Seiten verlustreichen Krieg beendete<sup>46</sup>, ist Hugo VII. nicht beteiligt.

Erst im Oktober 1343 erwacht Hugo VII. zu neuem Leben und zu neuen Taten, um in eine zweite kämpferische Phase seines Lebens einzutreten. Hugo VII. und sein Bruder Rudolf IV. ergriffen endlich die Initiative, um ihrem 80jährigen Onkel Ulrich II. die Herrschaft über die Burg und die Stadt Feldkirch zu entreißen. Sie warfen ihrem Onkel vor, er habe mit dem Gedanken gespielt, seine Neffen zu enterben<sup>47</sup>. Die näheren Hintergründe sind unbekannt. Doch reichte es den beiden Neffen, ihren Onkel in seiner eigenen Burg Feldkirch gefangen zu setzen. Die Chroniken des Johannes von WINTERTHUR und des Ulrich TRÄNKLE berichten über dieses denkwürdige Ereignis<sup>48</sup>. Am Dreikönigstag 1344 ließ man den Onkel wieder frei<sup>49</sup>, nachdem man ihn gezwungen hatte, auf sein Erbe zugunsten seiner Neffen zu verzichten.

Man kann es Ulrich II. gut nachfühlen, daß er jetzt erst recht auf seine Neffen nicht gut zu sprechen war. Er begab sich nach Lindau und übertrug dort seinen gesamten Besitz dem Kaiser Ludwig dem Bayer; dieser sollte ihm Feldkirch zurückerobern und als Leibgeding übertragen<sup>50</sup>. Tatsächlich ließ der Kaiser – wenn auch ohne Erfolg – Feldkirch belagern. Und so verzichtete letztlich nach diesem Mißerfolg auch Ulrich II. am 21. Juni 1346 endgültig auf seinen gesamten Besitz zugunsten seiner Neffen Hugo VII. und Rudolf IV.<sup>51</sup> Graf Ulrich II. starb am 17. Februar 1350 im Kloster Mehrerau<sup>52</sup>, dem alten Erbbegräbnis der Grafen von Montfort und der Grafen von Bregenz. Man darf wohl annehmen, daß er sich

44 UB Fürstenberg, Nr. 232 (20. September 1341).

45 ROLLER (wie Anm. 4), S. 161, Nr. 29.

46 BILGERI (wie Anm. 1), S. 54.

47 Johannes von WINTERTHUR, Chronik, S. 217.

48 WINKLER (wie Anm. 19), S. 19.

49 WINKLER (wie Anm. 19), S. 19.

50 VANOTTI (wie Anm. 11), S. 551.

51 Joseph von BERGMANN, Urkunden der vier vorarlbergischen Herrschaften und der Grafen von Montfort, S. 31, Nr. IV.

52 Vgl. dazu Karl Heinz BURMEISTER, Graf Ulrich II. von Montfort-Feldkirch (1266–1350). In: Der Held, Bd. 11, 28. Jg., 1985, S. 121–130 (hier S. 127).

zu diesem Zeitpunkt mit seinen Neffen, besonders aber mit Hugo VII. von Tosters, wieder ausgesöhnt hatte.

Nach 25 Jahren gemeinsamer Herrschaft konnten nunmehr die beiden Brüder endlich zu einer Teilung ihres Besitzes schreiten. Ein schriftlicher Teilungsvertrag ist nicht auf uns gekommen; er erübrigte sich auch deshalb, weil Hugo VII. ohne männliche Nachkommen blieb und nach seinem Tode 1359 die Teilung ohnehin wieder rückgängig gemacht wurde und Hugos Anteil seinem jüngeren Bruder Rudolf IV. anfiel. Somit ist auch der genaue Zeitpunkt der Teilung unbekannt. Es gibt jedoch einen zuverlässigen terminus ante quem: am 18. März 1347 urkundete der Dornbirner Ammann Huober als »*richter mins genaedigen herrn Grafen Hugs von Montfort*«<sup>53</sup>. Da Rudolf IV. in Dornbirn offenbar nicht mehr zuständig war, muß die Teilung vor diesem Tag vollzogen worden sein. Am 16. November 1347 bestätigte überdies Kaiser Karl IV. dem Grafen Hugo VII. seine insbesondere von Hugo V. herrührenden Reichspfandschaften<sup>54</sup>; auch diese Urkunde beweist, daß Rudolf IV. hier nicht mehr zuständig war. Als Terminus post quem wäre der 7. August 1346 zu nennen; an diesem Tag gewährten die Brüder noch gemeinsam den Bürgern der Stadt Feldkirch das Privileg, daß sie niemals als Haftung oder Pfand für Schulden der Herrschaft verwendet werden dürfen<sup>55</sup>. Die Teilung muß demnach zwischen dem 7. August 1346 und dem 18. März 1347 erfolgt sein. Aus der gemeinsamen Herrschaft der Brüder ist noch ein weiterer – leider undatierter – Vorfall zu erwähnen, eine Ergänzung des Feldkircher Stadtrechts, betreffend Gewalttätigkeiten gegenüber Juden. Es handelt sich um den Titel 36 des Stadtrechtes, der als Satzungsrecht gekennzeichnet ist, und zwar »*gesetzt mit unser Herren graf Hugs und graf Ruodolfs willen*«: Wer einen Juden schlägt, wird mit einer Strafe von 2 Pf. Pf. belegt; davon gehört die Hälfte dem Ammann und je ein Viertel der Stadt und dem klagenden Juden. Dieselbe Buße hat auch ein Jude zu zahlen, wenn er einen Christen schlägt<sup>56</sup>. Diese Stadtrechtsergänzung muß in die Zeit 1346/47 fallen, nicht aber, wie TÄNZER gemeint hat<sup>57</sup>, in die Zeit 1346/59; denn Terminus ante quem ist nicht der Tod Hugos VII., sondern das Ende der gemeinsamen Regierung der beiden Brüder vor dem 18. März 1347.

Inhaltlich lief die Teilung darauf hinaus, daß – abgesehen von Hugos Lieblingsburg Tosters und der Burg Jagdberg, das Schwergewicht der von Hugo übernommenen Erbteile im Unterland lag: im Bregenzerwald, in Dornbirn, in Fussach. Hinzukam auch der Besitz um Oberstaufen im Allgäu mit dem dort von Hugo V. 1328 gegründeten Kollegiatstift sowie die Burg Mollenberg im Landkreis Lindau<sup>58</sup>. Die Neumontfort war an die Ritter von Neuburg verpfändet. Rudolf IV. erbte alles andere, während das Landgericht Rankweil in gemeinsamer Verwaltung blieb; am 9. Juni 1354 saß Heinrich von Kenlegg zu Gericht in Rankweil »*von der edelen herren gewalt grafen Hugs und grafen Rudolfs von Montfort*«<sup>59</sup>.

Wir haben oben bereits die Frage gestellt, warum Hugo VII. den wertvolleren Teil der Grafschaft mit der Stadt und der Burg Feldkirch seinem jüngeren Bruder überließ. Seine besondere Affinität zur Burg Tosters mag einiges erklären; dennoch aber nicht alles zu deuten. Man kann darüber spekulieren, daß beide sich dem germanischen Rechtsspruchwort unterworfen haben »*Der Ältere teilt, der Jüngere wählt*«. Hugo VII. akzeptierte die 1318 von den Verwandten gefundene und 1319 endgültig getroffene Teilung, an der er selbst direkt beteiligt gewesen war, nicht aber sein noch unmündiger Bruder Rudolf IV. Hier hatte also

53 BILGERI (wie Anm. 1), S. 365, Anm. 126.

54 BERGMANN (wie Anm. 51), S. 37 f.

55 Stadtarchiv Feldkirch, Urk. Nr. 4.

56 MONE, Stadtrecht von Feldkirch, in: ZGO 21 (1868), S. 129–171 (hier S. 141).

57 ARON TÄNZER, Geschichte der Juden in Hohenems, Meran 1905, S. 4.

58 Chartularium Sangallense, bearbeitet von Otto P. CLAVADETSCHER, Bd. 6, St. Gallen 1990, Nr. 4016.

59 THOMMEN (wie Anm. 16), Bd. 1, Nr. 505.

der Ältere geteilt. Ob der Jüngere bewußt den wertvolleren Teil wählte oder nur auf die Vorliebe des Bruders für Tosters Rücksicht genommen hat, mag dahinstehen. Mir scheint aber nicht unwesentlich zu sein, daß nach der Bregenzer Teilung von 1338 Hugo VII. sich weitestgehend aus der Hauspolitik zurückgezogen und alles seinem jüngeren Bruder überlassen hatte. Er ließ Rudolf IV. in der Emser Fehde auf sich allein gestellt; und Rudolf IV. mag auch die Gefangennahme des Onkels Ulrich II. initiiert haben. Jedenfalls ist er es gewesen, der in Feldkirch stärker engagiert gewesen ist als sein Bruder Hugo VII. Das Fehlen männlicher Erben auf Hugos Seite dürfte dagegen kein ausschlaggebender Grund gewesen sein, da Hugo sich durchaus noch Hoffnungen auf männliche Nachkommen machen durfte.

Die gestärkte Machtbasis, auf die Hugo VII. seit 1347 blicken durfte, scheint ihn zu einer neuen Fehdetätigkeit animiert zu haben. So schloß er am 19. November 1347 einen Friedensvertrag mit der Reichsstadt Kempten<sup>60</sup>, der eine Fehde vorausgegangen sein muß. 1348 verbrennt er in einer Fehde mit dem Bischof von Konstanz die Herbergen in Gottlieben; die Bürger von Konstanz ergreifen dabei für ihn Partei gegen den Bischof, indem sie verhindern, daß die Glocken geläutet werden<sup>61</sup>. 1349 entsagte Graf Hugo gegen Zahlung von 1000 Gulden aller seiner Ansprüche gegen den Bischof<sup>62</sup>. Der Streit ging jedoch weiter. Im Juni 1351 wird Hugo VII. wegen seines Anschlags auf Gottlieben im Kloster Münsterlingen gefangengesetzt<sup>63</sup>; einen Monat später wird er nach Konstanz überstellt, darf aber die Stadt nicht verlassen, bevor er einen Frieden untersiegelt hat<sup>64</sup>.

Um etwa die gleiche Zeit 1351/52 beteiligt sich Graf Hugo an den Belagerungen der Stadt Zürich durch die Habsburger<sup>65</sup>; 1352/53 söhnt er sich mit der Stadt Zürich und ihren Eidgenossen wieder aus<sup>66</sup>. Dieser Einsatz vor Zürich, das 1351 in einen ewigen Bund mit den Eidgenossen eingetreten war, ist eine unmittelbare Folge des Vertrages von 1337 zwischen den Grafen von Montfort und Österreich gewesen.

Die historische Bedeutung dieses Bündnisses wie auch des Bündnisses von Zürich mit der Eidgenossenschaft wird unterschiedlich beurteilt. Manche sehen darin Bündnisse wie viele andere auch, die damals immer wieder geschlossen wurden. Es mag richtig sein, daß die Beteiligten damals die Folgen noch nicht vorausgesehen haben. Betrachten wir aber die beteiligten Städte: Feldkirch ist heute nicht nur eine Stadt in Österreich, sondern eine Stadt mit einer über 600jährigen österreichischen Tradition. Auf der andern Seite ist Zürich heute nicht nur eine Stadt in der Schweiz, sondern ebenso eine Stadt mit einer 600jährigen eidgenössischen Tradition. Beide Städte sind durch die Geschichte – d. h. durch ihre jeweilige Zugehörigkeit zu Österreich oder zur Schweiz – ganz entscheidend geprägt, wozu die Bündnisse von 1337 bzw. 1351 die Grundlagen gebildet haben. Ich meine daher, daß man die historische Bedeutung dieser Bündnisse nicht hoch genug einschätzen kann.

Die letzten Jahre des Grafen Hugo sind gekennzeichnet durch eine stärkere Anlehnung und insbesondere auch ein Bündnis mit den Grafen von Werdenberg<sup>67</sup>. Im übrigen begegnet uns Graf Hugo VII. in seinen späten Jahren ganz als der Typus des patriachalischen Grundherrn, der in der Abgeschiedenheit seiner Burg Tosters sitzt und seine Güter verwaltet. Um Beispiele dafür zu nennen: er gewährt am 3. April 1351 auf der Burg Tosters dem

60 BILGERI (Anm. 1), S. 365, Nr. 130.

61 REC Nr. 4889.

62 REC Nr. 4909.

63 REC Nr. 5027.

64 REC Nr. 5033.

65 BILGERI (wie Anm. 1), S. 59.

66 Urkundenregesten des Staatsarchivs des Kantons Zürich 1336–1369, bearbeitet von Dieter BRUPBACHER und Erwin EUGSTER, Zürich 1987, S. 198, Nr. 932, und S. 205, Nr. 970.

67 Emil KRÜGER, Die Grafen von Werdenberg-Heiligenberg und von Werdenberg-Sargans, St. Gallen 1887, Nr. 1133.

Kloster Mehrerau Abgabefreiheiten<sup>68</sup>; oder er tauscht am 4. November 1354 mit den Werdenbergern einige Leibeigene und Güter in Satteins und in Bludesch<sup>69</sup>.

Graf Hugo VII. von Tosters ist am 29. März 1359 gestorben; er wurde im Kloster Mehrerau beerdigt, wie TRÄNKLE ausdrücklich festhält, »sepultus in claustro Prigantiae«<sup>70</sup>; die abweichenden überlieferten Todesdaten 31. März 1358<sup>71</sup> und 29. März 1360<sup>72</sup> sind falsch. Dort im Kloster Mehrerau wurde auch die Jahrzeit Hugos VII., und zwar an seinem Todestag am 29. März alljährlich gefeiert. Im Mehrerauer Jahrzeitbuch ist unter dem 29. März die kurze Eintragung »Hugo comes« vermerkt<sup>73</sup>.

Die Wahl dieses Begräbnisortes ließe sich mit der Tradition der Grafen von Montfort und der Grafen von Bregenz erklären. Graf Hugo II., der Urgroßvater Hugos VII., hatte hier seine letzte Ruhestätte gefunden; desgleichen aber auch sein Onkel Ulrich II. Die Wahl dieses Ortes erklärt sich aber auch aus der Vorliebe Hugos VII. für das Unterland. Als Landesherr des Bregenzerwaldes hatte er tagtäglich mit diesem Kloster in Kontakt gestanden. Am 3. April 1351 hatte Hugo dem Kloster Mehrerau ein Privileg gegeben, daß die Mönche ihm von ihren Gütern im Bregenzerwald keine Abgaben mehr zahlen mußten<sup>74</sup>. 1353 hatte Hugo pfandweise den Pfarrsatz in Egg in seine Hand gebracht<sup>75</sup>. Das Kloster Mehrerau war für Hugo VII. der Nachbar, mit dem er täglich zu tun hatte und mit dem er ein gutes Verhältnis pflegte. Der Grundsatz eines »do, ut des« mag hier mitgespielt haben; die Mönche würden nach seinem Tode viel für ihn beten und zu seinem Seelenheil beitragen. Es fällt einem hierzu die Stiftung jenes Söldnerführers Konrad von Wolfurt ein, der 1364, also ganz um die gleiche Zeit, dem Kloster Pfäfers jenen noch erhaltenen berühmten Wolfurter Kelch schenkte, wertvolle Maßgewänder und sonstigen Kirchenzierat; gleichzeitig forderte er in seiner Stiftungsurkunde die Mönche auf, nicht nur für ihn, sondern auch für alle jene zu beten, die er im Verlaufe seines Soldatenlebens getötet hatte. Hugo VII. dürfte in seinen letzten Lebensjahren ähnliche Gewissensbisse gespürt haben. Das Kloster Mehrerau war im Beten zweifellos leistungsfähiger als die St. Nikolauskirche in Feldkirch, von der Burgkapelle in Tosters gar nicht zu reden.

Ein anderer Nachbar, mit dem Hugo gut auszukommen suchte, waren die Ritter von Ems. Auch sie waren mit ihrem Streubesitz in Dornbirn und im Bregenzerwald ein ähnlich bedeutender Nachbar wie das Kloster Mehrerau. Hugo VII. war darauf angewiesen, auch mit diesem Nachbar gut auszukommen. Vielleicht spielte auch das schon mit, als er in der Fehde zwischen den Montfortern und Emsern eine strikte Neutralität bewahrte. 1357 verkaufte er dem Ritter Marquart von Ems und dessen Bruder Eglolf um 194 Pfund einen Martinzins von 24 Pfund von sieben Huben in Schwarzenberg<sup>76</sup>, die ein Lehen des Abtes von St. Gallen waren.

Und auch dieser Abt von St. Gallen war durch Jahrzehnte immer ein guter Nachbar für Hugo VII. gewesen. Das begann 1316 mit dem Verkauf von st.gallischen Lehengütern in Berneck, die er als Vormund seiner Schwester Sophie vornahm<sup>77</sup>; mit der Auflassung der

68 VLA Urk. 828 (3. April 1351).

69 VLA Urk. 4925 (4. November 1354).

70 WINKLER (wie Anm. 19), S. 20.

71 VANOTTI (wie Anm. 11), S. 78.

72 St. Galler Neujahrsblatt 1888, S. 14.

73 Necrologia Germaniae, Bd. 1, hg. v. Franz Ludwig BAUMANN, Berlin 1888 (Neudruck München 1983), S. 147 (dort wird er jedoch mit Hugo V. identifiziert).

74 VLA Urk. 828 (3. April 1351).

75 HAID (wie Anm. 18), S. 27.

76 VLA, Urk. 828 (27. Juli 1357).

77 Vgl. oben Anm. 12.

st.gallischen Lehenburg Hausen<sup>78</sup>, dem langjährigen Besitz der Lehenburg Mollenberg bei Lindau<sup>79</sup>; die Verfügung über die Pfandgüter seiner Tante Adelheit von Griessenberg<sup>80</sup>; die Entlassung eines Leibeigenen, damit dieser Bürger von St. Gallen werden konnte<sup>81</sup>. Und auch hier bleibt wieder zu bedenken: Hugo VII. war der Landesherr im Gericht Höchstfussach, in dem der Abt von St. Gallen zahlreiche Rechte hatte und daher als ein guter Nachbar besonders zu schätzen war.

Der Lebensweg des Grafen Hugo von Tosters bewegte sich einmal in der großen Welt, in der hohen Politik zwischen Kaiser und Papst, zwischen Kaiser Ludwig dem Bayern und seinen Gegenkönig Friedrich dem Schönen von Habsburg; Hugo wechselte häufiger die Parteien, weniger aus ideellen als aus materiellen Gründen. Er verbündet sich mit den regionalen Mächten: mit dem Bischof von Konstanz, mit den Reichsstädten, mit Zürich und den Eidgenossen; aber alle diese bekämpft er auch, er vergleicht sich wieder mit ihnen und söhnt sich aus. Und selbst die eigenen Verwandten bleiben nicht ungeschoren, sei es Graf Wilhelm II. von Tettngang, sei es sein Onkel Ulrich II. von Feldkirch.

Dennoch ist es eine Stärke Hugos, es nie zum äußersten kommen zu lassen; es gibt kaum einen Gegner, mit dem er sich nicht wieder ausgesöhnt hätte. Und was Hugo noch auszeichnet, ist sein Familiensinn. Es gehörte einiges dazu, 25 Jahre lang auf die Erbschaft vertröstet zu werden. Der Zerfall des einst so mächtigen Hauses Montfort in viele kleine Linien, von denen erst selbst die Linie Tosters begründete, rief nach einem stärkeren inneren Zusammenhalt. Zum ersten Mal bewährte sich der Wille zu diesem Zusammenhalt bei der Teilung des Bregenzer Erbes von 1338: sie wurde eine reine Montforter Angelegenheit.

Das Bewußtsein stieg in jener Zeit, die Linien durch eine entsprechende Heiratspolitik wieder zusammenführen. Graf Hugo VII. von Tosters darf als einer der Architekten dieser neuen Heiratspolitik angesehen werden, die dann im 15. und 16. Jahrhundert zu einem Grundsatz der Hauspolitik wurde. Das beste Beispiel dafür bieten die beiden Töchter Hugos VII. Da Hugo VII. erst relativ spät heiratete und zudem beide Töchter aus der zweiten Ehe Hugos mit Bertha von Kirchberg stammten, werden diese erst spät genannt, eigentlich erst nach dem Tode des Vaters.

Die ältere Tochter Agnes wird erstmals 1360 urkundlich erwähnt<sup>82</sup>; sie war damals noch ein Kind und war als solches einem Sohn des Grafen Albrecht II. von Werdenberg-Heiligenberg verlobt; die Ehe wurde aber wohl nie vollzogen, vermutlich weil der Verlobte vorher gestorben ist. 1375 erscheint Agnes dann als die Ehefrau des Grafen Konrad von Montfort-Tettngang-Bregenz. Auch ihr Jahrtag wurde im Kloster Mehrerau gefeiert, eher zufällig am 30. März (einen Tag nach dem Todestag ihres Vaters)<sup>83</sup>; im Kloster Weißenau beging man gleichfalls ihren Jahrtag am 28. März<sup>84</sup>. Auch wenn die geplante Ehe mit dem Werdenberger nicht zustandekam, so heiratete Agnes von Tosters dennoch einen Mann aus dem gleichen Hause Montfort-Werdenberg.

Die jüngere Tochter Anna wird ebenfalls erstmals 1360 genannt<sup>85</sup>; sie ist noch unversorgt und in kindlichem Alter. 1375 wird sie als die Ehefrau des Grafen Heinrich von Werdenberg-Heiligenberg zu Rheineck genannt. Auch sie wurde also mit einem Mann aus dem

78 Vgl. oben Anm. 20.

79 Vgl. oben Anm. 42.

80 USBG 3, Nr. 1318.

81 Chartularium Sangallense (wie Anm. 58) 6, Nr. 3721.

82 KRÜGER (wie Anm. 67), Nr. 379; ROLLER (wie Anm. 4), S. 166, Nr. 40.

83 Necrologia Germaniae (wie Anm. 73), S. 147.

84 Ebenda, S. 157; dazu auch ROLLER (wie Anm. 4), S. 166, Nr. 40.

85 KRÜGER (wie Anm. 67), Nr. 379; ROLLER (wie Anm. 4), S. 166, Nr. 41.

Hause Montfort-Werdenberg verheiratet. Ihre Jahrzeit feierte das Kloster Magdenau (Kanton St.Gallen) am 22. April<sup>86</sup>.

Bemerkenswert erscheint noch ein 1360 erwähnter Erbstreit, den die beiden Töchter Hugos VII. mit dessen Bruder Rudolf IV. führten<sup>87</sup>. Beide Töchter blieben nämlich nach dem Tode ihres Vaters im Besitz der Burg Fussach, auf die jedoch Rudolf IV. Anspruch erhob. Kaiser Karl IV. vermittelte zwischen den Streitparteien und bestätigte die beiden Töchter in ihrem Besitz der Burg Fussach; Graf Rudolf sollte seine Ansprüche auf Fussach vor dem Kaiser selbst oder dem Landvogt von Schwaben geltend machen und eine rechtliche Entscheidung abwarten. Erst mehr als zehn Jahre später, am 22. Juli 1371, gelobten die Werdenberger, ihrem Vetter Rudolf IV. alle jene Urkunden herauszugeben, die Rudolfs IV. Erbe von seinem Bruder Hugo VII. betrafen und die seine Witwe Bertha von Kirchberg immer noch in ihren Händen hielt<sup>88</sup>.

Die Einheit des Hauses zerbrach jedoch darüber nicht. Auch eine Tochter Rudolfs IV. von Feldkirch, Agnes von Montfort, heiratete um 1375 einen Grafen Hartmann von Werdenberg-Sargans. In der Folge bekannten sich auch die Tettninger Grafen zu dieser neuen Heiratslinie. Mechtilde, eine Tochter Wilhelms II. von Tettwang, hatte schon 1322 einen Grafen von Werdenberg-Heiligenberg getraut. Und Wilhelm V. von Montfort-Tettwang heiratete um 1400 Kunigunde von Werdenberg-Bludenz. Diese Heirat hatte zur Folge, daß die Grafen von Montfort wieder in den Besitz der Burg Werdenberg kamen, ja es entstand hier eine eigene Linie von Montfort zu Werdenberg.

Diese Heiraten, die im 15. Jahrhundert ihre Fortsetzung fanden, hatten zum Ziel, das Familienvermögen zusammenzuhalten und vor der Zersplitterung zu bewahren. Auch sollten damit die zeitweise heftigen Gegensätze innerhalb des Hauses Montfort-Werdenberg abgebaut werden. Möglicherweise waren es die eigenen Erfahrungen, die Hugo VII. mit seinen Verwandten gemacht hatte, sei es 1338 mit Wilhelm II. von Montfort-Tettwang, sei es 1343 mit seinem Onkel Ulrich II., sei es auch zu verschiedenen Zeiten mit seinen werdenbergischen Vettern, die ihn im Alter dazu bestimmten, die Einheit im Hause Montfort-Werdenberg zu verbessern. Zudem war das Zusammenhalten des Vermögens für den Adel immer mehr zu einer Überlebensfrage geworden, woraus Hugo die Konsequenzen zu ziehen versuchte. Durch die Verheiratung seiner beiden Töchter innerhalb des Hauses hatte er zumindest einen Beitrag dazu geleistet, der mehr und mehr Schule gemacht hat.

Wollen wir abschließend ein Fazit ziehen, so müssen wir unsere eingangs gemachte Feststellung über die streitbare Natur des fehdelistigen Grafen Hugo von Tosters etwas revidieren oder nuancieren. Zumindest der ältere Hugo entspricht nicht mehr dem Bild des rücksichtslosen Raubritters, der unbedenklich die Parteien wechselt, wenn er sich davon einen größeren Gewinn verspricht. Der ältere Hugo zog sich aus der größeren Politik in die überschaubarere kleine Welt der Familien- und Hauspolitik zurück. Es spricht letztlich für seinen Familiengeist, daß er seinen Teil der Herrschaft Feldkirch nach seinem Tode ohne Zögern seinem Bruder Rudolf IV. zukommen ließ: die von ihm selbst begründete Linie Montfort-Feldkirch-Tosters wurde dadurch zu einem kurzfristigen Experiment ohne historische Bedeutung, es sei denn für die Burg Tosters selbst, die unter Hugo VII. vielleicht die glänzendste Zeit in ihrer Geschichte erlebte.

Anschrift des Verfassers:

Prof. Dr. Dr. Karl Heinz Burmeister, Belruptstr. 41, A-6900 Bregenz

86 *Necrologia Germaniae* (wie Anm. 73), S. 449.

87 KRÜGER (wie Anm. 67), Nr. 379.

88 KRÜGER (wie Anm. 67), Nr. 1138.

# Eine Baukostenrechnung aus dem Jahre 1606 für das »Bad hinder dem Kürchhove« in Überlingen

Von BIRGIT TUCHEN

## Einleitung

Der Besuch eines öffentlichen Bades bildete einen festen Bestandteil im Alltagsleben des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Menschen. Zahlreiche Schrift- und Bildbelege jener Zeit betonen die Bedeutung dieser Einrichtung als Ort der Gesundheitsfürsorge und Geselligkeit und geben einen Einblick in den Badebetrieb. Zur Körperreinigung wurden in erster Linie Schwitzbäder, die mit der heutigen Sauna vergleichbar sind, sowie Wannebäder angeboten. Weitere Dienstleistungen des Baders – er war für Schröpfen, Aderlaß, die Behandlung von Knochenbrüchen, kleineren Wunden und verschiedenen Krankheiten zuständig – waren bis weit in die Neuzeit hinein für weite Bevölkerungskreise die einzige Möglichkeit einer medizinischen Versorgung. Nicht zu vernachlässigen ist aber auch die Rolle des Bades als Treffpunkt für Stadt- und Landbevölkerung und Ort der Kommunikation.

Bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert fanden kulturgeschichtliche, medizinische und soziale Aspekte des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Badewesens in zahlreichen Abhandlungen ihren Niederschlag<sup>1</sup>. Der Ort des Geschehens – das Badegebäude selbst – rückte jedoch erst mit der Entdeckung und Untersuchung baulicher Reste von ehemaligen Badhäusern in den vergangenen Jahren mehr in den Vordergrund<sup>2</sup>. Die archäologische und bauhistorische Forschung ermöglichte es, den Kenntnisstand hinsichtlich Bauweise und Ausstattung dieser einst so geschätzten Institution in wesentlichem Umfang zu erweitern. Gleichzeitig bot die Untersuchung des Baubestandes die Chance, die archivalische und bildliche Überlieferung zum mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Badewesen unter baugeschichtlichen Fragestellungen neu zu beleuchten.

Aus der vergleichenden Analyse sämtlicher Quellengattungen ergibt sich folgendes Bild<sup>3</sup>: Das Badhaus ist durch seine öffentliche Nutzung durchschnittlich zwar größer als ein städtisches Wohnhaus, unterscheidet sich in der Bauweise und Aufteilung jedoch nicht wesentlich von diesem. Typisch ist ein meist zweigeschossiges, in Mischbauweise (massives Erdgeschoß mit Fachwerkaufbau) oder als kompletter Steinbau errichtetes Gebäude. Im Erdgeschoß sind die Baderäume, im oberen Stockwerk die Wohnung des Baders untergebracht. Zum Raumangebot des Bades gehörten:

1. Die eigentliche Badstube mit Ofen<sup>4</sup>, Warmwasserkessel und gestuften Bänken; bei einer Trennung von Frauen- und Männerbad waren gelegentlich zwei Baderäume vorhanden.

1 Stellvertretend sei die noch heute als Standardwerk geltende Publikation von Alfred Martin genannt: Alfred MARTIN: Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen. Jena 1906.

2 Vgl. dazu u. a. Johannes CRAMER: Badhäuser – ein städtischer Bautyp. In: Hausbau im Mittelalter II. Jahrbuch für Hausforschung. Sonderband. Sobernheim/Bad Windsheim 1985. S. 9–58 sowie Birgit TUCHEN: »...wolver ins bad reich und arm...«. Die »Obere Badstube« zu Wangen im Allgäu. Archäologie-Museum. Archäologische Informationen aus Baden-Württemberg 26. Stuttgart 1994.

3 Die vergleichende Analyse bauarchäologischer Befunde, archivalischer und bildlicher Quellen zu Badhäusern des 14.–18. Jahrhunderts ist Thema einer voraussichtlich im Frühjahr 1998 abgeschlossenen Dissertation der Verfasserin.

4 Eine Besonderheit war die Konstruktion des Ofens: Auf einer hitzedurchlässigen Brennkammer wur-

2. Ein vorgelagerter Heizraum.
3. Der Umkleide- und Ruheraum, in dem die Besucher ihre Straßenkleidung ablegen und sich nach dem Bad zur Ruhe bzw. zur allmählichen Abkühlung des Körpers niederlegen konnten. Auch hier waren bei Geschlechtertrennung zwei Räume dieser Funktion vorhanden.

Zu diesem Standardangebot kamen in größeren Badhäusern noch unterschiedlich genutzte Nebenräume, z. B. ein »scherwinkel« für Haarschnitt/Rasur, evtl. auch für Schröpfen und Aderlaß sowie ein »vorbad« für die beim Schwitzbad üblichen Abgüsse vor und nach dem Schwitzen.

Einen hervorragenden Einblick in die räumliche und funktionale Struktur eines frühneuzeitlichen Badhauses gibt die Baurechnung für das 1606 unter städtischer Regie neu erbaute »Bad hinder dem kürchhove« in Überlingen, die im folgenden vorgestellt werden soll.

### Die Baurechnung

Das spätestens seit dem 15. Jahrhundert bestehende »Bad hinder dem kürchhove« in Überlingen<sup>5</sup> wurde im Jahr 1538 von den Pfliegern *des grossen almusens genannt der spend* an den Überlinger Bürger Hanns Reiner verkauft<sup>6</sup>. Einige Jahre später ging es in den Besitz der Kirchenpflege Aufkirch über, von der die Stadt das Gebäude 1587 um 200 fl übernahm<sup>7</sup>. Zu dieser Zeit befand sich das Bad bereits in schlechtem baulichem Zustand, da die Witwe des Baders Ulrich Datz *nit allein den zins nit gereicht, sonder die behausung unnd Badstuben wiestlich unbewlich erhalten und zerterben gehn lassen* hatte<sup>8</sup>. 1606 begann die Stadt mit dem Neubau. Das bei dieser Gelegenheit angefertigte »verding« für einige der beteiligten Handwerker sowie eine Auflistung und Abrechnung der erbrachten Arbeitsleistungen sind erhalten geblieben<sup>9</sup>.

Die Vorderseite des Einbandbogens enthält Angaben zum Betreff (*baad hinter dem kirchhof, verding deßelben*), zu Eigentümer und Vorbesitzern sowie Hinweise auf weitere das angesprochene Objekt betreffende Akten. Das erste Blatt nennt das Baujahr 1606 und führt die am Bau beteiligten Handwerker (*verdingwerker*) auf: Georg Merath, Statmaurer; Martin Hummel und Andreas Waldvogel, Steinmetze; Michael Mayer, Zimmermann; Joseph Mutschelbeck und Michael Hüpschenberg, Schreiner sowie Matheiß Stadelhofer, Schloßer. Die Leistungen jedes Handwerkers werden auf getrennten Doppelbögen wie folgt aufge-

---

den Steine aufgeschichtet. Die Steine speicherten zum einen über einen langen Zeitraum die Wärme des Ofens. Zum anderen waren sie für die übliche Schwitzprozedur notwendig: Wie in der heutigen Sauna entstand durch Aufgüsse mit kaltem Wasser Dampf, der bei den Badegästen zu einem plötzlichen Schweißausbruch führte.

- 5 Im Jahr 1450 wird *Cunrat rüter, bader hinderm kirchhof*, als Bürger der Stadt Überlingen angenommen. Vgl. Fritz HAZENDORF: Überlinger Einwohnerbuch 1444–1800. Bd. 4. Überlingen 1954/58, Nr. 1381.
- 6 1538 April 25. Original im Stadtarchiv Überlingen, Bestand A 1/1043.
- 7 Ratsprotokoll vom 12. 6. 1587 (*freitags nach Madardi*): *die badstube hinder dem kürchhoff hatt diesen tagen meine herren ain ersamen rat.hl. Michael zu Uffkirch, dem sey eigenthumblich zu geherd hett, umb 200 gl abkhauft*. Ratsprotokolle 1583–87. Bl. 581'. Original im Stadtarchiv Überlingen.
- 8 Schaffer- und Bestallbuch für überlingische Arbeiter 1526–1660, Bl. 187' (1587). Stadtarchiv Überlingen, Bestand I, 53, 141.
- 9 Folio mit zumeist beidseitig beschriebenen, losen Doppelbögen. Die Vorderseite trägt die Aufschrift: *baad hinter dem kirchhof/verding deßelben oder/verleyhung deßelben/woraus ersichtlich, daß das-/selbige dem heilig. erzengel / Michael zu Aufkirch zu-/gehörig gewesen und von / der Statt Überlingen dessen /heilgen Pfliegern ab-/erkaufft worden seye/ vid. in dem bau- oder schaffer-buech mit der /grienen deile sub signo . fol. 187. a /tergo A 188. 189*. Am Rand Nachträge über frühere Besitzverhältnisse von späterer Hand. Stadtarchiv Überlingen, Bestand C 1044/2.

führt: Die erste Seite nennt die einzelnen Leistungen, die der Handwerker im Auftrag der Stadt gemäß gemeinsamer Vereinbarung auszuführen hat. Hier werden auch die Preise festgesetzt. Auf der Rückseite sind, in anderer Schrift, die an bestimmten Tagen fälligen und abgerechneten Teilzahlungen sowie deren Gesamtsumme aufgelistet<sup>10</sup>. Das zweite Blatt vermerkt alle tatsächlich ausgeführten Leistungen, deren Kosten sowie die angefallene Gesamtsumme. Zwei Abweichungen sind festzustellen: Im Fall des Zimmermeisters Michael Mayer sind nur das Verding und die abgerechneten Kosten erhalten; Angaben zu den tatsächlich ausgeführten Leistungen fehlen. Außerdem ist der Rechnung ein Bogen beige-fügt, der in Form und Schrift von den übrigen abweicht. Es handelt sich um die Rechnung, die der Glaser Hans Schnitzer, der bei den *verdingwerckern* nicht aufgeführt ist, für seine Leistungen einreichte. Die Auflistung wurde offensichtlich eigenhändig von ihm verfaßt.

Die Auftragserteilung für den Neubau des Bades erfolgte am 16. März bzw. am 2. April des Jahres 1606, die Arbeiten begannen kurze Zeit später<sup>11</sup>. Bezugsfertig war das Haus spätestens im Herbst desselben Jahres, denn am 9. Oktober starb *Jacob Wangner, Meister Bader, im newen bad hinder dem kirchhof, so erst dis jar gebawen ward,..im newen Haus hinder dem Gottsacker*.<sup>12</sup> Diverse Innenausbauten waren jedoch noch zu leisten, so daß der Badebetrieb frühestens im Oktober 1607 aufgenommen werden konnte. Ausstehende Zahlungen an die nach »verding« entlohnten Handwerker wurden letztmalig am 10. März 1607 beglichen. Weitere Arbeiten sind im städtischen Rechnungsbuch 1607/08 verzeichnet: Am 16. Juni 1607 lieferte der Kübelbinder Sixt Hummel insgesamt 32 Kübel und Eimer unterschiedlicher Größe und Bestimmung, sowie *ainen newen badzuber* in das Bad<sup>13</sup>; am 28. September wurden der Maler Gregor Frey für das *anstreichen* der Fensterläden und Türen<sup>14</sup> und der Hafner Hannß Butschlin bezahlt, der *in deß newen bads hinderm kürchhove obern und undern huetstuben zween newe öfen auch in der badstuben die bögen in den stain-öfen zumachen und den keßel einzusetzen* hatte<sup>15</sup>.

## Die Rekonstruktion des Badhauses

### 1. Bauweise

Das 1606 als Bad »hinder dem kürchhove« errichtete Gebäude Pfarrhofstraße 7 in Überlingen, heute als Wohn- und Geschäftshaus genutzt, liegt an der Nordseite des Münsterplatzes. Es stößt im Süden an die Pfarrhofstraße, nach Osten an die Spitalgasse. Den Angaben der Baurechnung von 1606 lagen nach Süden die *gassen*, der *pfarhoff* und die Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochene *schul*<sup>16</sup>, im Norden das Haus von *statamä hanen*. Östlich des

10 Die Aufzeichnungen des »verdings« und der erbrachten Leistungen wurden von *Mateus koffer under buwmeister* unterzeichnet. Die Eintragungen der Teilzahlungen stammen von *filip Ederich, styble schryber*.

11 So erhielt der Stattdmurer Georg Merath bereits am 4. April 1606 eine erste Teilzahlung auf sein Verding vom 16. März desselben Jahres.

12 Ratsprotokoll vom 9. 10. 1606. Stadtarchiv Überlingen, Ratsprotokolle.

13 städt. Rechnungsbuch 1607/08, Bl. 126. *sambstags nach Corporis Christi* (16. 06. 1607). Geliefert wurden 4 große *traggelthen p. 4 b*, acht *gelten per 2 b*, acht *kübel per 1 b*, 8 *schapfen per 1 b*, 2 *brendlin* und *zway kübelin jedes per 1 b*, *ainen newen badzuber per 13 b*... Original im Stadtarchiv Überlingen.

14 städt. Rechnungsbuch 1607/08, Bl. 140. *freytags vor Michaelis* (28. 09. 1607).

15 städt. Rechnungsbuch 1607/08, Bl. 188. *freytags vor Michaelis* (28. 09. 1607).

16 Zur Lage des Pfarrhofes und der Schule vgl. Ortskernatlas Baden-Württemberg 4.3.: Stadt Überlingen. Stuttgart 1992. Abb. 16.

Bades befanden sich der *bach*<sup>17</sup> bzw. *frow madlenen haus* und im Westen schloß sich ein unbebautes Areal, der *hoff*<sup>18</sup>, an.

Das nach allen Seiten freistehende Haus hat einen trapezoiden, nach Osten dem Verlauf der Spitalgasse angepaßten Grundriß von etwa 15.80 x 14.10 m Größe. Die beiden Voll- und Dachgeschoße sind in Massivbauweise aufgeführt<sup>19</sup>. Der Baurechnung ist zu entnehmen, daß sich die Breite der Außenmauern, ausgehend von 4 Schuh (=1.12 m) im Fundamentbereich, pro Stockwerk um jeweils einen halben Schuh auf 2 Schuh (=0.56 m) an den Giebelwänden reduzierte<sup>20</sup>: *Erstlich soll die maur im grund dem boden eben 4 schuch dick..ob dem boden.. ains gmach hoch 3 1/2 schuch dick und das ander gmach bis under das dach 3 schuch dick..am fordern und hindern gybell oberhalb zway gmachen sol die maur ain gmach hoch sein 2 1/2 schuch dick und das ander 2 schuch und mit blind bogen gemacht werden.* So entstand über jedem Stockwerk ein Mauervorsprung, auf den der Zimmermann das Rähm (*drembr*<sup>21</sup>), das die Unterkonstruktion für die Deckenbalken bildete, aufsetzte. Der Maurer sollte die *oberzelten mauren /all usä und inä bestechen und wisä* [verputzen und anstreichen, Anm. d. Verf.], *auch die Ecken mit stain farb infasen.* In seine Zuständigkeit fiel auch die Dachdeckung; das Aufrichten der Sparren sowie das *laisten und latten* übernahm der Zimmermann.

Bemerkenswert ist die von den übrigen Mauern abweichende Bauweise des Fundaments, das nicht nach Verding, sondern im *dag lon* abgerechnet wurde, da man *das ain mall pfell schlacht das ander mauret.* Eingeschlagene Pfähle als sicherndes Grundgerüst eines Gebäudes sind in feuchtem Millieu nicht verwunderlich. Für die Überlinger Unterstadt, also in unmittelbarer Nähe des Bodensees, sind Pfahlgerüste belegt<sup>22</sup>. Für den deutlich über dem Seespiegel liegenden Münsterberg ist diese Baugrundsicherung jedoch nicht erforderlich. Auch ein Zusammenhang mit dem östlich am Bad vorbeifließenden Stadtbach ist unwahrscheinlich, da der anstehende weiche Molassefelsen die Entstehung tief eingegrabener Bachläufe begünstigt und breite, überschwemmungsgefährdete Uferzonen verhindert<sup>23</sup>. Es ist eher anzunehmen, daß man aus Gründen der Materialersparnis das nach Süden deutlich abfallende Gelände mit Pfählen »aufstockte« und das steinerne Fundament für den nördlichen Hausteil direkt auf den anstehenden Felsen setzte. Insgesamt ist von einer vergleichsweise flachen Fundamentierung auszugehen, da das Gebäude nicht unterkellert wurde.

Über die Art des verwendeten Baumaterials schweigt die Baurechnung weitgehend. Überlingen liegt in der glazial überformten Landschaft des nördlichen Bodenseebeckens, dessen natürlichen Untergrund eine tertiäre Molasseformation bildet<sup>24</sup>. Steinbrüche in der

17 Der Olber oder »halpach«, ein künstlich abgezwigter Bachlauf, wurde von Norden durch das Wiestor in die Stadt geleitet. Er folgte zunächst der Spitalgasse, führte dann westlich am Münster vorbei in die Unterstadt und dort in den Bodensee.

18 Auch heute noch befindet sich westlich des Gebäudes ein Innenhof mit Einfahrt von der Pfarrhofstraße aus.

19 Steinbauten bzw. teilmassiv errichtete Gebäude mit straßenseitiger Steinfassade sind in der Überlinger Altstadt in größerer Anzahl belegt. Die Massivbauweise scheint insgesamt dem Fachwerkbau vorgezogen worden zu sein. vgl. Ortskernatlas (wie Anm. 16), S. 35 ff.

20 Die Umrechnung des *schuch* ergibt sich aus der Angabe, daß die von Westen in das Gebäude führende Haustür 5 *schuch wit* ist; die heutige Türöffnung an dieser Stelle ist 1,40 m breit. Ein *schuch* hat somit eine Länge von 0,28 m.

21 Zur Bedeutung des Begriffes *drembr* vgl. Jacob und Wilhelm GRIMM. Deutsches Wörterbuch. Bd. II. Leipzig 1880. Sp. 1400.

22 Vgl. die beim Neubau der Sparkasse, Münsterstraße 21, beobachteten Pfahlsetzungen. Frdl. Hinweis von Stadtarchivar Liehner.

23 Tief eingeschnittene Bachläufe finden sich in der näheren Umgebung z. B. in Überlingen-Goldbach und in der »Marienschlucht« bei Bodman.

24 vgl. O. P. GEYER/M. P. GWINNER: Geologie von Baden-Württemberg. Stuttgart 1991. bes. S. 337–339.

Umgebung Überlingens (z. B. Goldbach) belegen, daß der Molassesandstein abgebaut und als Baumaterial eingesetzt wurde. Für die Deckengewölbe in den Baderäumen wurden nachweislich Backsteine verwendet<sup>25</sup>. Für Fenster- und Türgewände, einen umlaufenden Sockel im Erdgeschoß sowie für die Säulen des Badstubengewölbes wurde Sandstein aus dem schweizerischen Rorschach geliefert; ebenfalls ein Molassesandstein, der sich jedoch gegenüber dem in der Überlinger Region anstehenden durch höhere Festigkeit auszeichnet.

Für die Innenwände läßt sich eine auffallende Trennung zwischen den einzelnen Stockwerken feststellen, die wohl mit der funktionalen Nutzung des Gebäudes zu erklären ist. Die Wände des Erdgeschosses, in dem sich die Baderäume befanden, sind fast durchweg massiv gemauert. Lediglich die *schidwand* zwischen den beiden Bad- bzw. Hietstuben war aus Holz. Im Obergeschoß hingegen wurden nahezu ausschließlich Fachwerkwände eingebaut. Schreiner und Zimmermann fertigten das hölzerne Grundgerüst an; anschließend wurden die Gefache mit Steinen ausgemauert.

## 2. Die Räume und ihre Ausstattung

### 2.1. Erdgeschoß (Abb. 1)

Im Erdgeschoß lagen diejenigen Räume, die unmittelbar mit dem Badebetrieb in Verbindung standen: Außer den *bayd badstuben* waren dies der *scherwinkell*, zwei Umkleide- und Ruheräume (*hietstuben*) sowie ein Flur, der in Teilbereichen gleichzeitig als Heizraum für die Öfen in den Bad- und Hietstuben fungierte. Das Gebäude besaß insgesamt drei Zugänge, die den Zutritt von der Straße oder vom westlich des Badhauses gelegenen *hoff* erlaubten. In diesen gelangte man durch ein – heute noch erhaltenes – *gros dar* mit Sandsteinbogen, an den zwei Türflügel angehängt waren. Aus dem Hof führte eine *fünf schuch* (= 1,40 m) breite Türöffnung einem Gewände *von roschacher stainen*, für die der Schreiner *ain dier.*, *ist zwyfach mit ain fligel*, anfertigte, von Westen in den Mittelflur des Erdgeschoßes. An der Ostseite lag eine weitere Tür mit Schloß und 2 *schlisel hand haben*, eine dritte im Süden (*hausdir gegem pfarrhoff*).

### Die Badstuben (Abb. 1, Nr. 1)

Den Nordteil des Erdgeschoßes nahmen die *bayd badstuben*, durch *ain schidwand* voneinander getrennt, ein. Sie waren vom Mittelflur aus über zwei Türen *sambt band handhaben* und steinerner Schwelle (*staine drytt*) zugänglich. Oberhalb der Türen brachte der Schloßer *zu den dampflecher 2 ysernä dierle* an, die wohl zu Öffnungen gehörten, durch die der in den Badstuben entstehende Wasserdampf entweichen konnte. Maurer und Steinmetz setzten in die Badstuben ein Backsteingewölbe und 2 *rund seyll*, *daruff die gwelb gefürt werden, von guten roschacher stainen gehowen*. Die Einwölbung der Badstuben war seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert eine vielerorts ergriffene und im Resultat auch befriedigende Maßnahme, um die über dem Raum liegenden Holzbalken vor der raschen Zerstörung durch den aufsteigenden Wasserdampf zu schützen.

Die Räume waren mit insgesamt 9 Fenstern ausgestattet. Da die Badstuben im rückwärtigen Teil des Hauses lagen, legte man offensichtlich keinen besonderen Wert auf eine repräsentative Gestaltung der Öffnungen, sondern baute lediglich *ainfache liechter* mit *ainfach ramä* ein. Die Rahmen wurden mit Metallbeschlägen (*firyber*) in den Außenwänden

<sup>25</sup> Dies konnte bei einer Begehung des Gebäudes festgestellt werden.

verankert. Die Fenster selbst waren *quattiert* und mit insgesamt 178 *scheiben* verglast. Interessant ist, daß der Glaser, im Gegensatz zu den Fenstern der *hietstuben* sowie verschiedener Räume im Obergeschoß, für die Fenster der Badstuben anteilig deutlich weniger, vermutlich also größere Scheiben lieferte. Außerdem fertigte er dafür keine *hornaffen* – Zwickelstücke, die die Zwischenräume zwischen runden Butzenscheiben ausfüllten<sup>26</sup> – an. Da sie für eckige Scheiben nicht erforderlich waren, spricht einiges dafür, daß man in den Badstuben rauten- oder wabenförmige bzw. rechteckige Scheiben einsetzte. Vier dieser Fenster waren mit Läden versehen, die innen angebracht und mit *5 firyber das sey nit herus falend* an den Wänden bzw. am Fensterrahmen befestigt wurden. In allen anderen Räumen des Hauses hatte man übrigens Zieh- oder Flügelläden, die an der Außenseite angehängt wurden. Eine Erklärung für diese Abweichung wird in der funktionalen Nutzung als Baderaum zu vermuten sein. Die innen angebrachten Läden dienten wohl als zusätzliche Wärmeisolierung der Baderäume.

Das für den Fußbodenbelag verwendete Material ist in der Baurechnung nicht genannt; es dürfte sich aber am ehesten um Steinplatten gehandelt haben, da die Ableitung des Schmutzwassers über *44 schuch stain dolen so das waser abfirend* erfolgte. Diese Steinrinnen, die in den Fußboden eingelassen waren, verliefen in ost-westlicher Richtung durch die Badstuben und entsorgten das Wasser in den östlich am Bad vorbeifließenden Stadtbach<sup>27</sup>. Das für den Badebetrieb benötigte Frischwasser wurde vom Salemer Pflegehof (Franziskanerstraße 15–17) in das Bad geleitet. Bereits 1538 erwähnt der damalige Bader anlässlich des Verkaufs seiner Badstube, daß die *hern Burgermaister und Rath mir bewilligt haben, ...das wasser der ubereichen das mein gnediger her von Salmenwiler wider aus des Gotshus / haus genant Stainhus bis in den halpach uff des gotzhus kosten abzufüren schuldig usser den Teucheln. Gleich vor der / Badstuben zu notturft desselben in soliche Badstuben zufueren und zulaiten sollen*<sup>28</sup>. Das aus Holzdeicheln herangeführte Wasser mündete in der Badstube in ein *brun kestle*, für das der Schloßer ein Ausflußrohr (*ain stutzen*) anfertigte.

Der Badebetrieb, das Angebot von Wannen- und Schwitzbädern, erforderte spezialisierte Ofenanlagen, die in der Badstube das Kernstück der Ausstattung bildeten: *Eine badstube ist ein niedriges gemach, an dessen ende ein ofen, entweder von kacheln, oder von maursteinen, die mit feldsteinen belegt, und wenn diese erhitzt, wasser darauf gegossen wird, damit der aufsteigende dampf die hitze vermehre. Neben diesem ofen ist ein kessel mit heißem und ein kübel mit kaltem wasser.*<sup>29</sup> Die vorliegende Baurechnung enthält bezüglich des Badofens und des Warmwasserkessels nur Angaben über deren Zubehör; der Einbau der Heizeinrichtungen selbst ist nicht explizit genannt: Der Steinmetz setzte die Schüröffnungen (*offenlecher*) ein, der Schloßer fertigte *offen ysen* sowie zwei Klammern für ein Gestell (*2 klamä ..zu der lienen*) um den Badofen an und besserte eine, offensichtlich vom Vorgängerbau übernommene *offen dier* aus. Die Öfen selbst wurden erst 1607 unter der Regie des Hafners Hanns Butschlin aufgemauert, der u. a. *in der badstuben die bögen in den stainofen zumachen und den keßel einzusetzen hatte*<sup>30</sup>.

Als weitere Teile der Ausstattung sind die für Badstuben typischen gestuften Holzpritschen (*benck*) genannt. Angefertigt wurden sie von Schreiner Michael Hüpschenberg; der

26 Zur Deutung des Begriffes *Hornaffen* vgl. Hermann FISCHER: Schwäb. Wörterbuch. Bd. III. Tübingen 1911. Sp. 1821.

27 Die angegebenen *44 schuch* (= 12,32 m) entsprechen exakt der Innenlänge der beiden Badstuben (Ost-West-Richtung).

28 Urkunde 1538 (wie Anm. 6).

29 Johann Heinrich ZEDLER: Großes Universalexikon aller Wissenschaften und Künste. Bd. 3. Leipzig 1733. Sp. 98 f.

30 städtisches Rechnungsbuch 1607/08 (wie Anm. 15).

Steinmetz Andreas Waldvogel stellte 36 steinerne Auflageklötze (*steck daruff die benck li-gend*) neu her, 28 *alt staine steck* besserte er aus.

#### Der Scherwinkel (Abb. 1, Nr. 2)

In der nordöstlichen Ecke des Erdgeschoßes lag der *scherwinkell*, in dem der Bader Haarschnitt und Rasur, möglicherweise auch Schröpfen und Aderlaß durchführte<sup>31</sup>. Er gehörte offensichtlich nicht zur ursprünglichen Baukonzeption, sondern wurde erst nachträglich von den Badstuben abgeteilt<sup>32</sup>. Den Raum erhellten 3 *ainfache liechter*<sup>33</sup>, an die man *usä...3 flie-gelleden* anhängte. Über die weitere Ausstattung des Scherwinkels ist nichts bekannt.

#### Die Hietstuben (Abb. 1, Nr. 3)

Im Süden, zur Straße bzw. zum Münsterplatz hin orientiert, lagen die beiden *hietstuben*<sup>34</sup>. Hier konnten die Badegäste ihre Straßenbekleidung an- und ablegen sowie nach dem Bad ruhen und sich etwas abkühlen. Zwei Zugänge mit Steingewände, in die 2 *stuben dirä.mit geflambten banden und hant haben* eingesetzt wurden, führten vom Mittelflur in die beiden Räume, die durch eine *ingefaste schidwand* voneinander getrennt waren. Der Zimmermann Michael Mayer sollte *in bayden hietstuben die ober decke mit schoss riemen und schoss bre-ter sauber machen* [d.h. eine Balkendecke einziehen, Anm. d. Verf.<sup>35</sup>], *auch in der selbigen stuben ain fusboden legen*.

Zur Gestaltung der Fenster enthält die Baurechnung exakte Angaben für den Steinmetz Marte Hummel: *me sol er auch machen in bayd hiet stuben 8 fenster, solend alweg die zwey mitlen hecher sein, auch von roschacher stainen gehowen*. Sie waren so angeordnet, daß sich in jedem Raum 4 nebeneinanderliegende Fenster befanden. Diese Gruppierung erforderte *uffziechich leden*, da Klappläden die Sicht aus dem jeweils benachbarten Fenster behindert hätten. Die Ziehläden befanden sich wahrscheinlich in einem Kasten unterhalb des Fensters und konnten bei Bedarf hochgezogen werden<sup>36</sup>. Die 8 *doblat fenster ramä* waren mit gabel-förmigen Beschlägen (*weyen schwenzen*) beschlagen und mit insgesamt 524 *scheiben und 300 hafftien* verglast; in die Zwickel der runden Butzenscheiben setzte man *hornaffen* ein. Um die Fenster vor Windbruch zu schützen, befestigte man außen *stengla rott angestrichen*. Auf der Innenseite hatte der Schreiner *ale fenster verdeffert und die simsens*.

Einzige Wärmequelle für beide *hietstuben* war ein Kachelofen mit *offen fiesle und offen*

31 Die Überlinger Balbierer- und Baderordnung von 1552 bestimmte u. a.: *und sollen die Bader / zu sollichem schrepffen / sonndere und saubere / ort und plätz haben*. Stadtarchiv Überlingen, Bestand I, 80, 856.

32 Im Verding für den Maurer Georg Merath ist der Scherwinkel nicht erwähnt; erst die Auflistung der tatsächlich geleisteten Arbeiten nennt *am scherwinkell 4 1/2 klaffter*.

33 Auch hier ist die Planänderung während der Baumaßnahmen erkennbar: Der Steinmetz Marte Hummel hatte die Fenster zu diesem Zeitpunkt noch *in die badstuben* eingebaut; aus anderen Einträgen ist jedoch eindeutig zu erschließen, daß es sich dabei um die drei Fenster im *Scherwinkel* handelte.

34 Der Begriff »hietstuben« könnte mit der Aufgabe des Badepersonals zusammenhängen, die Kleidung der Badegäste während ihres Aufenthaltes in der Badstube zu »hüten«, vgl. dazu MARTIN (wie Anm. 1), S. 148. Eine andere Deutungsmöglichkeit wäre, daß die Badegäste nach der Schwitzprozedur ruhten und das Bett »hüteten«.

35 Über der ehemals östlichen »hietstube« hat sich die originale Raumdecke, eine Spunddecke mit abgefasten Balken, bis heute erhalten.

36 Vergleichbare Ziehläden haben sich in Schwäbisch Hall im Gebäude Lange Straße 49 erhalten. vgl. Hansjörg STEIN: Klein, aber typisch. Das Haus Lange Straße 49 als Zeugnis früherer Bauweisen. In: Hausgeschichten. Bauen und Wohnen im alten Hall und seiner Katharinenvorstadt. Hg. A. Bedal / I. Fehle. Sigmaringen 1994. S. 423–432, hier S. 429 mit Abb. 15.

*blatä*, den der Hafner Hanns Butschlin 1607 mittig an die Trennwand zum Flur setzte<sup>37</sup>. Aus Gründen der Feuersicherheit errichtete der Steinmetz einen *pfler zwischend den bayden hietstuben*, damit die hölzerne Trennwand nicht unmittelbar in Kontakt mit dem heißen Ofen kam. An Mobiliar waren 2 *guntzen* [= Sitz- oder Liegebänke, Anm. d. Verf.] und 2 *disch* vorhanden.

### Der Flur/Heizraum (Abb. 1, Nr. 4)

Zwischen den Baderäumen und den *hietstuben* lag ein etwa 3,30 m breiter Flur, der primär als Erschließungszone fungierte: Hier befanden sich die Zugänge des Gebäudes von außen und die der Räume des Erdgeschosses sowie eine Treppe zum Obergeschoß. Außerdem wurden von hier aus die Öfen der Bad- und Hietstuben bedient. Die Angabe, daß *vor dem bad* gewölbt wurde, spricht dafür, daß der Flur – zumindest in Teilbereichen – mit einem Steingewölbe ausgestattet war. Über seine weitere Ausstattung ist nichts bekannt.

### 2.2. Das Obergeschoß (Abb. 2)

Im ersten Obergeschoß waren insgesamt 6 Räume sowie ein Abtrittker untergebracht: Der größte und repräsentativste Raum war die *obere Stube*, außerdem gab es die *kamer neben der stuben*, die *baders kamer* sowie weitere *zwei kameran*. Neben der Stube befand sich die *kuche*. Alle Räume wurden über einen abgewinkelten Flur, die *loben*, erschlossen.

#### Die Obere Stube (Abb. 2, Nr. 1)

Die *obere Stube* war die Wohnstube des Baders und gleichzeitig der größte und repräsentativste Raum des Obergeschosses. Die Angabe, daß der Zimmermann eine *ingeschlagne saubere wand von stuben dillen* zwischen der oberen Stube und der benachbarten Kammer einbaute, könnte ein Anhaltspunkt dafür sein, daß es sich um eine Bohlenstube handelte<sup>38</sup>. Zwei Türen werden erwähnt: Eine führte aus der Oberen Stube in die benachbarte Kammer; eine zweite erschloß den Raum vom Flur. Beide Türen waren repräsentativ gestaltet, nämlich *usä und inä verklayt* und mit einem Preis von jeweils 2 Gulden (ohne Beschläge) erheblich teurer als die übrigen Türen des Hauses.

Großer Aufwand wurde für den Einbau der Fenster betrieben, die in Gruppen zu drei (Ostseite) bzw. vier (Südseite) Öffnungen angeordnet wurden<sup>39</sup>. Die Fensterstürze sollten *gestelzat*, d. h. der bzw. die mittleren Stürze höher als die seitlichen sein. Die aus Lerchenholz angefertigten doppelten Rahmen wurden mit Winkelhaken und gestreiften Metallbändern (*winckel hacken, schwarz und weys reyffen*) im Mauerwerk verankert. Verglast wurden die Fenster mit insgesamt 446 *scheiben* und 248 *hafften*. Zur Wärmeisolierung waren sie innen mit einer Holzvertäfelung (*mit ainem ingefassten deffer*) versehen und nach außen mit Ziehläden verschließbar.

Der Raum hatte eine Balkendecke, deren Gestaltung nicht näher bekannt ist, und einen hölzernen Dielenboden. Er war mit einem Kachelofen ausgestattet, der an der Nordwand der Stube lag und von der benachbarten Küche aus befeuert wurde. Der Ofen stand auf zwei Füßen, war mit einer, wohl eisernen, Ofenplatte geschmückt und besaß ein Holzgelän-

37 städtisches Rechnungsbuch 1607/08 (wie Anm. 15).

38 Zu Bohlenstuben vgl. Konrad BEDAL: Wohnen im hölzernen Gehäus'. Zur Geschichte, Verbreitung und Bedeutung der Bohlenstuben in Süddeutschland. In: Hausgeschichten (wie Anm. 36). S. 93–128.

39 Die originale Befensterung der »oberen Stube« ist bis heute am Gebäude ablesbar.

der. Zur festen Einrichtung gehörten die unter den Fenstern angebrachten umlaufenden Sitzbänke. Frei im Raum stand der wahrscheinlich als Kombination aus Bank und Tisch zu interpretierende *guntzen sambt 2 dafflen daran*. Auf die Funktion des Raumes als Eßraum verweist das *schisell und kanten bret*, auf dem wohl das »Sonntagsgeschirr« der Baderfamilie stand. Die Möglichkeit zum Reinigen der Hände bot ein mit Wasser gefülltes »giesfas« mit Schale in einem verschließbaren hölzernen Behälter (*giesfaß hisle*). Außerdem war ein Hängeschrank (*kopfhisle*<sup>40</sup>), vorhanden. Eine Besonderheit war eine Art »Durchreiche« zwischen Küche und Stube, für die der Schreiner einen Rahmen und einen hölzernen Schieber zum Verschließen der Öffnung (*futer sambt ain schieber*) herstellte.

#### Die Küche (Abb. 2, Nr. 2)

Auf der Ostseite des Obergeschosses, *gegem bach oder frow madlenen haus*, befand sich die Küche. Sie lag, wie in dieser Zeit allgemein üblich, *for der stube*. Dies hatte den entscheidenden Vorteil, daß eine kombinierte Rauchableitung aus Stubenofen und Küchenherd möglich und somit kein zweiter Schornstein nötig war.

Die vom Flur aus zugängliche Küche besaß Fachwerkwände; lediglich die Trennwand zur Stube, an der der Küchenherd und der Stubenofen lagen, war massiv gemauert. Die beiden Fenster waren als einfache *liechter* gestaltet, die Scheiben aus grünem *waldglas* und Flügel-läden erhielten. Für die Zubereitung der Speisen wurde ein Herd mit zugehörigem *offen loch* und steinerner Arbeitsplatte eingebaut. Das Kochgeschirr wurde auf einem *kessel und haffen und pfanen bryt* aufbewahrt. Zur weiteren Ausstattung der Küche zählte ein *staine ferker*, ein Ausgußstein zur Wasserableitung<sup>41</sup>. Dafür fertigte der Schloßer ein metallenes Abflußrohr von 0,56 m Länge (*kiener 2 schuch lang*) an. Als Sitzgelegenheit dienten zwei Bänke.

#### Die Kammern (Abb. 2, Nr. 3–5)

Außer der Wohnstube und Küche des Baders befanden sich im Obergeschoß des Hauses noch insgesamt vier Kammern: Die zum Pfarrhof (Süden) orientierte *kamer nebend der stuben* und des *baders kamer* sowie zwei weitere, zum Innenhof (Westseite) gelegene *kamern*. Sie dienten überwiegend als Schlafräume für die Familie bzw. die Angestellten des Baders. Lediglich für die *baders kamer* ist auch eine Nutzung im Zusammenhang mit dem Badebetrieb, z. B. als Ort der medizinischen Versorgung der Badegäste, vorstellbar, wenn auch nicht zweifelsfrei zu belegen.

Die *kamer nebend der stuben* (Abb. 2, Nr. 3) lag westlich neben der *oberen stube* und war von dieser aus durch eine offenbar aufwendig gestaltete, verschließbare Tür zugänglich. Einzige Lichtquelle des Raumes war ein mit 158 Scheiben verglastes *creitzfenster*, das sich *gegen der schul fornä herus*, also nach Süden hin öffnete. Als Verschuß dienten ein oder mehrere *uffziechig leden*. Von der Ausstattung des Raumes ist ansonsten nichts bekannt. In der Südwestecke des Obergeschosses befand sich des *baders kamer* (Abb. 2, Nr. 4), die vom Flur aus erreichbar war. Tageslicht fiel durch insgesamt drei Fenster in den Raum: Es gab eine Öffnung in der Südwand sowie *gegem hoffwerts zwei liechter* (Westseite), die zusätzlich noch mit Oberlichtern (*yberliechter*) ausgestattet waren. Alle drei Fenster konnten mit Zieh-läden verschlossen werden. Im Westteil des Obergeschosses lagen *zwei kameren* (Abb. 2,

<sup>40</sup> Zur Begriffsdeutung vgl. Hermann FISCHER: Schwäbisches Wörterbuch. Bd. IV. Tübingen 1914. Sp. 621 f.

<sup>41</sup> Zu »ferker« vgl. Hermann FISCHER: Schwäbisches Wörterbuch. Bd. II. Tübingen 1908. Sp. 1189.

Nr. 5), die durch den Einbau von Fachwerkwänden vom Flur abgetrennt worden waren. Sie besaßen einfach gearbeitete Holztüren (*schlecht diera*), waren innerhalb des Gebäudes also von untergeordneter Bedeutung. Beide Kammern hatten jeweils zwei Fenster mit Ziehläden zum Innenhof, die nördliche noch ein weiteres *im hindern gybell*. Mit Ausnahme der Öffnung in der *kamer nebend der stube* waren die Kammerfenster nicht mit *scheiben*, sondern mit dem erheblich günstigeren grünen *waldglas* verglast.

#### Der Abtritt (Abb. 2, Nr. 6)

In der Nordostecke des Obergeschosses befand sich der Abtritt des Hauses, das *seckrett*. Die Lage an der Ostwand bot die Möglichkeit, die anfallenden Fäkalien direkt in den an dieser Hausseite vorbeifließenden Bach zu entsorgen. Der über dem Wasser hängende Abtrittkerker war durch eine verschließbare Tür mit steinernem Gewände zugänglich; von der Einrichtung selbst sind ein *sitz und deckell* aus Holz erwähnt.

#### Der Flur (Abb. 2, Nr. 7)

Sämtliche Räume des Obergeschosses waren, mit Ausnahme der *kamer nebend der stuben*, über einen gewinkelten Mittelgang zugänglich. In der Baurechnung wird er als *loben* bezeichnet. Aus dem Erdgeschoß führte *ain gute stegen* in den Flur, der in diesem Bereich Tageslicht durch ein Doppelfenster mit Oberlichtern erhielt. Ob es sich dabei um das in der Glaserrechnung erwähnte *creitzfenster* handelte, war nicht eindeutig festzustellen. Über eine weitere Treppe an der Nordwand gelangte man in das erste Dachgeschoss. Hier befand sich ebenfalls ein Fenster; zwei weitere lagen in der Ostwand. Alle Flurfenster waren mit Läden verschließbar und besaßen, mit Ausnahme des scheibenverglasten *creitzfenster*, eine einfache Verglasung aus grünem *waldglas*.

#### Die Dachgeschosse

Der Dachraum war durch einen eingezogenen Zwischenboden (*bine*) in zwei Geschoße unterteilt. Während zur Nutzung der oberen Ebene keine eindeutigen Anhaltspunkte vorliegen, befand sich im unteren Dachgeschoß der Kornboden des Hauses (*karnloben*<sup>42</sup>). Er war über eine Treppe mit verschließbarer Luke vom Flur des Obergeschosses aus zugänglich. Das Speichergut konnte über eine große Öffnung (*uffzuch*) in der südlichen Giebelwand aufgezogen werden. Die steinernen Gewände dafür wurden von Steinmetz Marte Hummel aus *guten roschacher stucken* hergestellt; der Schloßer hängte zwei Türen mit *ingleyten haken* an. Auch Teile der Aufzugsvorrichtung werden in der Baurechnung genannt: Ein eiserner Haken für das Aufzugsseil (*ain ysen hacken an uffzug sayl*), ein Ring am Hebebalken (*drimel*<sup>43</sup>) sowie 2 Nägel *zu der katzen* (= Balken direkt unter dem Dach)<sup>44</sup>. Der Kornboden war mit mehreren Holzgittern (*goterinä* bzw. *geter*) in verschiedene Bereiche unterteilt. Zur besseren Durchlüftung des eingelagerten Getreides befanden sich im vorderen Giebel außer dem *uffzuch* noch drei weitere Öffnungen: Zwei davon lagen neben dem Warenaufzug, eine weitere darüber. Ebenfalls drei Luken waren in der nördlichen Giebelwand vorhanden.

42 Die Lautverschiebung von o nach a (Korn wird zu »karn«, Tor zu »dar«) ist in der Baurechnung mehrfach belegt.

43 Zur Bedeutung des Wortes vgl. GRIMM (wie Anm. 21), Sp. 1399.

44 Vgl. FISCHER (wie Anm. 40), Sp. 275.

Auf dem Dach errichtete der Maurer zwei Schornsteine (*kenich*). Angaben zu ihrer Lage fehlen; Rückschlüsse sind anhand weiterer Vorgaben (z. B. Raumaufteilung, Heizeinrichtungen) jedoch, unter Vorbehalt, möglich. Auffällig ist, daß nur zwei Kamine erwähnt werden, obwohl im Haus insgesamt fünf Heizeinrichtungen vorhanden waren. Es ist daher anzunehmen, daß jeweils ein gemeinsames Rauchgassystem für die Heizeinrichtungen im Erdgeschoß (Badofen, Warmwasserkessel, Kachelofen in den *hietstuben*) bzw. im oberen Stockwerk (Stubenofen, Küchenherd) existierte. Grundsätzlich ebenfalls denkbar ist eine zweite Variante: Danach waren der Kachelofen in den Hietstuben einerseits und der Stubenofen bzw. Küchenherd im Obergeschoß andererseits jeweils an einen Schornstein angeschlossen. Der Rauch der Badstubenöfen wurde durch den Hohlraum über dem Badstubengewölbe geführt und durch schmale Öffnungen in den Außenwänden abgeleitet<sup>45</sup>. Dieses System hatte den Vorteil, daß der noch warme Rauch das vom Wasserdampf der Badstube durchfeuchtete Gewölbe von oben trocknete und gleichzeitig eine Art »Fußbodenheizung« für die unbeheizten Räume im rückwärtigen Teil des Obergeschosses entstand. Die Frage, ob eine derartige Form der Rauchableitung auch für das Überlinger Bad in Frage kommt, könnte indes nur eine detaillierte Bauuntersuchung klären.

### Zusammenfassung

Die Baurechnung für das »Bad hinder dem kürchhove« in Überlingen ermöglicht dank seiner zahlreichen Detailinformationen eine weitgehende Rekonstruktion des im Jahre 1606 neu errichteten Gebäudes. Ergänzt durch weitere Angaben in den städtischen Rechnungsbüchern dieser Zeit sowie durch Beobachtungen am erhaltenen Baubestand lassen sich daraus weitreichende Erkenntnisse über seine Bauweise, Raumaufteilung und Ausstattung gewinnen. Das mit einem hohen finanziellen Aufwand eingerichtete Bad zeigt eindrücklich die Wertschätzung kommunaler Gesundheitsfürsorge im frühen 17. Jahrhundert; außerdem gibt die Baurechnung einen hervorragenden Einblick in das Nebeneinander von Arbeiten und Wohnen unter einem Dach. Glücklicherweise haben sich das Gebäude und Teile seiner Ausstattung trotz späterer Umbauten in großem Umfang bis heute erhalten. Damit besitzt Überlingen mit einem der wenigen baulich überlieferten und schriftlich gut dokumentierten städtischen Badhäuser ein weiterhin schützenswertes Kleinod frühneuzeitlicher Badekultur.

Anschrift der Verfasserin:

Birgit Tuchen M. A., Viktor-Renner-Str. 27, 72074 Tübingen

<sup>45</sup> Eine derartige System konnte für die »obere Badstube« in Wangen i. A. (Phase III, 1. H. 17. Jh.) und für das Klosterbad in Blaubeuren (16./17. Jh.?) nachgewiesen werden.

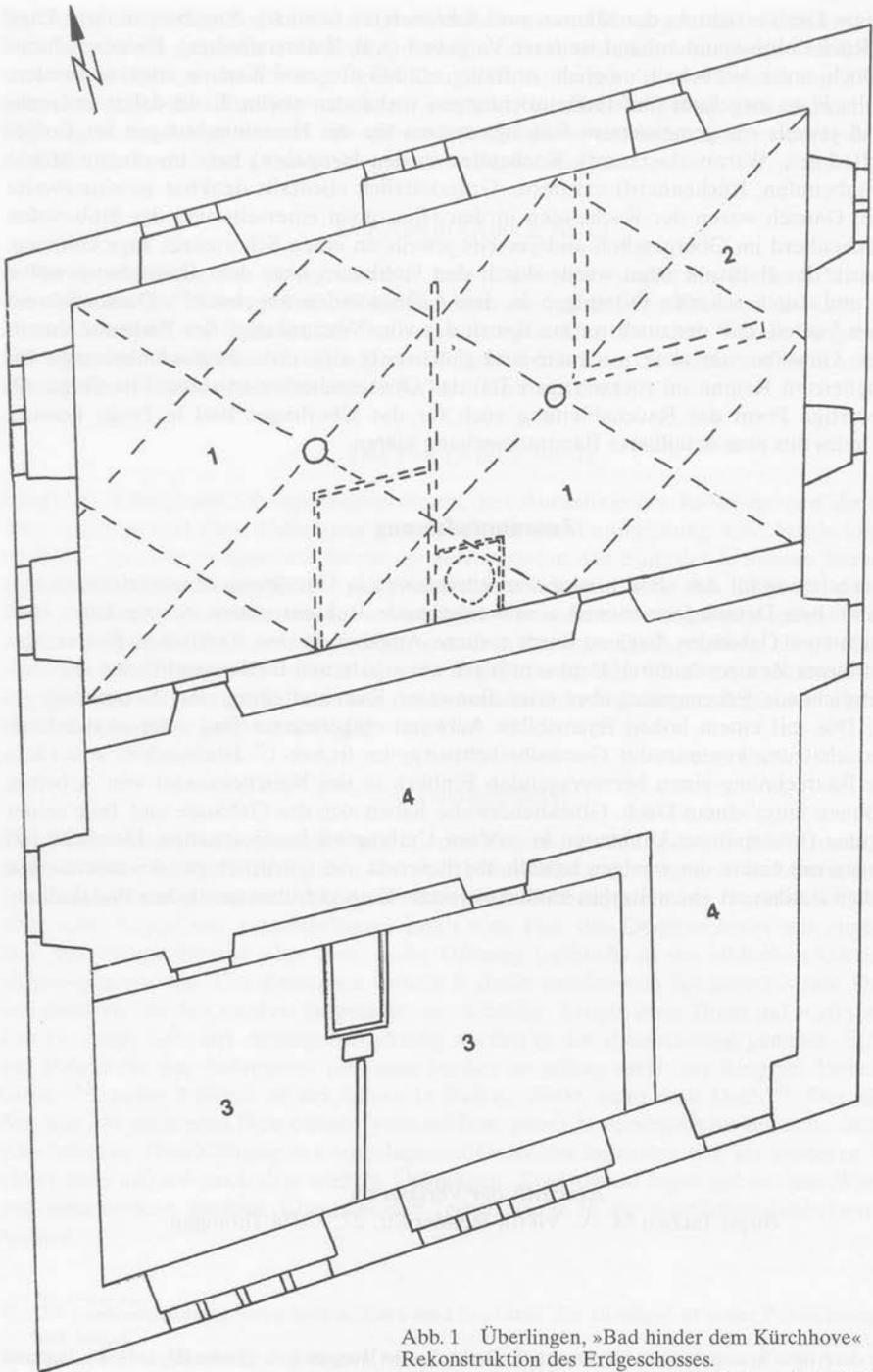


Abb. 1 Überlingen, »Bad hinter dem Kürchhove«  
Rekonstruktion des Erdgeschosses.

1 Badstuben, 2 Scherwinkel, 3 Hietstuben, 4 Flur/Heizraum

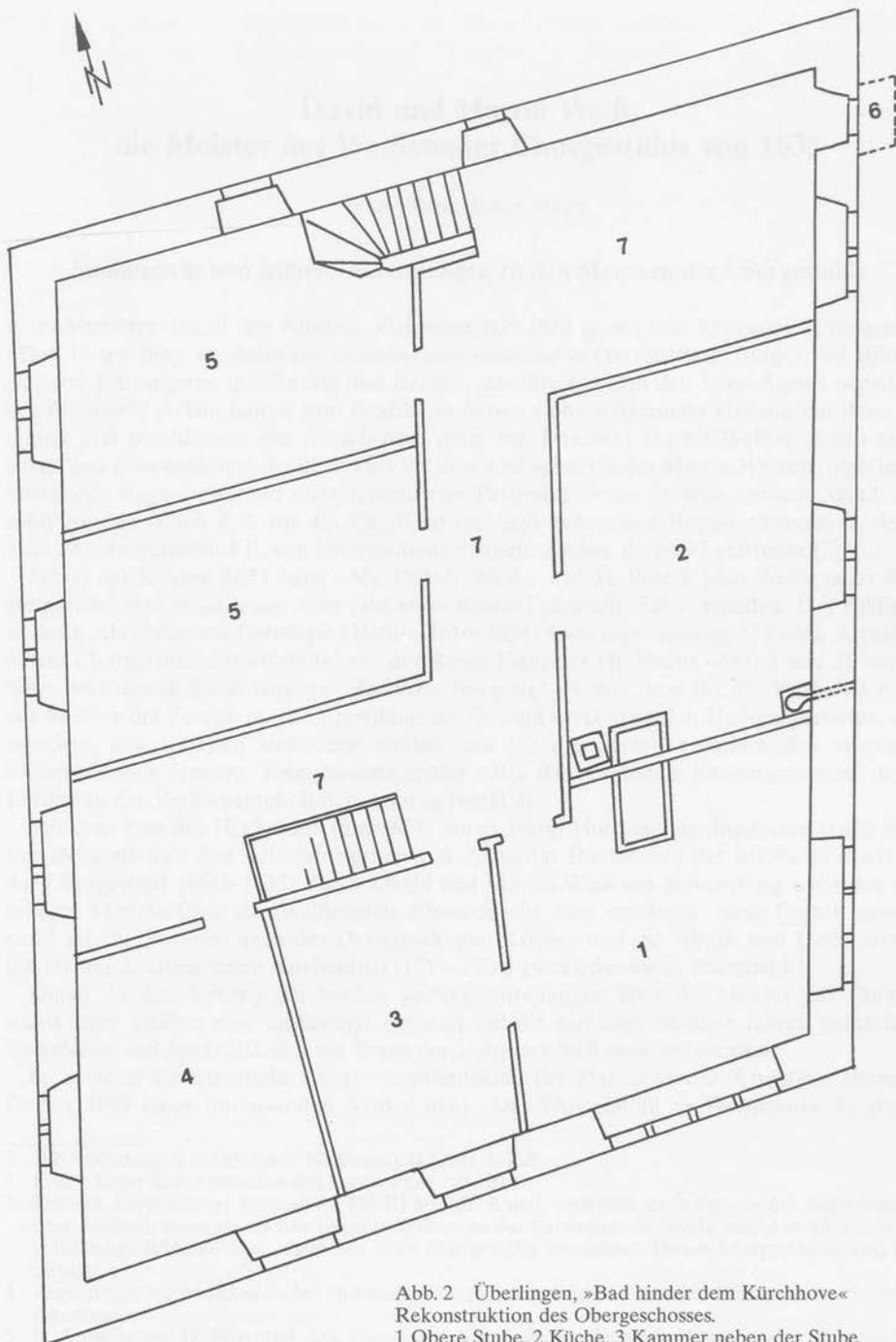


Abb. 2 Überlingen, »Bad hinter dem Kürchhove«  
 Rekonstruktion des Obergeschosses.  
 1 Obere Stube, 2 Küche, 3 Kammer neben der Stube,  
 4 baders kammer, 5 weitere Kammern, 6 Abtritt, 7 Flur



# David und Martin Weiß, die Meister des Weißenauer Chorgestühls von 1635

VON FRANZ-JOSEF MERK

## Fundbericht und frühere Vermutungen zu den Meistern des Chorgestühls

Im Verhörprotokoll des Klosters Weißenau von 1633 findet sich folgender Vertragstext: »Den 15-ten Juny, erscheint der ehrvest und kunstreiche Davidt Weiß, Bürger und Bildhauer von Ravenspurg, mit Anzaig und Bericht, das Ihre Gnaden den 5-ten Aprilis negsthien der Bildhauer Arbeit halber zum Gestühl in newen Cohr vollgennder Gestallt mit ihme gedinngt und beschlossen; das nemblichem ihme Mr. [Meister] Davidt Weißen neben täglichem und gewöhnlichem Tisch zu Hof für ihne und seinen Sohn Martin Weißen, umb jedes Stukh der Rugg-Gewandnt oder specificirter Patronen, deren 26 sein, geraicht unndt bezahlt werden sollen 2 fl. für ain Catell, uf die Seyl neben den Rugg-Gewandnten, deren auch 26 sein muessen 1 fl. von jeder gemainer Stuehl-Saulen, deren 42 gefrümbt [?] fl.«<sup>1</sup>

Schon am 5. April 1633 hatte »Mr. Davidt Weiß ... uf St. Petern [den Weißenauer Klosterpatron], den er zu seiner Cost [auf seine Kosten] gemacht, 3 fl.«<sup>2</sup> erhalten. Der Bildhauer hatte Abt Johannes Christoph Härtlin (1616–1654) seine eigenhändige (?) erste Arbeit zu einem Chorgestühl, das »Katell«<sup>3</sup> mit der Relief-Figur des Hl. Petrus (Abb. 2 und 3), vorgeführt. Mit dessen Bezahlung war der Preis festgelegt worden, und für die Werkstatt hatte der Meister die Zusage für die Erstellung des Gesamtwerkes mit den Heiligengestalten, den zwischen den Katellen stehenden Säulen und für die Säulen zwischen den einzelnen Mönchs-Stillen erreicht. Zwei Monate später hatte das zuständige Klostergremium<sup>4</sup> durch Eintrag in das Verhörprotokoll den Auftrag bestätigt.

Mit dem Bau des Hochaltars (um 1631) durch Jakob Hornung aus Ingstetten (nahe Kloster Roggenburg), den Altarbildwerken von Zacharias Binder und der Bildhauerarbeit für das Chorgestühl (1633–1635) durch David und Martin Weiß aus Ravensburg hatte der neu erbaute Mönchs-Chor der Weißenauer Klosterkirche eine »moderne« neue Gestalt gewonnen,<sup>5</sup> die die Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges und die Abriß- und Umbauarbeiten für den hochbarocken Kirchenbau (1717–1724) glücklicherweise überstand.

Durch die Entdeckung der beiden Vertragsmitteilungen über die Meister des Chorgestühls kann endlich eine eindeutige Antwort auf die seit über hundert Jahren gemachten Vorschläge und Spekulationen zur Frage der Urhebererschaft gegeben werden.

Im »Archiv für christliche Kunst« veröffentlichte der Pfarrer von St. Christina, Heinrich Detzel, 1899 einen umfassenden Artikel über »Das Chorgestühl zu Weissenau«. Er stellte

1 HStA Stuttgart B 523 (Kloster Weißenau), Bd. 250, S. 133.

2 Ebd. = Loser Zettel zwischen den Seiten 105 r und 106 a.

3 FISCHER, Schwäbisches Wörterbuch Bd. III Sp. 262: Katell, Untersatz eines Standbildes. Nach mündlicher Auskunft eines spanischen Kunsthistorikers an der Kathedrale in Sevilla wird dort als Katell die vollständige Bildtafel über einem Sitz eines Chorgestühls bezeichnet. Dieser Interpretation wird hier gefolgt.

4 Regelmitglieder des Klosters bei einem »Verhörtag«: Abt, Prior, Großkeller, Pfistermeister, Sekretär, Amtmann.

5 R. SCHMIDT und H. BUCHHEIT, Die Kunst- und Altertums=Denkmale in Württemberg, Oberamt Ravensburg, Stuttgart 1931, S. 77–118, hier S. 98 f.

mit Recht fest, daß über Chor- und Altarbau von 1628–1632 die Akten reichlich Auskunft geben, aber es »ist über das herrliche Chorgestühl gar nichts in ihnen zu finden.«<sup>6</sup>

Ähnlich urteilte auch 1929 R. Schmidt; er meinte sogar, »die Archivalien sind verloren.«<sup>7</sup> In »Kunst- und Altertums-Denkmale, Oberamt Ravensburg« (1931) schrieb er: »So gut man über die Entstehung des Hochaltars unterrichtet ist, ebenso dürftig sind die Nachrichten über das Chorgestühl. Die wichtigste Urkunde trägt es selbst. Auf der östlichen Seite der [südlichen] Rückwand des Gestühls sind die verschlungenen Namenszüge der Verfertiger angebracht. M. W. 1635 u. N. B. mit der geschnitzten Figur eines Tausendfüßlers oder einer Raupe«<sup>8</sup> (Abb. 4).

Alfons Kasper griff 1955 wiederum die Frage nach dem Meister des Chorgestühls auf. Er deutete die Namens-Initiale »NB« neu und hielt es für möglich, »daß der verschnörkelte Namenszug als Z. B. oder Zacharias Binder Ehingen a. d. D. zu lesen [sei] ... von dem wohl auch der Entwurf über das Chorgestühl stammt.«<sup>9</sup> Die Ornamentik von Hochaltar und Gestühl ließen auf die gleiche Werkstatt schließen, »wenn auch die vollplastischen Figuren des Hochaltars und die Reliefs des Chorgestühls von verschiedenen Meistern oder Mitarbeitern geschaffen«<sup>10</sup> wurden.

Dieser Interpretation der Initiale »NB« schloß sich 1995 Reinhold Halder an, denn »eine Lösung [der Deutung der Initialen] wird wegen der durch Ligatur bedingten Lesevarianten erschwert. Man wird wohl am besten davon ausgehen dürfen, im linken Monogramm [M. W.] den Schreiner, in der Jahreszahl das Datum der Fertigstellung oder der Aufstellung des Chorgestühls und im rechten Monogramm [N. B.] den Bildschnitzer zu lesen ... Es ist verlockend mit Kasper den zweiten Namenszug als »ZB« und somit als Zacharias Binder zu lesen, ... zwingend ist diese Lesart ... nicht.« Auch er rühmt die unzweifelhafte Meisterschaft des Künstlers und seiner Werkstatt und weist darauf hin, daß die Schnitzwerke am Hochaltar »wie auch die des Chorgestühlreliefs untereinander von verschiedenen Meistern und Mitarbeitern gefertigt sein müssen.«<sup>11</sup>

Die Frage nach dem oder den Meistern war also bis in die neueste Zeit offen geblieben. Erst bei der genaueren Durchsicht der verfilmten Bände der Weißenauer Klosterarchivalien des Hauptstaatsarchivs Stuttgart (Bestand B 523) hatte der Verfasser das Glück, die erwähnten Vertragstexte zu finden.<sup>12</sup>

6 Heinrich DETZEL, Das Chorgestühl in der Kirche zu Weißenau, in: Archiv für christliche Kunst, Nr. 17 (1899) S. 1. H. Detzel muß profunder Kenner der christlichen Kunst gewesen sein; er war Vorstand des Diözesan-Vereins für christliche Kunst und Herausgeber des »Archivs«.

C. A. BUSL, Zur Geschichte des Prämonstratenserklosters und der Kirche Weißenau. Ravensburg 1883; S. 20 erwähnte Busl schon einen »bis jetzt nicht bekannten sehr tüchtigen Meister« des Chorgestühls.

7 Richard SCHMIDT, Kloster Weissenau, Deutsche Kunstführer, Bd. 34, Augsburg 1929, S. 23.

8 SCHMIDT-BUCHHEIT wie Anm. 5, S. 101.

9 Alfons KASPER, Zur Genesis des Oberschwäbischen Chorgestühls, Heilige Kunst, Jhg. 1954/55, S. 27.

10 Ebd.

11 Reinhold HALDER, Der Chor der Weissenauer Klosterkirche – ein Gesamtkunstwerk?, in: H. BINDER (Hg.), 850 Jahre Prämonstratenserabtei Weißenau 1145–1995, Sigmaringen 1995, S. 407–435; hier: S. 416 und 417.

12 Die Hauptfrage des Verfassers galt dem Funktionieren einer Verwaltung während des Dreißigjährigen Krieges und ab welchem Zeitraum wieder »Friedensverhältnisse« erreicht würden. An dieser Stelle sei dem Leiter und den Mitarbeiterinnen des Stadtarchivs Ravensburg herzlich gedankt, die bereitwillig die Archivalien und Lesegeräte zur Verfügung stellten und mit Rat und Tat mein Suchen unterstützten.

### Die Künstlerfamilie Weiß aus Ravensburg

In der Vielzahl der Künstler, die für das Peters-Kloster in der Mindern Aue, der Augia Minor, eben für das Kloster Weißenau<sup>13</sup> tätig waren, taucht im Zuge der Um- und Neubaumaßnahmen an der mittelalterlichen Klosterkirche schon 1623 ein Salomon Weiß auf. Beim Neubau des Vierungsturmes 1623 durch Johannes Guggenmoos aus dem bayerischen Weilheim fertigte ein Goldschmied Salomon Weiß aus Ravensburg eine Kapsel für die Aufbewahrung der Daten der Baugeschichte der Kirche, die in dem Knopf der Kirchturmspitze verwahrt wurde.<sup>14</sup>

Bei seinen Forschungen zur Plastik des Manierismus in Oberschwaben konnte Adolf Schahl 1961<sup>15</sup> Akten aus dem Fürstl. Waldburg-Zeilschen Gesamtarchiv über die Errichtung des Spitals Bärenweiler auswerten, in denen festgehalten ist, daß »den 20. Octobris anno 1619 M. David Weissen Bürgern und Mohlern zuo Ravensburg der ander [rechte] Seitenaltar im Spithal zu Berenweyller zu schneiden, zu mohlen und aller Dings auszumachen umb 150 fl. verdingt worden.«<sup>16</sup>

A. Schahl verdanken wir eine erste Aufzählung und kunsthistorische Wertung von Werken der David Weißschen Künstlerwerkstatt in Ravensburg. Er stellte nach einer Anfrage beim damaligen Leiter des Ravensburger Stadtarchivs, Alfons Dreher, fest, daß es einen Maler David Weiß und einen »bildschnitzenden Sohn gleichen Namens« gegeben habe, die sowohl für Bärenweiler als auch für die Kirche Grünkaut (Weißenauer Klosterpfarre von 1565–1802) gearbeitet hätten; auch nahm er an, daß ein Geselle »hier wie dort mitarbeitete.«<sup>17</sup> A. Schahl verwies zudem auf Zusammenhänge zwischen der Weißschen Werkstatt und Heiligenfiguren in der Kirche von Wilhelmkirch (Weißenauer Klosterpfarre von 1465–1651) und Werken in der Frauenbergkapelle und der Pfarrkirche Bad Waldsee.<sup>18</sup>

Aus Akten und Materialien des Stadtarchivs Ravensburg kann nun einiges über die Familiengeschichte der Weißschen Künstlersippe ab dem Jahr 1572 berichtet werden, denn »Am Montag nach dem ersten Sonntag nach Trinitatis [9. Juni 1572] halten Hochzeit David (I) Weiß, Mahler von Memmingen, und Anna Beutlerin von Ravenspurg.«<sup>19</sup>

Kurz vor seiner Hochzeit hatte der 1549/50 vermutlich dort geborene und evangelisch getaufte Maler das Ravensburger Bürgerrecht erhalten, denn »auf Freytag den 30. May Ao 72 hat David Weiß von Memingen, Maler, das Bürgerrecht alhie angenommen, dasselbig geschworn und mit Jonas Sättelin und Herr B [Bürgermeister] Reichlin verbürgt und hatt kain Kind.«<sup>20</sup>

Am 1. Mai 1573 wurde dem Ehepaar als erstes Kind eine Tochter Katharine geboren.<sup>21</sup> Sie verheiratete sich mit dem Kantengießer David Senner (gest. vor 1635) und wurde noch bei einem Rechtsakt am 10. 12. 1635 erwähnt.<sup>22</sup>

Der Familie David (I) Weiß-Beutler wurde (wahrscheinlich) 1575 ein erster Sohn namens

13 N. KRUSE, Die Klosternamen, in: 850 Jahre Weißenau (wie Anm. 11), S. 61–72.

14 SCHMIDT-BUCHHEIT wie Anm. 5, S. 79.

15 Adolf SCHAHL, Beiträge zur Plastik des Manierismus in Oberschwaben; Jakob Bendel – David Weiss – Hans Dürner – Georg Grassender; Das Münster, 14., Heft 9/10, 1961, S. 361–367.

16 Fürstl. Waldburg-Zeilsches Gesamtarchiv, Schloß Zeil, Nr. 1034 des Kisslegger Archivs. Für die Übermittlung der Urkunde darf ich dem dortigen Archivar, Herrn R. Beck, herzlich danken.

17 A. SCHAHL, wie Anm. 15, S. 364 f.

18 Ebd. Eine eingehendere Erforschung der Arbeiten der Weißschen Werkstatt bleibt ein notwendiges Desiderat. E. Praxenthaler, (Penzing-Epfelhausen) erstellt z. Z. eine Magisterarbeit an der Universität München u. a. über die Ornamentik des Buxheimer und Weißenauer Chorgestühls.

19 Kirchenbücher Evangelische Kirche Ravensburg (KB EvR), Eheregister 1570–1574, S. 185.

20 StA Ravensburg, Albert HENGSTLER: Bürgerliste III der Reichsstadt Ravensburg 1550–1670, S. 36.

21 KB EvR Taufregister 1573–1574, S. 9.

22 StA Ravensburg, Bü 244, Ratsprotokolle 1619–1636, S. 350.

Absalom geboren. Er hielt am Montag den 7. Mai 1601 als Ravensburger Bürger mit Juliana Friesin aus Memmingen Hochzeit.<sup>23</sup> In den Geburtsakten seiner sechs Kinder (z. B. Jakob geb. 1605?, David (III) geb. 1607) wurde sein Beruf stets mit »Maler« angegeben.<sup>24</sup> Absalom ist vermutlich kurz vor dem 1. 6. 1632 verstorben.<sup>25</sup> Sein Sohn Jakob war Maler und Bürger in Ravensburg und wohnte 1630 in der Rossgasse Nr. 7.<sup>26</sup> Im gleichen Jahr heiratete er die Ravensburger Bürgertochter Katharina Zeiller<sup>26a</sup>. Jakob starb schon 1635.

Des Malers David (I) Weiß zweiter Sohn wurde in Ravensburg am 4. Oktober 1582 geboren. Er bekam den Vornamen des Vaters. Die Taufe dieses David (II) beurkundeten die »Gevätter« Herr Jonas Sett(e)lin und die Frau des Medicus Dr. Oswald Ülin (Ulianus).<sup>27</sup> Nach Lehr- und Wanderjahren als Bildhauer wurde David Weiß wohl als Meister in die Werkstatt seines Vaters aufgenommen. Mit 27 Jahren heiratete er, denn »am Montag den 16. Februarj (1609) hielt Hochzeit Davidt Weißen jung und Anna Maria Beutlerin allhir zu Ravenspurg.«<sup>28</sup>

Das Familienregister der evangelischen Kirche Ravensburg weist für den 13. November 1611 die Geburt eines Sohnes Martin dem »Vatter Davidt Weiß Bildhower«<sup>29</sup> aus. Vor der Vollendung des Weißenauer Chorgestühls 1635 wird der 24jährige Martin Weiß seine Initialen »MW« in die erste Säule schnitzen. Nach dem Pestjahr 1635 erscheint sein Name in keinem Ravensburger Register mehr. Dem Bildhauer-Ehepaar Weiß-Beutler wurden bis 1635 weitere acht Kinder geboren, z. B. David (IV) geb. 1616; David (V) geb. 1622.<sup>30</sup>

Der Malerfamilie David (I) Weiß wurde am 29. Dezember 1588 ein dritter Sohn namens Salomon geboren.<sup>31</sup> Dieser wurde Goldschmied und heiratete 1613 Katharina Kölbin,<sup>32</sup> mit der er zwischen 1614–1632 neun Kinder zeugte, (z. B. Gideon geb. 1620; Jakob geb. 1621).<sup>33</sup> Wie schon erwähnt wurde, hatte Salomon Weiß um 1623 als Goldschmied die Kapsel für die Baudokumente im neuen Turmknopf der Weißenauer Kirche geliefert. Sein Sohn Gideon war Goldschmied und verheiratete sich 1642 mit Maria Schneckhin aus Konstanz.<sup>34</sup>

Am 31. August 1629 verstarb 80jährig »der hochgeehrte Maler und Ravensburger Bürger David Weiß, versehen mit allen Sakramenten der Kirche, und gleichsam wie der eine der beiden Schächer am Kreuz bekehrt zur Krippe des katholischen Glaubens zurückgeführt. Gott sei ihm gnädig.«<sup>35</sup>

David (I) Weiß, Maler und vermutlich seit 1572 Gründer und Leiter einer Künstlerwerkstatt in Ravensburg, war wohl erst kurz vor seinem Tode zur katholischen Kirche konvertiert. Schon über 60jährig hatten er und sein Sohn David drei Altäre für die (um 1609 erbaute) Kollegiatskirche auf Schloß Zeil der Herrschaft Waldburg-Zeil zu fertigen.<sup>36</sup> Auch

23 KB EvR Eheregister 1598–1609, S. 120.

24 KB EvR Familienregister 1561–1861, S. 190.

25 StA Ravensburg, Spitalarchiv Bü 38,2 u, v. 1. 6. 1632.

26 StA Ravensburg, Bü 480 a/5, v. 10. 8. 1630.

26 a KB EvR Eheregister 1617–1635, S. 21.

27 KB EvR, Taufregister 1579–1598, S. 78.

28 KB EvR, Eheregister 1598–1609, S. 138.

29 KB EvR, Taufregister 1610–1617, S. 28.

30 KB EvR, Taufregister 1610–1617, S. 76 (David IV).

KB EvR, Taufregister 1617–1645, S. 39 (David V).

31 KB EvR, Taufregister 1579–1598, S. 109.

32 KB EvR, Familienregister 1561–1861, S. 190.

33 KB EvR, Taufregister 1617–1645, S. 21 (Gideon); S. 29 (Jacob).

34 KB EvR, Eheregister 1635–1649, S. 118.

35 Kirchenbücher Kath.; Ravensburg Liebfrauen, Bd. 110. Für die Übersetzung des lateinischen Textes danke ich Herrn Studiendirektor a. D. Helmut Binder sehr herzlich.

36 H. CHRIST u. H. KLAIBER, Die Kunst und Altertums-Denkmaile in Württemberg, Oberamt Leutkirch, Esslingen a. N., 1924, S. 39.



Abb. 1 Weißenauer Chorgestühl, Nordseite



Abb. 2 Weißener Chorgestühl, Detail mit dem Hl. Petrus



Abb. 3 Weißener Chorgestühl, Detail mit dem Hl. Petrus

Abb. 4 Weißenauer Chorgestühl, Monogramme MW u. NB (südöstliche Säule)



Abb. 5 Spitalkirche Bärenweiler (Gde. Kißlegg), rechter (südlicher) Seitenaltar



Abb. 6 Spitalkirche Bärenweiler (Gde. Kißlegg), Anbetung der Hirten



Abb. 7 Spitalkirche Bärenweiler (Gde. Kißlegg), Gott Vater (Altaraufsatz)



Abb. 8 Spitalkirche Bärenweiler (Gde. Kißlegg) Hl. Ottilie (Seitenfigur des rechten Seitenaltars)

Abb. 9 Pfarrkirche Grünkraut (bei Ravensburg), Hl. Antonius der Einsiedler



Abb. 10 Pfarrkirche Grünkraut (bei Ravensburg), Hl. Franz von Assisi



Abb. 11 Weißenauer Chorgestühl, Hl. Antonius der Einsiedler

Abb. 12 Weißenauer Chorgestühl, König David



Abb. 13 Weißenauer Chorgestühl, Salvator von Abtssitz

erstellte die Weißsche Werkstatt, wie schon angedeutet, im Auftrag von Maria Anna, Gräfin von Hohenems, um 1619 einen Altar für die Bärenweiler Spitalkapelle.<sup>37</sup> Wenige Jahre nach seinem Tode hatten sein Sohn David und der Enkel Martin den Auftrag für das Chorgestühl der Klosterkirche Weißenau bekommen. Die Künstlerwerkstatt hatte also, trotz der Zugehörigkeit ihrer Mitglieder zum Protestantismus, immer wieder bedeutende Aufträge von Herrschaften der »Altgläubigen« erhalten.

Die Werkstatt bestand nach 1629 nur noch einige Jahre. Die Söhne des Gründers, David und Salomon, und die Enkel Jakob und Martin werden im Jahre 1635 der Pest zum Opfer gefallen sein, denn ein Ratsprotokoll berichtet: »Auf Zünstag den 10. Decembris Anno 1635 ist Jacob Weisen Mallers seeligen hinterlassenen Erben, Apsoloms Weissens seeligen hinterlassenen Kinder, Davidt (II) Weisen seeligen Witib Anna Maria Beuttlerin, Solomons Weisen Witib Catharina Kölbin, Davidt Senners seeligen Wittiben Catharina Weisen sein Verlassenschaft zu verthailen bewilligt worden.«<sup>38</sup> Demnach war die Familie Jakobs ausgestorben, und zum Zeitpunkt der Erbauseinandersetzung waren auch sein Vater Absalom und dessen Brüder David (II) und Salomon tot. Als Erben überlebten seine Tante Katharina, die Witwen seiner Onkel und seine noch lebenden Geschwister. Eine weitere Erbschaftssache, datiert vom 18. Januar 1638, besagt: »Anna Maria Weysen Bildhawerin wil bonus cediren [Güter veräußern], solle deß halber inventiert und beschrieben werden.«<sup>39,40</sup> Während die Angehörigen der Waldseer Bildhauerwerkstätten Zürn und Bendel einige Jahre vorher nach Bayern oder Österreich abgewandert waren und damit der kriegsbedingten Lage in der Heimat entgehen und ihre Arbeit fortsetzen konnten, kam vermutlich zum oben erwähnten Zeitpunkt, bedingt durch die Todesfälle der männlichen Familienmitglieder, die eigenen schwieriger werdenden Wirtschaftsverhältnisse und die unmittelbaren Kriegshandlungen in Oberschwaben, das Ende der Weißschen Künstlerwerkstatt in Ravensburg.

### Die Bürger und Künstler mit dem Namen David Weiß

Die Künstlersippe Weiß kennt sechs »David«. Die Ravensburger Amtsschreiber von Bürgerschafts-, Liegenschafts-, Kredit- und Auftragsprotokollen unterschieden die zwei ältesten David, Vater und Sohn, am sichersten über deren Berufsbezeichnungen Maler oder Bildhauer oder gelegentlich mit der Beifügung »alt« oder »jung«.

Der Maler David (I) Weiß hatte 1572 vermutlich in die gut bürgerliche Familie Beutler (Beitler, Peittler) eingeheiratet. Nach einer Bürgerschaftsakte von 1591 waren seine Schwäger der Goldarbeiter Mathias Beutler und dessen Bruder der Apotheker Peter Beutler.<sup>41</sup>

Bei der Aufnahme von Neubürgern oder bei Wiedereinbürgerungen wurde David (I) Weiß vom Rat als Bürge herangezogen, so 1591, 1603, 1606 und 1611.<sup>42</sup> In den Jahren 1602,

37 Wie Anm. 15, S. 364.

38 StA Ravensburg, Bü 244, Ratsprotokolle 1619–1636, S. 350 v. 10. 12. 1635.

39 StA Ravensburg, Bü 245, Ratsprotokolle 1637–1638, S. 219 v. 18. 1. 1638.

40 KB EvR, Eheregister 1617–1635, Anhang. A. DREHER (wie Anm. 15, S. 367) spricht die Vermutung aus, daß Jakob und David (II) Weiß »am ehesten der Pest des Jahres 1635 zum Opfer gefallen sein« werden.

41 StA Ravensburg, A. HENGSTLER wie Anm. 20, S. 64, v. 26. 4. 1591. Über den Schwager von David (I) Weiß, den Apotheker Peter Beutler und den Ehemann der Taufpatin in der David (I) Weißschen Familie, den Stadtarzt Dr. Oswald Ülin berichtet P. EITEL, Der Kampf um Kunden und Patienten. Ravensburgs Apotheken im frühen 17. Jahrhundert, in: E. ZIEGLER (Hg): Apotheken und Apotheker im Bodenseeraum; Sigmaringen 1988, S. 101–115.

42 StA Ravensburg, A. HENGSTLER, wie Anm. 20, S. 64, 81, 285, 292, 299.

1603 wurde ihm die Aufgabe eines Vogtes zur wirtschaftlichen Sicherung von Waisenkindern als deren Vormund übertragen.<sup>43</sup>

Seine wirtschaftlichen Verhältnisse durften als recht günstig gelten. Nach dem »Steirbuoch Anno 1615« besaß er Immobilien im Wert von 2.150 fl. und Mobilien (Kapitalien) von 3.551 fl., wofür er vom Rat zu einer jährlichen Steuer von über 7 fl. veranlagt wurde.<sup>44</sup> Er gehörte damit zum steuerpflichtigen oberen Drittel der Bürgerschaft. 1604 klagten er und sein Schwager Peter Beutler eine Schuld ein.<sup>45:46</sup> Im Jahre 1612 vermeinte ein Martin Frick innerhalb einer Bürgerschaft eine Forderung an »David Weißen alt oder seinen Son Salamon« zu haben.<sup>47</sup> Von seinem Grundbesitz wird »eine Wiese des Davidt Weiß Maler« neben dem Weiher, der Bürgermeister J. Koleffel gehörte, erwähnt.<sup>48</sup>

Über Aufträge der Stadt Ravensburg an ihn konnten keine Dokumente oder Belege gefunden werden. Nach dem erwähnten Steuerbuch von 1615 lag seine Wohnung (und Werkstatt?) in der Ravensburger Unterstadt (heute Bereich Eisenbahnstraße).

Sein Sohn, Bildhauer David (II) Weiß, erhielt dagegen von der Stadt künstlerische Aufträge. Eine Ratsprotokollnotiz vom 4. 1. 1610 besagt nämlich, es seien »Davidt Weissen Bildhawern die Bilder auf dem Gottesackher von neuen zu machen auf 20 fl. zu machen verdingt worden.«<sup>49</sup> Er hatte also Epitaphien für den sogenannten alten Friedhof am Pfannenstiel wohl in Stein zu hauen. Ebenso wurde 1618 »Davidt Weissen Bildhawern die Brunnensaul auf dem Blaz neu zu machen bewilligt, doch das er mit seinem Vatter Bürgschafft thut.«<sup>50</sup> Hierbei handelte es sich vermutlich ebenfalls um eine Steinmetzarbeit für den Brunnen beim Waaghaus auf dem Hauptplatz der Stadt, dem heutigen Marienplatz.

Die erwähnte Steuerliste von 1615 weist auf S. 70 für ihn ein Immobilienvermögen von 400 fl. und einen Steueranschlag von 25 Kreuzern aus. Seine finanzielle Lage war also eher bescheiden und man vertraute ihm in Geldangelegenheiten anscheinend weniger; so lieh er sich am 10. März 1614 zwar 100 fl. vom städtischen Salztrog, »doch auf Bürgerschaft«.<sup>51</sup> Auch mußte von ihm und seiner Frau Anna Maria Beutler 1631 ein Zinsbrief des Schwagers Johann Christoph Tafinger und dessen Ehefrau Maria Magdalena Beutler übernommen und an die Stiftung der St. Michaelskapelle weiterverkauft werden.<sup>52</sup> In der Zeit als in der Werkstatt das Weißenauer Chorgestühl geschaffen wurde, veräußerte am 21. Dez. 1633 das Ehepaar Weiß-Beutler »2 Stück Reben im bezogenen Feld [Zogenfeld], zwischen des Hl. Geist Spitals und Joachim Stele Reben gelegen«, um 225 fl.<sup>53</sup> Am 19. Februar 1635 mußte David (II) Weiß dem Rat der Stadt eine Schuldenliste vorlegen »da die Creditores clagen werden.«<sup>54</sup> Der Auftrag aus dem Prämonstratenserkloster war für die Werkstatt in einer sol-

43 StA Ravensburg, U 1983 v. 19. 8. 1602; A. HENGSTLER, wie Anm. 20, S. 189.

44 StA Ravensburg, Bü 64 a, Steirbuch Anno 1615, S. 118. Der hohe Wert der Immobilien deutet darauf hin, daß er tatsächlich eine umfangreiche Werkstatt besaß.

45 StA Ravensburg, Bü 243, Ratsprotokoll 1592–1618, S. 204.

46 Der erwähnte Rechtsstreit war 1614 anscheinend noch nicht abgeschlossen.

47 Ebd. S. 363 v. 5. 3. 1612.

48 StA Ravensburg, Bü 10 b, v. 3. 6. 1610.

49 StA Ravensburg, wie Anm. 45, S. 321 v. 4. 1. 1610. Dem Artikel von P. EITEL (s. Anm. 41) ist das Bild des Grabsteins des Apothekers Elias Beutler (1573–1628) beigelegt. Bei den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der Familien Weiß und Beutler ist die Vermutung naheliegend, daß der Grabstein aus der Weißschen Werkstatt stammt.

50 Ebd. S. 555 v. 27. 4. 1618. Aus Briefen von 1582 der Stadt Ravensburg an die Städte Kempten und Biberach geht eindeutig hervor, daß Holzbildhauer auch Steinmetzarbeiten fertigen durften, denn es handle sich bei den Arbeiten um »freye Kunst« (StA Ravensburg Bü 400 d 5, Nr. 2 und Nr. 3). Frau Falk vom Stadtarchiv Ravensburg hat mir diese Akten vermittelt, wofür ich herzlich danke.

51 StA Ravensburg, Bü 243, Ratsprotokolle 1592–1618, S. 413 v. 10. 3. 1614.

52 StA Ravensburg, Bü 476 b/2 v. 23. 12. 1631.

53 StA Ravensburg, Spitalarchiv, Bü 50,1 s, U 4144 v. 21. 12. 1633.

chen wirtschaftlichen Notlage sehr willkommen, konnte diese aber anscheinend nicht mehr zum Besseren wenden.

### Vorläufige künstlerische Wertung der Hauptwerke der Weißschen Werkstatt in Ravensburg

#### 1. Drei Altäre der Kollegiatskirche auf Schloß Zeil von 1611; Altar der Pfarrkirche Wangen-Roggzell von 1598.

Truchseß Froben von Waldburg-Zeil (1569–1614) stiftete laut einer Urkunde vom 7. 4. 1608 und nach Bestätigung durch den Konstanzer Bischof auf Schloß Zeil ein weltliches Priesterkollegiat. Die zugehörige neue Kollegiatskirche sollte gleichzeitig die bisherige Pfarrkirche in Unterzeil ersetzen. Als Leiter des Kirchenbaus wurde Jörg Reutter verpflichtet, Schreinerarbeiten fertigte Andreas Müller aus Isny, Bildhauer Jakob Bendel aus Waldsee hatte Arbeiten für die Empore zu schneiden. »Drei Altäre fertigte der Bildhauer David Weiß von Ravensburg.«<sup>55</sup> Bei der Barockisierung der Stiftskirche 1763–1764, lieferte Bildhauer Joseph Anton Feuchtmayer von Mimmenhausen einen neuen Hochaltar. Wohin der bisherige Altar und die beiden Seitenaltäre des David Weiß kamen, ist bislang ungeklärt.

Über einen ebenfalls abgegangenen Altar der Pfarrkirche in Wangen-Roggzell besagt eine Rechnung vom 5. 1. 1598, daß nämlich »Maister Davidt Weiß Maler zu Ravensburg von wegen des gemachten Altars 63 fl.«<sup>56</sup> zu fordern hatte.

#### 2. Der rechte Seitenaltar der Spitalkapelle zu Bärenweiler Gde. Kiflegg von 1619 (Abb. 5).

Noch in der Beschreibung der Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Wangen hatte 1954 Adolf Schahl für die Nebenaltäre der Bärenweiler Spitalkapelle festgestellt, daß sie deren Erbauungszeit 1619 zugehörten und die »Skulpturen, aus der Zürnwerkstatt«<sup>57</sup> stammten. Es seien aber verschiedene Hände erkennbar.

Nachdem Schahl, wie erwähnt, Waldburg-Kissleggsche Akten bekannt geworden waren, konnte er 1961 neben anderen als Meister des rechten Seitenaltars den Maler David Weiß aus Ravensburg benennen, denn dieser – und seine Werkstatt – hatten den Altar »nach ausweisung der Ime gegebenen Visierung«<sup>58</sup> zu fertigen. Zum Altaraufbau vermerkte A. Schahl, daß die Mitte eine neuere Muttergottes einnimmt, die sitzenden Engel auf den Giebelstümpfen als Werke Jakob Bendels von Waldsee zu erkennen seien, doch würden die übrigen Figuren eine ganz andere stilistische Haltung verraten. Neben dem besonderen Stil der Hl. Barbara wären die übrigen Werke, wie die Freigruppe der Anbetung der Hirten in der Staffel des Altars (Abb. 6), Gott Vater im Altaraufsatz (Abb. 7) und die Hl. Ottilie als Seitenfigur im Hauptgeschoß (Abb. 8) durch »ihre starke, teilweise kontrapostische Bewegung und die eigentümlichen breitflächig konkav gemuldeten Falten ihrer Gewandung«<sup>59</sup> stilistisch miteinander verwandt. Da Schahl über den Ravensburger Stadtarchivar Alfons Dreher erfahren hatte, daß Ravensburger Ratsakten über einen Maler und einen jüngeren Bildhauer David Weiß berichteten, folgerte er: »Wir haben mit einem hohen Grad Wahr-

54 StA Ravensburg, Bü 244, Ratsprotokolle 1619–1636, S. 314 v. 19. 2. 1635.

55 Wie Anm. 36, Kunstdenkmale ... Oberamt Leutkirch, S. 99.

56 A. SCHAHL u. a., Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Kreises Wangen, Stuttgart 1954, S. 269.

57 Ebd. S. 92.

58 Wie Anm. 16.

59 A. SCHAHL, wie Anm. 15, S. 364.

scheinlichkeit anzunehmen, daß der Bildhauer David Weiß, Sohn, der Meister der Figurengruppen ist«<sup>60</sup> und daß es höchst unwahrscheinlich sei, daß die Schnitzarbeit der Figuren an die Zürn weitergegeben wurde.<sup>61</sup>

Da A. Schahl an der Inventarisierung der Kunstdenkmale in Oberschwaben arbeitete, hatte er eine umfangliche Kenntnis der damaligen Künstler und ihrer Werkstätten. Deshalb konnte er den Vergleich anstellen, »daß sich Arbeiten derselben Meister in [der Pfarrkirche] Grünkraut bei Ravensburg finden«; es sei »vor allem an die Heiligen Antonius [der Einsiedler] (Abb. 9) und Franz von Assisi (Abb. 10) zu denken, deren Stil in keiner Weise von dem jener Gruppe [in Bärenweiler] abweicht«.<sup>62</sup>

Seine Annahme, daß in Ravensburg eine David Weißsche Werkstatt gegründet worden sei, belegte er mit dem weiteren Hinweis, daß die Hl. Barbara auf dem rechten Seitenaltar in Bärenweiler und die Figuren der Heiligen Laurentius und Stephanus in der Pfarrkirche Wilhelmskirch (Kr. Ravensburg) wohl einem Gesellen dieser Werkstatt zuzuweisen wären.

A. Kaspar mochte sich 1963 nicht der Ansicht von A. Schahl über eine Weißsche Werkstatt in Ravensburg anschließen, sondern meinte, »vertraglich wurde der südliche [rechte] Seitenaltar [in Bärenweiler] an den Maler David Weiß, Waldsee, verdingt, der einen erstmals 1613 in Ravensburg erwähnten gleichnamigen Sohn als Bildhauer« hatte.<sup>63</sup>

### 3. Das Weißenauer Chorgestühl von 1635 (Abb. 1).

Das für die Weißsche Werkstatt eigentümliche Stilmerkmal von »konkav gemuldeter Falten der Gewänder« der Figuren findet sich ebenfalls bei den »Patronen« des von David (II) Weiß und seinem Sohn Martin geschaffenen Weißenauer Chorgestühls. Da die Relief-Figur des Hl. Petrus, wie erwähnt, mit hoher Wahrscheinlichkeit ein eigenhändiges Werk des Bildhauers David Weiß ist, könnte von diesem ausgehend seine künstlerische »Handschrift« gesichert werden. Es bleibt aber weiterhin die Frage nach den besonderen Qualitäten seines Sohnes Martin und des »NB«, falls dieser auch als Bildschnitzer in der Ravensburger Werkstatt arbeitete und nicht nur die Schreinerarbeiten des Chorgestühls fertigte.<sup>64</sup>

Das Weißenauer Chorgestühl ist von der kunsthistorischen Forschung mehrfach gewürdigt worden. Schon C. Busl hatte 1883 dem Meister des Chorgestühls attestiert, daß er »eine tüchtige Schule genossen, gute Vorbilder gesehen, eine sichere, geübte Hand gehabt haben muß.«<sup>65</sup>

Pfarrer H. Detzel lobte 1899 in seinem Gesamturteil »das herrliche Chorgestühl« und vermerkt in der Werkbeschreibung; es sei »die Architektur einfach, aber schön gegliedert, die

60 Ebd.

61 C. ZOEGE v. MANTEUFFEL erwähnt in der Monografie über »Die Bildhauerfamilie Zürn 1606–1666« (Weißenhorn 1969) die Forschungen von A. Schahl (1961) und bemerkt deshalb (S. 349): »Der südliche Seitenaltar von David Weiss, Vater und Sohn, Maler und Bildhauer in Ravensburg, Schüler von Hans Zürn d. Ä. in Waldsee.« Ob David (II) Weiß (1582–1635) zunftgerecht in der Werkstatt seines Vaters (1549–1629), wie es für die sechs Zürnsöhne in Waldsee angenommen wird, fünf Lehrjahre verbringen durfte und konnte, ist eine offene Frage. Auch könnte wohl erst nach genaueren Stilanalysen und -vergleichen der ihm zugeschriebenen Werke die Vermutung erhärtet werden, ob er als Geselle in der Werkstatt der Zürn oder der Bendel in Waldsee gearbeitet habe. Für v. Manteuffel war »eine detaillierte Bestimmung der Anteile ... der Werkstatt des David Weiss« (s. o. S. 439) im Rahmen seiner Arbeit nicht möglich. Zusammenfassend bemerkt er: »Die Altäre in Bärenweiler sind weder stilistisch noch ihrer Qualität nach mit dem ... Werk von Hans Zürn d. Ä. in Einklang zu bringen.« (Ebd.)

62 Wie Anm. 59. Da sich beide Heiligenfiguren auch im Weißenauer Chorgestühl finden, beweist sich deren stilistische Zusammengehörigkeit augenscheinlich.

63 A. KASPER, Kunstwanderungen im Herzen Oberschwabens, Schussenried 1963, Bd. 2, S. 82.

64 In den Ravensburger Bürgerlisten fand sich aber bis jetzt kein Schreiner »NB«.

65 C. A. BUSL, wie Anm. 6 a.

Verhältnisse der einzelnen Teile untereinander sind fein abgewogen und ist daher die Gesamtwirkung eine vorzügliche. Die Rückwand ist in einzelnen Felder abgetheilt, welche Bilder eines Heiligen in Flachreliefs enthalten und je von zwei Säulen flankiert werden. Sie stehen auf 28 Konsolen, die immer wieder ein anderes Ornament haben und mit korinthischen Kapitälern gekrönt sind, während zudem ihr Schaft mit ebenso außerordentlich verschiedenen Ornamenten versehen sind. Auf den Säulen zieht sich der glatte Architrav in gebrochenen Linien hin, während der Theil, den wir an den griechischen Tempeln Fries nennen, mit Engelsköpfen und Ornamenten dekoriert ist«<sup>66</sup> (Abb. 2).

R. Schmidt schrieb 1929: »Das ganze Chorgestühl zeichnet sich trotz des Reichtums an Einzelformen des ornamentalen und figürlichen Schmucks durch klare Verteilung der architektonischen und dekorativen Glieder aus. Auch die in flachem Relief geschnitzten Heiligenfiguren der nischenförmigen Füllungen des Dorsals verraten die sichere Hand eines Künstlers, der auch das Ornament glänzend beherrschte«<sup>67</sup> (Abb. 11–13).

Während Schmidt im erwähnten Artikel, den Hochaltar als »das besterhaltene Beispiel der Altarbaukunst der spätesten Renaissance in Württemberg«<sup>68</sup> nennt und damit stilistisch einordnet, gibt er auch in den zwei Jahre später erschienenen »Kunstdenkmälern« für das Chorgestühl keinen kunsthistorischen Hinweis.<sup>69</sup>

A. Kasper fand 1955 Parallelen »zwischen dem reichen aus Eiche geschnitzten Wettinger (Schweiz), geschaffen 1601–1604, ... und dem sowohl in den Reliefs wie in der Ornamentik vorzüglichen aus Nußbaum gestalteten Weißenauer Chorgestühl«; die »Relief-Ganzfiguren der Heilsgeschichte, in Zwickel geschmückten Rundbogenstellungen, eingerahmt von reich verzierten kannelierten Säulen mit kräftigem Kranzgesims [gehören] zum Zeitstil«. Noch näher aber liege der Vergleich mit dem Chorgestühl der Salemer Klosterkirche, »das Melchior Binder aus Ehingen 1588 mit vielen Gesellen erstellt« hat. Eine ganze Künstlergeneration trenne das Salemer von dem Weißenauer Chorgestühl. Die »vom Geist der Hochrenaissance inspirierten Hochrelief-Büsten mit den unruhigen manieristischen Zwitterformen der fast noch spätgotisch erscheinenden knittigen Gewandfalten [in Salem] sind [in Weißenau] in frühbarocke Halbr relief-Ganzfiguren verwandelt, die in frontaler Haltung und fast graphischer linear behandelte Kleidung dargestellt«<sup>70</sup> werden. »Das wellenförmig geschweifte Akanthus-Laubwerk als Aufsatz [des Chorgestühls] ... ist bereits blühendes Hochbarock (Ende des 17. Jahrhunderts).«<sup>71</sup> Wie angedeutet, war es A. Kaspers Intention, das Weißenauer Chorgestühl als Werk der Ehinger Binderwerkstatt zu begründen.

Ohne Stellungnahme zur stilistischen Einordnung stellte E. Gall 1956 fest: »Das Chorgestühl [von Weißenau], vorzügliche Schnitzarbeit in Nußbaum 1635.«<sup>72</sup>

66 H. DETZEL, wie Anm. 6, S. 2. C. A. Busl und H. Detzel haben als erste Autoren die Reihenfolge der 26 »Patrone« zu benennen versucht; einzelne Reliefs blieben bis heute umstritten. Die folgende Aufzählung, vom Altar her gesehen, wurde R. HALDER (s. Anm. 11, S. 417) entnommen. Südseite: Apostel Paulus, Ulrich, Antonius der Einsiedler, Augustinus, Gregor d. Gr., Mauritius, Paulus v. Theben, Katharina, Christina (?), Karl Borromäus, Hermann Josef v. Steinfeld, Norbert, Erzengel Michael. Ganzfigur: Jesus (heute im Heimatmuseum). Nordseite: Apostel Petrus, Gallus, Johannes v. Damaskus, Friedrich von Mariengaarde, Nikolaus, Benediktus, Hieronymus, Dominikus, Ambrosius, Gottfried v. Kapfenberg, Franziskus, Adelheid, König David. Die Ganzfigur der Jungfrau Maria ist seit Jahren verschollen.

67 R. SCHMIDT, wie Anm. 7, S. 24.

68 Ebd. S. 23.

69 SCHMIDT-BUCHHEIT, wie Anm. 5, S. 102.

70 A. KASPER, wie Anm. 9, S. 27.

71 Ebd. S. 28.

72 G. DEHIO (bearb. von E. GALL), Handbuch des Deutschen Kunstdenkmals, München–Berlin 1956, S. 133.

Auch R. Halder bringt 1995 in seinem Artikel über den Chor der Weißenauer Klosterkirche keine weitere Erklärung zur Frage der Stilrichtung des Chorgestühls.<sup>73</sup>

In der 1995 erschienenen Neuauflage des Weißenauer Klosterführers lobt der Verfasser Otto Beck den Hochaltar »als eines der großartigsten Beispiele manieristisch-frühbarocker Altarbaukunst« und »das zweireihige Chorgestühl (1635) könnte ebenfalls aus der Binderwerkstatt stammen.«<sup>74</sup>

Die Arbeiten aus der Ravensburger Weißschen Werkstatt würden es verdienen, einer eingehenden künstlerischen und stilkritischen Beschreibung und Wertung unterzogen zu werden. Es ist zu vermuten, daß neben den schon genannten Werken noch weitere in und um Ravensburg zu entdecken wären. Noch sind keine Malerarbeiten des Werkstattgründers David Weiß bekannt, auch ist der besondere Stil von dessen Enkel Martin Weiß nicht beschrieben und es bleibt die Frage nach »NB«. Aus heutiger Sicht verwundert es, daß bis zur Mitte des Dreißigjährigen Krieges in Weißenau noch reges künstlerisches Tun herrschte. Mit dem Einfall des schwedischen Heeres in Oberschwaben 1632 kamen Pest, Hunger und Krieg, und erst Jahrzehnte später gab es wieder Kunstaufträge.<sup>75</sup>

Bildnachweis: Abb. 1 Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Abb. 4 Stadtarchiv Ravensburg, alle übrigen Abbildungen Dr. Rainer Jensch, Bodnegg

Anschrift des Verfassers:

Franz-Josef Merk, Rebenweg 1, D-88214 Ravensburg

73 R. HALDER, wie Anm. 11, S. 416–418.

74 H. SCHNELL, Kunstführer Nr. 151, 8. Auflage 1995 (Verfasser: Otto Beck).

75 Abt Bartholomäus Eberlin (1654–1681) leitete ab 1656 »reparata, meliorata, restaurata et funditus aedificata« ein. So hat er frühestens 1668, »an den Chorstühlen vermachen lassen (um) 92 fl.« (in Weißenau, in Mariatal?) Für die gleiche Zeit besagt eine Notiz: »D. Abbati de Babenhausen für das Werk im Chor solvit – 250 fl.« (HStA Stuttgart, B 523, Libr. Präl. Bd. 2 a, S. 125 und S. 127). Der genannte Betrag könnte darauf hinweisen, daß der Chorgestühlauflauf und weitere Arbeiten an den Seiten von Abt- und Priorstuhl durch Meister des dortigen Klosters durchgeführt wurden

# Die Lippertsreuter Chronik Johann Baptist Nesensohns für die Jahre 1800 bis 1806

VON HARALD RAINER DERSCHKA

## A) Einleitende Bemerkungen

Im Pfarrarchiv zu Lippertsreute nordöstlich Überlingen ruhen tagebuchartige Notizen des seinerzeitigen Ortsgeistlichen Johann Baptist Nesensohn<sup>1</sup>, die Jahre 1800 bis 1806 betreffend. Bereits 1892 veröffentlichte der aus Altheim gebürtige Würzburger Franziskanerpater Benvenut Stengele<sup>2</sup> im einundzwanzigsten Heft der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung unter dem Titel »Die Einquartierungen im Linzgau während der Kriegszeiten von 1792–1800« schriftliche Aufzeichnungen Nesensohns, beginnend am 19. Juni 1792, endend mit dem 30. März 1800. Da der Text etwas abrupt aufzuhören scheint, setzte Stengele noch den Kommentar »Hiermit geht das Tagebuch zu Ende« hinzu. Indes kannte er eben nur das erste von ehemals zwei Faszikeln der Nesensohnschen Handschrift. Der zweite Teil dieser Notizen, der sich im Anschluß an diese einleitenden Bemerkungen hier abgedruckt findet, wurde im Pfarrarchiv als »II Lippertsreuther Chronik. 1800–1806. von Pfarrer J. B. Nesensohn« abgelegt. Indem er mit den Einquartierungen des 6. Aprils 1800 einsetzt, fügt er sich zeitlich wie inhaltlich direkt an den von Stengele publizierten Text. Nun enthalten Nesensohns Bemerkungen zu den Jahren 1800 bis 1806 außer den militärischen Ereignissen noch diverse Angaben über das allgemeine politische Geschehen, über lokale Vorkommnisse in Lippertsreute, über die Kornpreise in Überlingen sowie eine Vielzahl von Wetterbeobachtungen. Demgegenüber thematisierte Stengele lediglich die Einquartierungen, legte also wahrscheinlich nur einen Textauszug vor. Eine Ergänzung der Angaben Stengeles ist derzeit indes nicht möglich, da die Handschrift Nesensohns betreffend die Jahre 1792 bis 1800 verschollen ist.<sup>3</sup>

Mit Selbstzeugnissen in der Art der Tagebücher Nesensohns ist der ländliche Raum nicht

- 1 Johann Baptist Nesensohn (\*1748 Hofen †1807 Lippertsreute), zunächst Hofkaplan in Altshausen, seit 1778 Pfarrer von Lippertsreute (STENGELE, P. Benvenut, Beiträge zur Geschichte des Ortes und der Pfarrei Lippertsreute im Linzgau, in: Freiburger Diözesan-Archiv (künftig FDA) 22, 1891, S. 305. Nesensohns Bestätigung seiner Präsentation und Einsetzung in Lippertsreute ist erhalten (GLA Best. 3/ Mainau Conv. 115, Specialia); bemerkenswerterweise wurde er noch in den letzten Jahren seiner langen Amtszeit in Lippertsreute als Pfarrerweser betrachtet (GLA Abt. 229/61779). Ergebnislos blieben Recherchen im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, im Zentralarchiv des Deutschen Ordens Wien, im Archiv des Hauses Württemberg Altshausen sowie im Hauptstaatsarchiv Stuttgart (Bestände Ballei Elsaß-Burgund). Es steht zu hoffen, daß das letzte Wort noch nicht gesprochen ist.
- 2 P. Benvenut Stengele (\*1842 Altheim †1904 Würzburg), mit bürgerlichem Namen Georg Stengele, Wagnerssohn aus Altheim, seit 1869 im Würzburger Franziskanerkloster, Verfasser zahlreicher heimatkundlicher Schriften (WEHRELE, P., P. Benvenut Stengele, Ord. Min. Conv., in: Birnauer Kalender 9, 1929, S. 54–59).
- 3 Stengele sandte einen Sonderabdruck seiner Veröffentlichung nach Lippertsreute. Da der Adressat den Text kollationierte, muß ihm das Original noch vorgelegen haben; gegenwärtig ist es, Nachforschungen im Pfarrarchiv zum Trotz, unauffindbar. Eine Emendierung (zum 27. August 1799) bereinigt einen Lesefehler Stengeles dahingehend, daß ich meine bisherige Interpretation dieser Stelle zurücknehmen muß: Die russischen Dragoner entblößten sich in Frickingen auf offener Straße, um sich zu entlausen (gegenüber DERSCHKA, Harald Rainer, Frickingen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in: 900 Jahre Frickingen. Dorfgeschichte, Frickingen 1994, S. 117).

allzu reich gesegnet. Um so erfreulicher ist es, daß wir für die Zeit um 1800 ein weiteres publiziertes Tagebuch besitzen, das die Einquartierungen im mittleren Linzgau zum Hauptgegenstande hat, nämlich das des Salemer Zisterziensers Dionysius Ebe.<sup>4</sup> Dem läßt sich aus (acker-) bürgerlich-kleinstädtischer Perspektive etwa noch die Pfullendorfer Chronik des Leinenwebers Johann Georg Heilig gegenüberstellen.<sup>5</sup> Und schließlich seien noch die – einen freilich weiteren geographischen Rahmen umspannenden – Erinnerungen des Malers Johann Baptist Pflug genannt, die sogar zu literarischen Ehren gelangten.<sup>6</sup> Offenbar folgten diese Autoren einer gemeinsamen Motivation, die sie veranlaßte, Wirren und Schrecken der Kriegsläufe festzuhalten. Damit stehen sie geradezu in einer literarischen Tradition: Vorfälle der Zeit des Dreißigjährigen Krieges in und um Salem waren ebenfalls in einem Tagebuch aufgezeichnet worden, nämlich durch den Salemer Konventualen Sebastian Bürster.<sup>7</sup>

Was die Kriegereignisse so berichtenswert machte, sind die Schrecknisse, mit denen sie für die Landbevölkerung verbunden waren. Dabei standen die eigentlichen Kriegshandlungen im Hintergrund. Große Entscheidungsschlachten waren in der frühen Neuzeit eher ungewöhnlich<sup>8</sup>; zudem berührten sie die Zivilbevölkerung weit weniger als in den folgenden beiden Jahrhunderten. Es scheint, als wäre der gewaltsame Tod auch während der feindlichen Einquartierungen die Ausnahme geblieben: Obschon etwa Dionysius Ebe nicht müde wird, die französischen Repressionen zu beklagen, zeigt er sich aufrichtig entsetzt, als ein Franzose bei Uhdingen erschossen wurde, und nennt die Täter »Mörder«.<sup>9</sup>

Das eigentlich Furchtbare am Krieg der frühen Neuzeit war, daß der apokalyptische Reiter Krieg seine Kollegen Pest und Hunger mitzuführen pflegte. Schon Bürster wußte angesichts des Truppendurchzugs vom Jahre 1611 und der von den Soldaten eingeschleppten Pest, daß »krüeg und sterbat gemeinlich beisammen und kainß schier ohn daß ander«<sup>10</sup>. Mit den einquartierten Soldaten kamen Krankheiten, die sich unter den beengten Verhältnissen des Quartiers besonders gut ausbreiten konnten. Die Requisitionen gefährdeten die Nahrungsmittelversorgung, und unterversorgte Menschen infizieren sich eher als wohlerährte.<sup>11</sup>

Obschon im Linzgau die medizinische Versorgung zum Ende des 18. Jahrhunderts hin spürbar besser wurde<sup>12</sup>, zehrten die Einquartierungen seit 1792 gleichwohl an der gesundheitlichen Substanz des Volkes; im westlichen Bodenseeraum läßt sich vielerorts eine

4 MARTIN, Th. (Hg.), Tagebuch des Salemer Konventualen Dionysius Ebe aus den Jahren 1796–1801, in: FDA 18, 1886, S. 21–117. Joseph Dionys Ebe (\*1773 Bischmannshausen †1834 Wolfach), seit 1793 in Salem, seit 1807 Pfarrer in Walbertsweiler (ebd. S. 22). Ferner ist eine kurze Notiz des Hagnauer Pfarrers Johann Joseph Binder betr. die französischen Einquartierungen bis 1799 veröffentlicht worden: BELZ, J., Kriegsvölker im Hagnauer Pfarrhaus während des Franzosenkrieges in den 1790er Jahren, in: Birnauer Kalender 8, 1928, S. 127–130.

5 GRONER, Josef (Hrsg.), Die Chroniken der Stadt Pfullendorf, Pfullendorf 1982, S. 638–719. Zu Johann Georg Heilig (1770–1850) ebd. S. XVI ff.

6 PFLUG, Johann Baptist, Aus der Räuber- und Franzosenzeit Schwabens. Erinnerungen eines schwäbischen Malers aus den Jahren 1780–1840, neu hrsg. v. ZENGERLE, Max, Weißenhorn 1966 f.

7 BÜRSTER, Sebastian, Beschreibung des Schwedischen Krieges 1630–1647, Hg. WEECH, Friedrich von, Leipzig 1875.

8 ULLRICH, Johannes, Deutsches Soldatentum. Dokumente und Selbstzeugnisse aus elf Jahrhunderten deutscher Wehrgeschichte, Stuttgart 1942, S. XXXV.

9 EBE wie Anm. 4, S. 89 f.

10 BÜRSTER wie Anm. 7, fol. 3 (S. 9).

11 Vgl. PFISTER, Christian, Bevölkerungsgeschichte und historische Demographie 1500–1800, München 1994, S. 38 f. Stw. »Synergieeffekte von Kriegen und Seuchen«.

12 BAIER, Hermann, Der aufgeklärte Despotismus in der Grafschaft Heiligenberg, in: SchrrVG Bodensee, 57, 1929, S. 60 f. berichtet von einem Wundarzt (wohl der Chirurg Alois Farischon), der in Frickingen gegen Pocken impfte; zugleich sank dort die Kinder- und Heranwachsensterblichkeit (DERSCHKA wie Anm. 3, S. 89).

Übersterblichkeit während dieser Zeit feststellen.<sup>13</sup> Die oberflächliche Auszählung des von Nesensohn angelegten und säuberlich geführten Lippertsreuter Kirchenbuches ergab für den durch seine Tagebuchaufzeichnungen abgedeckten Zeitraum seit den 1790er Jahren ein leichtes Überwiegen der Geburten vor den Todesfällen.<sup>14</sup> Übersterblichkeiten sind für 1796, als nach Nesensohn die Dysenterie umging, sowie für 1799 und 1800 verzeichnet; für diese beiden Jahre berichtet die Lippertsreuter Chronik von aufeinanderfolgenden Fieberepidemien (S. 2). Insgesamt stagnierte die Lippertsreuter Bevölkerungszahl während Nesensohns Amtszeit bei einem schwachen Abwärtstrend: Lebten in diesem Dorf im Jahre 1764<sup>15</sup> schätzungsweise 170 Menschen, so waren es im Jahre 1800 immer noch 170<sup>16</sup> und 1814 164<sup>17</sup>; bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts stieg die Bevölkerungszahl wieder auf 177.<sup>18</sup> Dies entspricht dem Eindruck, den Nesensohns Tagebuch vermittelt, nämlich daß die Einquartierungen in Lippertsreute überaus lästig, aber nie wirklich existenzbedrohend waren. So bedauert Nesensohn die bäuerliche Bevölkerung, die unter den Zeitumständen am meisten zu leiden hatte (S. 26). Anlaß hierfür waren ihm indes keine Plünderungen oder Vergealtungen, sondern die niedrigen Kornpreise, die den Bauern den Profit verdarben.

Großangelegte Plünderungen wie im Hegau (S. 3) oder Brandschatzungen wie in Denklingen (S. 5) ereigneten sich in Lippertsreute offenbar keine. Dionysius Ebe berichtet vom Hunger und dem Elend, das die Salemer Untertanen infolge der französischen Requisitionen ausstehen hatten<sup>19</sup>; von dergleichen erfahren wir aus den Lippertsreuter Aufzeichnungen nichts. Daß Lippertsreute die Einquartierungen und Requisitionen offenbar vergleichsweise glimpflich überstand, mag daran gelegen haben, daß dieses Dorf lediglich ein belangloser Außenposten einer unbedeutenden Herrschaft war. Demgegenüber kannten die Franzosen die Bedeutung und den Reichtum von Salem wohl und suchten, sich letzteren soweit wie möglich verfügbar zu machen<sup>20</sup>. Mitunter mußte Salem während eines Zeitraumes von zehn Tagen Geld und Güter im Werte von 5000 Gulden abliefern, obschon es die französischen Befehlshaber zu seinen Gunsten zu bestechen vermochte.<sup>21</sup> Dagegen zog die Gemeinde Lippertsreute im Jahre 1801 die Zahlung einer Kontribution von rund 300 Gulden

13 Aach, Hindelwangen, Liptingen, Winterspüren: Sterblichkeitsmaxima im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts (SACHS-GLEICH, Petra, *Ex coitu fornicario. Bemerkungen zu Unehelichkeit und vorhehlicher Konzeption im Hegau*, in: GÖTTMANN, Frank (Hrsg.), *Vermischtes zur neueren Sozial-, Bevölkerungs- und Wirtschaftsgeschichte des Bodenseerraumes*, HORST RABE zum Sechzigsten, Konstanz 1990, vitalstatistische Kurven auf S. 25 f.); ebenso Stockach: BOHL, Peter, *Die Stadt Stockach im 17. und 18. Jahrhundert, Strukturen und Funktionen einer Oberamtsstadt*, Konstanz 1987, *Vitalstatistik im Anhang*; Frickingen: Übersterblichkeit seit 1792 (DERSCHKA a. a. O. S. 88).

14 *Liber baptizatorum, confirmatorum, matrimonio junctorum et defunctorum parochiae Liperatsreuthe sub patrocínio b. v. Mariae et s. Silvestri papae et confessoris et filialis ecclesiae in Hermansberg et Oberrenau sub patrocínio s. Brigidae virginis im Pfarrarchiv Lippertsreute.*

15 Die Kapitelsstatuten wie Anm. 39 verzeichnen für die gesamte Pfarrei 173 Kommunikanten. Der Anteil der Lippertsreuter an allen Pfarrkindern mag bei rund drei Vierteln gelegen haben; zumindest ist dies das gelegentlich der Volkszählung von 1855 ermittelte Verhältnis in der politischen Gemeinde Lippertsreute, die mit der Pfarrgemeinde freilich nicht deckungsgleich ist (Staatsarchiv Freiburg BA ÜB Nr. 198, 1991/564/2). Den Anteil der Nichtkommunikanten wird man bei einem runden Drittel veranschlagen dürfen.

16 *Geographisch-Statistisch-Topographisches Lexikon von Schwaben oder vollständige alphabetische Beschreibung aller im ganzen Schwäbischen Kreis liegenden Städte, Klöster, Schlösser, Dörfer, Flecken, Berge, Thäler, Flüsse, Seen, merkwürdiger Gegenden u.s.w.*, Ulm <sup>2</sup>1800, Sp. 92 f. s. v. Lippertsreute.

17 KOLB, J. B., *Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden*. Bd. 2, Karlsruhe 1814, S. 223 s. v. Lippertsreuthe.

18 Volkszählung von 1855, wie Anm. 15.

19 Ebe wie Anm. 4, S. 94.

20 Ebd. S. 104.

21 Ebd. S. 113.

über Wochen hin und feilschte darum, ob ein im Vorjahr requirierter Ochse damit verrechnet werden dürfte (S. 20 f.) – den Salemer Untertanen wurde zuweilen die Ablieferung von 76 Ochsen monatlich auferlegt.<sup>22</sup>

Auch Johann Baptist Pflug stellte sich die Frage, wie Schwaben die zahlreichen Requisitionen überleben konnte; er meinte, der Reichtum des Landes hätte dies ermöglicht.<sup>23</sup> Da die Lippertsreuter ihr Geld wohl überwiegend im Anbau von Getreide für den Überlinger Markt verdienten, wird es hier wenigstens nicht an Grundnahrungsmitteln gefehlt haben. Gleichwohl sollte man die Auswirkungen der Kriegszeit auf Lippertsreute nicht verharmlosen: Mitunter lagen Soldaten in Kompaniestärke oder darüber hinaus im Ort, die versorgt werden mußten (S. 13).

Breiten Raum nehmen in Nesensohns Tagebuch die Bemerkungen über das Wetter ein. Meßdaten sind keine verzeichnet; vermutlich führte er auch gar keine Messungen durch; jedenfalls ist davon nirgends die Rede. Vielmehr notierte Nesensohn seine Beobachtungen recht unsystematisch, eher ausführlich etwa für 1800 oder die Erntezeit des Jahres 1805, sehr summarisch dagegen für 1804. Daher läßt sich allein aus den Angaben der Lippertsreuter Chronik keine Klimageschichte des nordwestlichen Bodenseeraumes entnehmen; sie könnte indes wertvolle Bausteine für ein solches Unternehmen enthalten. Die Klimageschichte des südlichen Bodenseeraumes ist bereits aufgearbeitet: Christian Pfister diagnostizierte für die Jahre 1731 bis 1811 für den schweizerischen Teil des Bodenseeraumes (und die übrigen Gebiete der Eidgenossenschaft) »kontinentale Tendenzen«, d. h. im Durchschnitt strenge Winter und feucht-warme Sommer.<sup>24</sup> Nesensohns Beobachtungszeitraum ist freilich zu kurz, als daß allzu weitreichende Vergleiche angestellt werden könnten. Immerhin zeichnet Nesensohn zwei strenge Winter (1799 auf 1800, S. 2 und 1801 auf 1802, S. 29) und zwei sehr kalte Frühjahre (1802, S. 29 und 1806, S. 46). Sommerliche Wärme attestiert er den Jahren 1800 (S. 9) und 1803 (S. 36). Nicht nachgerade schlecht war für die Lippertsreuter das Erntewetter in den Jahren 1802 (S. 31) und 1805 (S. 42). Bemerkenswert ist, daß das Erntejahr 1805 in Lippertsreute »passabel« ausfiel, sogar noch ein heißer September folgte, wohingegen Pfister für die Schweiz ein »Katastrophenjahr«, mithin Klimaungunst zu allen Jahreszeiten, konstatiert.<sup>25</sup> Vielleicht war es nicht zuletzt ein gewisses Maß an Glück bezüglich der Witterungsumstände, das den Lippertsreutern half, die schwierigen Zeiten der Einquartierungen einigermaßen zu überstehen. Allerdings fiel die Ernte im Jahre 1806 schlecht aus; die Folgen hiervon gehen aus dem Tagebuch nicht mehr hervor, da es im Spätjahr 1806 abbricht.

Auffallend ist der reiche Wortschatz, der Nesensohn zur Verfügung stand, das Wetter zu beschreiben: So bezeichnete er das nämliche Phänomen als »Hagel«, »Schlossen« oder »Kutzbohnen«. Ob er damit wohl feine Unterschiede zum Ausdruck brachte, die in der Gegenwartssprache nicht mehr differenziert werden können?

In den Text sind immer wieder Bemerkungen über die Kornpreise in Überlingen eingestreut. Es läßt sich leicht denken, daß die dortigen Preisbewegungen in Lippertsreute aufmerksam registriert wurden. Denn der Überlinger Getreidemarkt stand den größten Märkten Südwestdeutschlands, Ulm und Straßburg, nur wenig nach.<sup>26</sup> Von hier bezogen die im Verhältnis zur eigenen Getreideproduktion überbevölkerten ostschweizerischen Heimarbei-

22 Ebd. S. 93.

23 PFLUG wie Anm. 6, S. 59 f.

24 PFISTER, Christian, Das Klima der Schweiz von 1525–1860 und seine Bedeutung in der Geschichte von Bevölkerung und Landwirtschaft. Bd. I.: Bevölkerung, Klima und Agrarmodernisierung 1525–1860, Bern, Stuttgart, 1985, S. 130 f.

25 PFISTER a. a. O. Bd. II. S. 62.

26 EITEL, Peter, Die Rolle der Reichsstadt Überlingen in der Wirtschaftsgeschichte des Bodenseeraumes,

terregionen ihr Brotgetreide. Im 18. Jahrhundert war Lippertsreute – das an der Kornstraße von Saulgau über Ostrach nach Überlingen lag – eine der wichtigeren Zulieferergemeinden gewesen, hatte diesen Status aber zu Beginn des 19. Jahrhunderts wieder eingebüßt.<sup>27</sup> Das Wenige, was Nesensohn über die bloßen Preise hinaus notiert, stützt die These Frank Göttmanns, wonach auf dem Überlinger Markt der Interessenausgleich zwischen der Getreideexportregion nördlich und der Importregion südlich des Sees stattfand: Die Bedeutung des Marktes für Lippertsreute geht aus der Bemerkung, daß die Bauern ihr Geld allein aus dem Verkauf von Korn, Roggen und Hafer erzielen konnten (S. 26), deutlich hervor. Suspekt waren Nesensohn dagegen offenbar die Getreidespekulation durch die »Kornjuden« sowie der Einkauf des Getreides durch Schweizer, die das Getreide nicht in der Ostschweiz verkauften, sondern weiterlieferten. Von solchen Weiterlieferungen – in dem von Nesensohn vermerkten Falle nach Italien – befürchtete man, sie kämen dem Reichsfeind Frankreich zugute.<sup>28</sup>

In den von Nesensohns Aufzeichnungen begleiteten Zeitraum fällt der Übergang von Lippertsreute von der Hoheit des Deutschordenskomturs auf der Mainau unter die Herrschaft des Markgrafen von Baden. Man möchte meinen, dieser Vorgang wäre für Lippertsreute und seine Bewohner überaus bedeutsam gewesen; indes lassen die spärlichen und verstreuten Bemerkungen Nesensohns hierzu nur wenig erahnen. Zumindest wirft es ein bezeichnendes Licht auf die politischen Praktiken jener Umbruchszeit, daß Baden bereits am 18. Dezember 1805 Lippertsreute unter seine provisorische Herrschaft nahm (S. 44): Die endgültige Entscheidung hierüber erfolgte hingegen erst eine reichliche Woche später, im Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805; indes galt es für Baden, den württembergischen Begehrligkeiten zuvorzukommen.<sup>29</sup>

Die Bevölkerung von Lippertsreute dürfte dieser Annexion wohl skeptisch gegenüberstanden sein. Freilich konnte sie von ihrer mainauischen Herrschaft nicht viel erwarten<sup>30</sup>, aber sie hatte auch nicht viel zu befürchten gehabt. Während etwa die fürstenbergische Obrigkeit im benachbarten Frickingen stets auf eine korrekte Abrechnung der Gemeindeeinnahmen und -ausgaben achtete<sup>31</sup>, arbeitete die Verwaltung des Ordens doch recht gemächlich<sup>32</sup> und ließ dann und wann fünf gerade sein, so etwa im Jahre 1802, als sie unter dem Eindruck der Kriegsnot ihre bedrückten Untertanen einen Teil ihrer Schulden erließ.<sup>33</sup> Diesem milden Herrschaftsstil entsprach es, daß der Sekretär des Landkomturs zu Althausen, Franz Anton Bagnato, dem Lippertsreuter Stabhalter empfahl, gegen die Inbesitznahme des Ortes durch Baden zu protestieren, den Protest aber sofort einzustellen, falls daraus ein Schaden für die Lippertsreuter oder ihr Eigentum erwachsen sollte (S. 44). Solch eine Nachsichtigkeit war von den entstehenden Mittelstaaten des Südwestens freilich nicht zu erwarten: Ihre Existenzberechtigung bestand ja nicht zuletzt darin, für Napoleon Geld und Soldaten verfügbar zu machen. Dies erforderte freilich Opfer ihrer Untertanen: Es läßt sich

in: Schr. VG Bodensee, 89, 1971, S. 16 ff. Demnach besaß der Überlinger Markt zu Beginn des 18. Jahrhunderts das sechsfache Volumen des gewiß nicht unbedeutenden Konstanzer Marktes.

27 GÖTTMANN, Frank, Getreidemarkt am Bodensee, Raum-Wirtschaft-Politik-Gesellschaft (1650–1810) (Beitr. z. südwestdt. Wirtschafts- u. Sozialgesch., Veröff. d. Wirtschaftsarchivs Bad.-Württ., Bd. 13), St. Katharinen 1991, S. 438 f. und Karte 8, S. 307.

28 Ebd. S. 197.

29 Vgl. BABO, Werner Frh. von, Die Deutschordenskommande Mainau in den letzten Jahrzehnten vor der Säkularisation und ihr Übergang an Baden. Dis. jur. Ms. masch., Mainz 1952, S. 124–137.

30 ROTH VON SCHRECKENSTEIN, Karl Heinrich Frh. von, Die Insel Mainau. Geschichte einer Deutschordens-Commende, Karlsruhe 1873, S. 207.

31 Vgl. DERSCHKA wie Anm. 3, S. 114.

32 ROTH VON SCHRECKENSTEIN wie Anm. 30, S. 207.

33 Ebd. S. 221.

denken, daß etwa der badische Befehl vom Frühjahr 1806, wonach die Lippertsreuter Bauern Pferde für die französische Armee stellen sollten (S. 45), als Zumutung aufgefaßt wurde, nachdem man jahrelang die Franzosen als Feinde kennengelernt und angesehen hatte. Ferner mußten zur Erntezeit des Jahres 1805 die Bauern im ehemals stiftsalemischen, nun badischen Mimmenhausen auch sonntags aufs Feld (S. 41) – die Muße an Sonntagen und den zahlreichen Feiertagen hatte ja zur aufklärerischen Standardkritik an den katholischen Kleinstaaten gehört. Die Lippertsreuter jedenfalls äußerten ihren Unmut über die fragliche badische Verfügung; sie befürchteten, daß nach der Abschaffung etlicher Feiertage nun auch noch der heilige Sonntag eskamotiert würde.<sup>34</sup>

Insgesamt zog Lippertsreute mit dem hochgeachteten Markgrafen Karl Friedrich von Baden als neuem Landesherrn das bestmögliche Los<sup>35</sup>; soweit Nesensohns Aufzeichnungen dies erahnen lassen, kam indes keine Begeisterung auf. Offenbar bestand im einfachen Volke hier wie anderenorts die Tendenz, der Dinge, die da kamen, skeptisch zu harren – Johann Georg Heilig etwa sprach vom »badischen Joch«, unter welches man sich nun schmiegen müsse<sup>36</sup> –, ohne daß der Unwille in offenen Widerstand umgeschlagen wäre.<sup>37</sup>

Einige Bemerkungen Nesensohns betreffen die kirchlichen Verhältnisse, so etwa die Beschreibung der Visitation von 1802, zu der in Gestalt des mainauischen Amtmannes Poth auch ein Vertreter der weltlichen Herrschaft geladen war (S. 32). Leider ist das darüber geführte Visitationsprotokoll nicht erhalten.<sup>38</sup>

Ein bemerkenswerter Abschnitt der Lippertsreuter Chronik behandelt die Dekanwahl von 1802 (S. 32 f.). Die Einzelheiten des Wahlverfahrens waren durch die Kapitelsstatuten festgelegt<sup>39</sup>. Authentische Berichte wie denjenigen Nesensohns dürfte es nicht viele geben,

34 Vgl. HERSCHE, Peter, Zur Charakteristik des geistlichen Staates, in: SCHMIDT, Georg (Hg.), Stände und Gesellschaft im alten Reich, Stuttgart 1989, S. 140.

35 Vgl. NEBENIUS, Carl Friedrich, Karl Friedrich von Baden, a. d. Nachl. hg. v. von WEECH, Friedrich, Karlsruhe 1868, S. 235 ff.

36 HEILIG wie Anm. 5, S. 709. Bemerkenswert ist Heiligs Aufruf an die Nachkommen: »(...) wenn vaterländisches Blut in ihren Adern wallt, wenn ihnen die Freiheit lieb ist und sie Gelegenheit finden, sich rächen zu können um ihr Eigentum, welches uns unrechtmäßigerweise ist entrissen worden, so sollen sie sich rächen und suchen, dasjenige wieder an sich zu bringen« (ebd. S. 709 f.).

37 In den salemischen Gebieten kam es nur im Oberamt Ostrach, das an Thurn und Taxis fiel, zu Tätlichkeiten gegen die neue Obrigkeit (SCHMID, Hermann, Die Säkularisierung des Reichsstifts Salem durch Baden und Thurn und Taxis 1802–1804, Überlingen 1980, S. 20). J. B. Pflug (wie Anm. 6, S. 73 f.) berichtet von renitentem Verhalten der Biberacher und der Bauern aus der Umgebung gegenüber der neuen württembergischen Obrigkeit. Fanden sich in Konstanz noch 1809 österreichische Patrioten, die bei der episodenhaften Entwaffnung der badischen Garnison durch einen Trupp Vorarlberger Mithilfe leisteten, so waren die ehemals Bodmaner Untertanen am Ende erleichtert, als sie 1810 nach Jahren der Unsicherheit badischer – und nicht württembergischer – Landesherrschaft unterstellt wurden (BURKHARDT, Martin in: Konstanz in der frühen Neuzeit (Geschichte der Stadt Konstanz, Bd. 3), Konstanz 1991, S. 448 f. HIRSCHER, Peter, in: Beiträge zur Geschichte der Bodanrückdörfer Langenrain und Freudental, Allensbach 1986, S. 116 ff.).

38 Gemäß den Findbüchern im Erzbischöflichen Archiv Freiburg liegen Visitationsprotokolle des Landkapitels Linzgau für die Zeit von 1592 bis 1696, Visitationsprotokolle für die Pfarrei Lippertsreute erst wieder seit 1839 vor. Das Verhalten des Amtmannes Poth zeigt nebenbei, daß die kirchliche Visitation von den Behörden des Kleinsterritoriums Mainau noch am Ende der Frühen Neuzeit als Eingriff in die staatlichen Hoheitsrechte beargwöhnt wurde (vgl. ZEEDEN, Ernst Walter und LANG, Peter Thaddäus, Einführung zu: Hgg. dies., Kirche und Visitation. Beiträge zur Erforschung des frühneuzeitlichen Visitationswesens in Europa (Spätmittelalter und Frühe Neuzeit, Bd. 14), Stuttgart 1984, S. 11 ff.).

39 Statuta venerabilis capituli ruralis Linzoviensis renovata ad ratihabitationem Eminentissimi & Reverendissimi in Christo patris ac domini, domini Francisci Conradi Dei gratia S. R. E. Presbyteri Cardinalis de Rodt, Episcopi Constantiensis, S. R. I. (?) Principis Domini Augiae Maioris, & Oeningae, Inclyti Ord. S. Ioan. Hierosol. Bailulivii, & Protectoris, Abbatis Infulati Zikzardiensis in Hungaria &c. &c. Constantiae, Typis Episcopilibus per Antonium Labhart. 1764 (künftig: Kapitelsstatuten). Darin handelt cap. VI (S. 68 ff.) De Electione, Confirmatione, Officio, Jure, & Salario Decani. Zur Quellen-

da dieselben Kapitelsstatuten den *Confratres in Capituli* untersagten, Interna des Kapitels zu verbreiten<sup>40</sup>. Nesensohns Aufzeichnungen erlauben einen Vergleich mit dem vorgeschriebenen *Procedere*. Demnach mußte am dreißigsten Tage nach dem Tode des Dekans die Neuwahl erfolgen. Den Ort der Wahl bestimmten der Kämmerer des Kapitels und die Deputaten. Tag und Ort mußten dem Generalvikar bekannt gemacht werden. Hielt dieser es für erforderlich, so hätte er einen Wahlvorstand entsenden können, sei es den Dekan eines benachbarten Kapitels, sei es einen Angehörigen des bischöflichen Hofes; offenbar unterblieb 1802 dergleichen.

Vor Beginn der Wahl sollte gemäß den Kapitelsstatuten von 1764 das *Officium solenne de Spiritu Sancto* abgehalten werden; so geschah es auch 1802. Nesensohn bemerkt allerdings, er hätte die Messe *De Beato* erwartet; vielleicht war ja in den vorangegangenen Jahrzehnten eine diesbezügliche Änderung erfolgt. Vor dem eigentlichen Wahlvorgang wurden die Pflichten des Dekans verlesen und die anwesenden Pfarrer des Kapitels ermahnt, daß sie ungeachtet aller persönlichen Vorlieben und Aversionen den Geeignetsten aus ihren Reihen zum Dekan wählen sollten. Im Jahre 1802 ließ der Bischof sogar noch eigens verkünden, daß er nicht bereit wäre, einem unwürdigen Kandidaten das Amt anzuvertrauen. Über die Details der Abstimmung schweigen sich die Kapitelsstatuten aus; offenbar konnte die Wahlversammlung einzelne Modi selbst regeln.

Der von Nesensohn festgehaltene Wahlvorgang bietet gleichzeitig einen Querschnitt durch die Hierarchie des Landkapitels: Da der auserkorene Dekan bislang das Amt des Kapitelskämmerers versehen hatte, mußte auch dieses neu besetzt werden. Der Kämmerer fungierte als Stellvertreter des Dekans; ihm oblag die Sorge um die Finanzen des Dekanats (*bursa capituli*).<sup>41</sup> Daß ausgerechnet der Frickinginger Pfarrer Ignaz Hornstein mit jener wichtigen Aufgabe betraut wurde, mag man geradezu als Ehrenrettung für diesen auffassen; hatte er doch in jüngeren Jahren für einige Skandale gesorgt gehabt.<sup>42</sup> Da Hornstein bislang das Sekretariat bekleidet hatte, mußte ein neuer Sekretär bestimmt werden. Zu diesen Aufgaben gehörte die Vertretung des Dekans; hauptsächlich wirkte er als Notar und Protokollführer des Kapitels.<sup>43</sup> Schließlich erwähnt Nesensohn noch die Wahl eines Deputaten. Die Deputaten waren Geistliche des Kapitels, die über die übrigen Pfarrer wachen und Visitationen durchführen mußten sowie gegebenenfalls kranke Amtsbrüder vertreten sollten. Eine der vier Deputaturen im Linzgau wurde nicht durch Wahl besetzt, sondern stand stets dem jeweiligen Pfarrer von Überlingen zu<sup>44</sup>; Nesensohn selbst war ebenfalls ein Deputat.<sup>45</sup>

Eigenartig unfaßbar bleiben bei alledem Persönlichkeit und Charakter des Johann Baptist Nesensohn. Über die Hintergründe seines Schreibens, seiner militärischen, politischen, ökonomischen und meteorologischen Interessen, läßt er uns im Unklaren. Abgesehen von den Schilderungen der Schikanen, die ihm die im Pfarrhaus einquartierten Offiziere bereiteten, ist die Chronik nüchtern gehalten, ja für tagebuchartige Aufzeichnungen auffallend unpersönlich. Im Gegensatz etwa zu Dionys Ebe, der im Schreiben beständig seinem Schmerz über den Untergang der altehrwürdigen Abtei Salem Ausdruck verlieh, oder zu Heilig, für den die Säkularisierungen und Mediatisierungen schlichtweg Eigentumsdelikte darstellten

gattung der Kapitelsstatuten allg. SCHMID, Hermann, Die Statuten des Landkapitels Linzgau von 1699 als historisch-statistisch-topographische Quelle, in: FDA 111, 1991 (3. F. Bd. 43), S. 188 ff.

40 Kapitelsstatuten (wie vorige Anm.), S. 43.

41 Ebd. S. 78 ff.

42 DERSCHKA wie Anm. 3, S. 129 ff.

43 Kapitelsstatuten wie Anm. 39, S. 82 f.

44 Ebd. S. 83 ff.

45 Als solcher ist er gelegentlich seines Todes am 9. April 1807 im Lippertsreuter Sterbbuch verzeichnet.

und der »unsere Reichsverfassung und die verlorene Freiheit« beklagte, hielt Nesensohn sein eigenes Urteil so weit zurück, daß sich zu seiner politischen Einstellung nichts sagen läßt.<sup>46</sup> Und dies, obschon er die Zeitläufte aufmerksam verfolgte. Seine hauptsächliche Informationsquelle war hierbei die »Augsburger Zeitung«.<sup>47</sup> Ferner teilt uns Nesensohn nirgends mit, weshalb er das Wetter beobachtete. An keiner Stelle wagte er selbst so etwas wie eine Prognose; die Wetterprophezeihungen der Bauern betrachtete er mit Skepsis (S. 28). Allenfalls wird man ihm einen gewissen Hang zur Ironie nicht absprechen können. So beschrieb er die Dekanwahl in allen ihren Einzelheiten, um dann ohne Übergang hinzuzusetzen, daß er hernach noch vom Gewitter überrascht wurde; ob er damit sagen wollte, daß ihm die umständliche Dekanwahl und das unvermittelte Donnerwetter vergleichbar schienen?

Die Glaubwürdigkeit der Lippertsreuter Chronik ist hoch zu veranschlagen. Kleinere Irrtümer schließt das nicht aus: So verlegt Nesensohn die Kaiserkrönung Napoleons in die Pariser Invalidenkirche (S. 39), obwohl sie in der Kathedrale Notre-Dame stattgefunden hatte<sup>48</sup>; immerhin zeigt dies, daß er gewisse Kenntnisse über Paris besessen haben muß. Ferner läßt sich an einem kleinen Detail aufzeigen, wie sehr mündlich verbreite Nachrichten dazu neigen, legendär ausgeschmückt zu werden. Nesensohn berichtet von der Plünderung Salems – wovon er wohl nur vom Hörensagen wußte –, daß die Franzosen alle Pferde weggeführt hätten, bis auf ein blindes (S. 5). Prosaischer liest sich die Beschreibung desselben Vorganges beim Augenzeugen Ebe; dieser schreibt, es wären zwei Pferde in Salem verblieben, welche einige Tage später auch noch requiriert wurden.<sup>49</sup>

Die sprachliche Gestaltung ist, ganz dem Inhalt entsprechend, nüchtern; sie läßt die alemannische Herkunft Nesensohns oftmals deutlich erkennen. Neben etlichen Dialektausdrücken finden sich auch grammatische Alemannismen (wie etwa die *vorhabende* Vereindödung auf S. 48).

Die folgende Edition der Quelle folgt weitgehend den Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine<sup>50</sup>; allerdings wurde in Nesensohns Orthographie nur behutsam eingegriffen, um die sprachliche Eigenart des Textes zu erhalten. Das Tagebuch ist in deutscher Schreibschrift verfaßt, wobei manche Ausdrücke – vorwiegend Fremdwörter und Namen – durch lateinische Schreibschrift hervorgehoben sind; sie sind hier kursiv wiedergegeben. Was das Äußere des Tagebuches angeht, so besteht das gesamte Faszikel aus zwölf Blatt Wasserzeichenpapier (Höhe ca. 32–34 cm, Breite ca. 20,5–21,5 cm), die mittig gefaltet und je paarweise ineinandergelegt sind, somit 48 Seiten bildend, welche Nesensohn mit brauner Tinte eng, aber unter Beachtung schmaler Seitenränder, beschrieb.

46 Man vergleiche nur einmal die banale Feststellung Nesensohns, daß die Franzosen am 9. Juni 1800 das Überlinger Zeughaus leerten (S. 8) mit der pathetischen Schilderung desselben Vorganges durch Ebe (S. 92 f.).

47 Damit dürfte die um 1800 weit verbreitete, populär aufgemachte katholische Augsburger Postzeitung eher gemeint sein als die zu Nesensohns Zeit nur mehr mittelmäßige evangelische Augsburger Abendzeitung (vgl. LINDEMANN, Margot, Deutsche Presse bis 1815, Teil I (Abhandlungen und Materialien zur Publizistik, Bd. 5), Berlin 1969, S. 148–155).

48 Ausführlich schildert die Vorgänge MASSON, Frédéric, *Le sacre et le couronnement de Napoléon*, Paris 1908.

49 Ebe wie Anm. 4, S. 80 f.

50 SCHULTZE, Johannes, Richtlinien für die äußere Textgestaltung bei Herausgabe von Quellen zur neueren deutschen Geschichte, in: HEINEMEYER, Walter (Hrsg.), Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen, Marburg-Köln 1978, S. 25 ff.

## B) Der Text des Tagebuches

[Das Jahr 1800]

[1] Den 6.ten April 1800 als am Palmsonntag mittags wurden hier von Lindau herkommende 74 Mann von dem Peterwardeiner<sup>51</sup> Gränzregiment Sklavonier einquartiert. Es war hier kein anderer Officier als ein Fähndrich, der sein Quartier im Wirthshaus hatte. Diese Leute waren schlecht montirt, besonders schlecht beschuhet *et pediculis pleni*<sup>52</sup>. Es marschirte nur ein Bataillon vom Regiment nach dem Hauptquartier, und zwar, wie man sagte, wegen darum, weil es sich wider seine Officiers aufgeleinert<sup>53</sup> hatte. Am 7.ten früh um 6 Uhr marschirten sie wieder ab nacher Stockach.

Den 12.ten April als am Charsamstag sind etlich 70 Mann vom 50.ten Linien-Regiment Graf Stain von Aahausen<sup>54</sup> her wieder hier einquartirt; ich logirte den Hauptmann v. Körber der nämlichen *Compagnie*, die am 3.ten März von hier nach Aahausen abmarschirt war. Der Oberlieutenant Ortner mußte ins Wirths neuen Bau mit Quartier vorlieb haben. Der Obrist Schönthal war in Salem, Obristlieutenant *Eichler* in Frikingen<sup>55</sup>.

Den 19.ten April abends 8 Uhr erhielt Hauptmann Körber einen Befehl vom Oberstlieutenant, daß er morgens den 20.ten bis 8 Uhr in Salem sey, um dort als Regimentsquartiermacher die weitere Befehle zu erhalten. Körber marschirte also am 20.ten um 7 Uhr früh ab, nachdem er mit aller Höflichkeit und Dank mir für 6 Tag des Tags 36 x, mithin 3 fl 36 x, und meiner Köchin 1 fl 36 x Trinkgeld bezahlt hatte.<sup>56</sup> Den 21.ten in der Früh ist die ganze *Compagnie* von hier Bondorf<sup>57</sup> zu abmar[2]schirt. Der Staab kam von Salem nur bis Überlingen. Die körperliche *Compagnie* war noch nicht aus dem Ort, so stund schon wieder ein Quartiermacher von Bender vor mir und suchte für den Oberlieutenant Hrn. von Mohr, einen Breisgauer, um Quartier an, bis Mittag 12 oder 1 Uhr, weil die *Compagnie* einen starken Marsch von Laimnau<sup>58</sup> bey Tettngang her zu machen hatte. Sie kamen aber erst nach 4 Uhr.

Vom Jahr 1799 bis 1800 ends März hatten wir einen sehr strengen Winter, abwechselnd mit feuchter und nasser Witterung, nicht viel Schnee, ungesund, indem vom Jenner bis in März hitzige Gallenfieber, ausartend in Faulfieber grassirten. Ends März trat der Frühling ein, und die Witterung ward so günstig, daß man am 21.ten April schon mit gröster Behutsamkeit hacken mußte, um den Reben, die schon sehr stark trieben und in welchen man am 19. April schon ein Träublein gefunden hatte, keinen Schaden zu thun. Den 21.ten April blüheten die Kerschenbäume vollkommen und sehr schön. Schon mitten April ward der Gukuk gehört, Schwalben gesehen. Die Wiesen waren vollkommen grün, und der Buchwald bereits geschlossen. Kurz, der Herr zeigte überall Segen, den man aber desto nöthiger hatte, je mehr man mit Soldaten geplagt war. Das Korn galt um diese Zeit noch 20 bis 22 fl, so auch der Haber; der Roggen 17 und 18 fl.<sup>59</sup>

51 Peterwardein (Petrovaradin), heute Stadtteil von Novi Sad in der Wojwodina; ehemals wichtige österreichische Festung in der slawonischen Militärgrenze (vgl. ERSCH, J. S. und GRUBER, J. S. (Hrsg.), Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, Dritte Section, Neunzehnter Theil, Leipzig 1844, S. 134 s. v.).

52 Verlaust.

53 Aufgelehnt. Vgl. GRIMM, Jacob und Wilhelm, Deutsches Wörterbuch, 16 Bde., Leipzig 1854 ff. (künftig: GRIMM), Bd. 1, Sp. 686 s. v.

54 Aahausen (Hochstift Konstanz) nordöstl. Meersburg, Bodenseekreis, Topographische Karte 1:25 000 (künftig: TK), Blatt 8221 Überlingen-Ost.

55 Frickingen (Fürstentum Fürstenberg) nördl. Salem, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

56 Fl, x: Abkürzungen für Gulden (floreus) und Kreuzer; 1 fl = 60 x.

57 Bonndorf (Reichsstadt Überlingen) nordöstl. Ludwigshafen, Bodenseekreis, TK 8120 Stockach.

58 Laimnau (Österreich) südöstl. Tettngang, Bodenseekreis, TK 8323 Tettngang.

Auf Ostern brauchte ich 1800 Beichtzedel 200, Kommunionzedel 160.<sup>60</sup>

Den 25.ten April nachts 11 Uhr kam eine *Ordonance* von Salem mit dem Befehl, daß die *Compagnie* von Sodann (so hieß der Hauptmann, an dessen Statt v. Mohr commandirte) den 26.ten um 11 Uhr in Stockach, wo sich das ganze *vacante* Regiment von Bender versammeln werde, eintreffen solle, um von da nach Singen /[3] ins Lager zu ziehen. Den 26.ten um 5 Uhr früh gieng dann der Marsch an. V. Mohr zahlte mir des Tags 36 x, Unterlieutenant Tauber und Fähndrich Lohr gaben im Wirthshaus, wo beyde einquartirt waren, in die Kuchel einen Beyerthaler<sup>61</sup> und sonst nichts, bezahlten also nicht einmal den Wein. *Par noble Fratrum.*<sup>62</sup>

Den 1.ten May 1800 giengen die Franzosen bey Stein, Eglisau<sup>63</sup> und Schafhausen ungehindert über den Rhein; am 3.ten May, der Samstag war, griffen sie die Östreicher auf ihrem linken Flügel am Ausgang des Bodensees an und schlugen sie zurück.<sup>64</sup> Abends 8 Uhr fuhren hier schon viele Wägen mit Weibern, Kindern und Mägdlein durch auf den Heiligenberg mit der Nachricht, welche besonders der Lehrer von Bondorf brachte, daß der Feind zu Überlingen im Riedt die ganze Viehherd über den Rhein getrieben haben [!], daß sie junge Leute mit sich nehmen, rauben und Mägdlein schänden, auch daß sie schon in Bondorf eingerückt seyen, auch in Billafingen und Velden.<sup>65</sup> Dieß vergrößerte unsere Angst und machte eine schlaflose Nacht. Morgens den 4.ten May 3 Uhr fuhren auch 3 Wägen mit einigen Weibern, Kindern und den meisten Mägdlein von hier weg auf den Heiligenberg. Ich las zwischen 6 und 7 Uhr nur wie an Werktagen die heilige Meß, und war auch zwischen Thür und Angel, ob ich gehen oder bleiben solle, blieb aber, und erhielt auf Mittag um 12 Uhr die Nachricht, daß die Franzosen in Überlingen eingerückt seyen. Die Officiers waren in der Krone logiert, die Reuterey vor der Stadt, im Riedt<sup>66</sup>, wohin ihnen die Überlinger Metzger für 300 Mann Fleisch, die Stadt Wein /[4] liefern mußte.<sup>67</sup> Auf den Abend kamen auch *Chasseurs* nacher Salem, wo sie *Fourage*, Wein und anderes eintrieben.<sup>68</sup> Am

59 »Korn« (oder »Kernen«) meint den entspelzten und enthülsten, also marktfähigen Dinkel (vgl. Schwäbisches Wörterbuch (künftig: Schwäb. WB) IV. Sp. 341–344 s. v. Kern). Der Guldenpreis bezieht sich auf den Malter Glatfrucht, d. h. ein Hohlmaß von 202,0 Litern (in Überlingen), entsprechend – je nach Qualität – etwa 138 bis 144 kg Dinkel bzw. 135 bis 139 kg Roggen. Der Hafer wurde in rauhem Maß gemessen, d. h. der Malter zu 492,6 l entsprechend etwa 212 bis 222 kg (SIEGLERSCHMIDT, Jörn, Maße, Gewichte und Währungen am westlichen und nördlichen Bodensee um 1800, in: Schrr VG Bodensee 105, 1987, Tab. 1 f., S. 81 f.)

60 Das sind Zeugnisse des Priesters, daß die Osterbeichte bzw. die Osterkommunion erfolgt war. Vgl. Schwäb. WB I, Sp. 791 s. v. Beichtzettel.

61 Konventionstaler zu 2 fl 24 xr.

62 Ein sauberes Brüderpaar!

63 Eglisau am Hochrhein, Kanton Zürich, Landeskarte der Schweiz 1 : 25 000, Blatt 1051 Eglisau.

64 Die hier angesprochenen Ereignisse nahmen ihren Anfang am 25. April 1800, als General Moreau, dessen Hauptquartier in Basel sich befand, den Angriff befahl; die Operation leitete General Lecourbe (nach CRISTE, Oskar, Erzherzog Carl von Österreich, 3 Bde., Wien und Leipzig 1912, Bd. 2, S. 149). Die Schlacht, auf die Nesensohn anspielt, fand bei Engen statt und endete mit dem Rückzug der Östreicher in Richtung Meßkirch (nach DOLLINGER, Friedrich, Baar, Schwarzwald und Oberrhein im zweiten Koalitionskrieg 1799–1801 (Veröffentlichungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Heft 8), hrsg. WOHLEB, Joseph Ludolf, Donaueschingen 1941, S. 59 ff.).

65 Überlingen am Ried (Österreich) westl. Radolfzell, Kreis Konstanz, TK 8219 Singen (Hohentwiel); Billafingen (Reichsritterkanton Donau) nordöstl. Ludwigshafen, Bodenseekreis, TK 8120 Stockach; Wäldle (Reichsabtei Salem) nördl. Owingen, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

66 Gemeint ist wohl das Ried östl. Überlingen; vgl. TK 8221 Überlingen-Ost.

67 Zu Überlingen im Zweiten Koalitionskrieg vgl. SEMLER, Alfons, Überlingen, Bilder aus der Geschichte einer kleinen Reichsstadt, Singen 1949, S. 152 ff.

68 Chasseurs: Feldjäger, leichte Infanterie der französischen Armee (z. T. auch beritten), vgl. SCHEIBERT, Justus und PORTH, Wenzel, Illustriertes Militär-Lexikon für die k. u. k. österreichisch-ungarische und deutsche Armee, Berlin 1897. Fourage (zu frz. fourage): Truppenverpflegung.

Sonntagnachmittag erhielten wir Nachricht, daß in Bondorf nicht mehr als 15 Mann im Ort und 30 draußen liegen, auch niemanden einen Drang anthaten, sondern sagten, man solle die Weiber wieder zum Kochen heim holen. Auch hörten wir wieder kanoniren auf dem rechten Flügel der Österreicher unter Kray.<sup>69</sup> Nachts kamen unsere abgefahrenen Wägen mit Weibern und Kindern wieder heim. Vom 4.ten auf den 5.ten May in der Nacht zogen die Franzosen wieder von Überlingen zurück; man sah auch in der Stadt Überlingen zwischen 6 und 7 Uhr einige Kayserliche, so auch bey Lugen<sup>70</sup> ein kayserliches Piquet; aber zwischen 7 und 8 Uhr rückten die Franzosen schon wieder gegen Ufkirch<sup>71</sup>, und die Patrouillen der Franzosen kamen wieder in die Stadt. Um 8 Uhr hörte man wieder stark Kanoniren. Die Franzosen waren unter Nesselwang bis Bondorf auf dem Oesch und in Bondorf selbst gelagert, auch bey Sernatingen und am End des Sees.<sup>72</sup> Das Kanoniren zog sich immer hinabwärts. Am 5.ten abends zogen sie ganz über die Berge bey Herdwangen, Pfulendorf, Wald und Möskirch zu.<sup>73</sup> Am 6.ten wurden sie wieder zurückgeschlagen, so daß sie abends bey Sohl, Afterberg, Denkingen lagerten und am 7.ten auch in Heiligenberg und Wintersulgen (wo General Laval war).<sup>74</sup> In Salem foderten bis 10 Uhr in der Früh 145 Franzosen 1 Fuder Wein, 8 Centner Fleisch und 800 Leiblein Brod<sup>75</sup>; inzwischen kam eine kayserliche [5] Patrouille und nahm sie gefangen im Officierzimmer, mit angefügtem Gebot, Salem solle nichts hinliefern; gegen 10 Uhr machten die Franzosen von Heiligenberg weg ihren Marsch, 7 bis 800 Mann stark, nacher Salmanschweil; die übrigen blieben auf dem Heiligenberg und hatten ihr Lager gegen Röhrenbach<sup>76</sup> auf dem Oesch. Am 7.ten um 3 Uhr früh brannten in Denkingen durch die Franzosen 10 Häuser ab.

Den 8.ten May zwischen 7 und 8 Uhr verließen die Franzosen den Heiligenberg, von vielen Wägen mit *Fourage* und Proviant begleitet; auch die in Salem zogen gegen Mittag Markdorf zu ab, nachdem sie in Salem 18 Lägeln Wein, jede mit 9 Eymer<sup>77</sup>, auch Haber geladen und alle Pferd, bis auf ein blindes, theils zum Fahren, theils zum Reiten genommen. Man mußte ihnen die Sattelkammer öffnen, damit sie ihnen anständige Sättel auslesen könnten.

69 Paul Freiherr Kray von Krajow (1735–1804), seit 1799 nach erfolgreichen Operationen in Italien gegen die Franzosen österreichischer Feldzeugmeister, seit 18. März 1800 Oberbefehlshaber über das Heer in Deutschland mit dem Hauptquartier in Donaueschingen. Von General Moreau aus Süddeutschland verdrängt, zog er sich am 21. Juli ins Privatleben zurück (Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Oesterreich, enthaltend die Lebensskizzen der denkwürdigen Personen, welche seit 1750 in den österreichischen Kernländern geboren wurden oder darin gelebt und gewirkt haben, Wien 1856 ff., Zwölfter Theil, S. 161–168).

70 Lugenhof (Reichsabtei Salem) nördl. Überlingen, Bodenseekreis, TK 8221 Überlingen-Ost.

71 Aufkirch (Reichsstadt Überlingen) nördl. Überlingen, TK 8220 Überlingen-West.

72 Nesselwangen, Bodenseekreis, östl. Ludwigshafen (bis 1826 Sernatingen), Kreis Konstanz (beides Reichsstadt Überlingen), TK 8120 Stockach.

73 Herdwangen (Reichsabtei Petershausen) nördl. Owingen, Kreis Sigmaringen, TK 8121 Heiligenberg, Wald (Österreich) westl. Pfullendorf, Kreis Sigmaringen, TK 8021 Pfullendorf.

74 Sohl und Aftholderberg nördl. Schönach, Denkingen nördl. Heiligenberg (sämtlich Fürstentum Fürstenberg/Reichsstadt Überlingen), Kreis Sigmaringen, TK 8121 Heiligenberg. Wintersulgen (Fürstentum Fürstenberg) nordöstl. Heiligenberg, Bodenseekreis, TK 8122 Wilhelmsdorf. Laval, Untergeneral in Moreaus Armee (PFLUG wie Anm. 6, S. 225).

75 Das Überlinger Fuder faßte 1161,6 l (SIEGLERSCHMIDT wie Anm. 59, Tab. 3, S. 85). Fleisch wurde nach schweren (nassen) Pfunden gewogen, ein schweres Pfund wog in Überlingen 584,0 g und auf den Zentner gingen 100 Pfund; d. h. Salem war gehalten, 467,2 kg Fleisch zu stellen (SIEGLERSCHMIDT a. a. O. Tab. 4, S. 86, GÖTTMANN, Frank, Altes Maß und Gewicht im Bodenseeraum – Systeme und Kontinuitäten, in: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 48, 1989, S. 33 f.).

76 Röhrenbach (Fürstentum Fürstenberg) nordöstl. Heiligenberg, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

77 Mit Lägeln dürfte um 1800 kein Maß gemeint sein, sondern tragbare Flüssigkeitsbehälter; als nächstgrößeres Flüssigkeitsmaß zum Eimer – in Überlingen zu 38,7 l – würde man den Saum zu 4 Eimern erwarten (Schwäb. WB IV. Sp. 921 f. s. v. Lägel. SIEGLERSCHMIDT wie Anm. 59, Tab. 3, S. 85. GÖTTMANN wie Anm. 75, Abb. 3, S. 32).

In den 18 Lägeln waren auch 18 Eymmer Hefbrandwein. Man sagte, sie sollen bis Weingarten gerückt, dann sich rechts Tettngang zugeschlagen haben, um bey Bregenz durchzukommen. So sagte man den 9.ten May mit dem Beysatz, Kray solle noch immer zurück seyn und 25000 Mann geschlagen haben; so sagte man in Salem. In Heiligenberg blieben noch 100 Mann Franzosen, um eine Contribution von 800 *Louis d'or*<sup>78</sup> in Gold eintrieben [!].

In Salem waren etlich 30 Franzosen etc. Den 9.ten wurde man auch sicher, wann daß die Franzosen in Denkingen 10 Häuser abgebrannt haben./

[6] In dieser ganzen Zeit des Fortzugs der Franzosen, wo viele tausend auf eine, auf anderthalb, auf 2 Stund um uns herumgelegen, habe ich, Gott sei unendlicher Dank gesagt, nicht einen Mann gesehen. Am 7.ten May ist ein einziger in Salmanschwil von einer kayserlichen Patrouille versprengter Franzos zu Pferd von Hippmansfeld<sup>79</sup> her ober dem Dorf durchgeritten, durch allen Roggen und Haber gegen des Wirths Hölzlein.

Auch durften hiesige Leut bisher nichts von Fourage, Proviant oder Wägen geben. Am 10.ten May in der Früh seyen, sagte man mir, was ich also nicht gesehen, 4 Reuter<sup>80</sup> von Heiligenberg aus den Fußweg ob dem Dorf passirt, seyen Überlingen zu, und einer soll durchs Dorf geritten seyn und Altshausen nachgefragt haben.

Den 13.ten May habe ich nachmittag 2 Uhr das erste Mal 3 Franzosen hier gesehen; sie tranken Bier im Wirthshaus und hatten einen mit Brantwein und anderen Naturalien beladenen Wagen, den sie in Überlingen voll machen ließen, bey sich; der Fuhrmann war von Heiligenberg und fuhr mit ihnen von Überlingen her dahin; sie bezahlten nichts, waren aber sehr freundlich und höflich.

Den 14.ten May 1800 hat das Korn in Überlingen gegolten 28, 29, 30, 31 fl und etwelche xr. Ursach, weil die Schweizsperr das erstemal aufgegangen. Es würde noch mehr gegolten haben, wenn nicht schon vor dem Markt zu Land viel Korn von den Schweizern wäre gekauft worden./

[7] Am 20.ten May 1800 war der Roggen bereits aller im Blühen.

Den 21.ten May galt das Korn 24 bis 30 fl, und 30 fl das beste, es war ungeheuer viel Korn da, man schätzte bey 3000 Malter, es gab aber auch ungeheuer viele Schweizer zum Einkaufen.

Den 22.ten May fand man schon zeitige Erdbeer; auch schloß das Korn schon.

Den 24.ten May früh zwischen 7 und 9 Uhr passirten hier zertrümmert durch beyläufig 100 Mann Franzosen, theils Reuter, theils Fußgänger; doch etwas mehr Fußgänger, auch 3 Wägen und ein gedeckter Wagen; sie kamen von Denkingen her, wo sie übernachtet hatten; sie thaten niemandem etwas zu Leid und begehrten nichts, ausgenommen 2 Reuter, die 150 Husaren in Quartier ankündigten, am End aber nur Geld verlangten und sich mit 1 Federthaler, 1 Brabänter und 2 Vierundzwanziger begnügen ließen.<sup>81</sup> Dieß mußten versprengte Leute seyn; denn die meisten waren ohne Gewehr, und man sagte, den Tag vorher sey eine Schlacht geliefert worden, worinn die F. den kürzeren gezogen; man sprach

78 *Louis d'or*: 1640 von Ludwig XIII. eingeführte französische Goldmünze, die auch in Deutschland akzeptiert und vielfach nachgeahmt wurde. Vgl. KAHNT, Helmut und KNORR, Bernd, *Alte Maße, Münzen und Gewichte*, Mannheim, Wien, Zürich 1986, S. 171 s. v.

79 Hippmannsfelderhof (Deutschordenskommende Mainau) südl. Lippertsreute, Bodenseekreis, TK 8221 Überlingen-Ost.

80 Darüber: Fußgänger.

81 Federtaler (oder Laubtaler): französische Münze zu 6 Livres im Wert von 2 fl 45 xr; Brabänter: Taler aus Brabant (Österreichische Niederlande) im Wert von 2 fl 42 xr (nach dem Schaffhauser Tarif von 1807. Dazu TOBLER, Edwin, Rekonstruktionsversuch des Geldumlaufes in Schaffhausen zu Beginn des 19. Jahrhunderts, in: *Schaffhauser Beiträge zur Geschichte*, 1996, S. 81 f.); Vierundzwanziger: 24-Kreuzer-Stück.

also an diesem Tag von der *Retirade*<sup>82</sup>. Allein es erwahrt sich gleich den Tag darauf, daß diese Soldaten alle sich in Überlingen einquartirt haben.

Den 25.ten May nachmittag kam eine französische Capitainsfrau von Bambergen<sup>83</sup> auf einem Pferd hieher transportirt, und verlangte ein Pferd bis Althaim<sup>84</sup>, weil sie auf der Straß zwischen Nessel/[8]wang und Lugen vom 4 Männern aufgegriffen, ihres Pferds, 2 goldener und 4 silberner Sackuhren, auch ihres Gelddranzens beraubt worden, und so mit Pistolen am Leib zerstoßen war, daß sie sich bey Ammann mit Hefbrandwein wusch und entsetzlich jammerte. Sie reiste Pfulendorf zu, um, wie sie sagte, bey dortigen Commissair Geld zu entlehn, ihren Marsch nacher Ulm zu ihrem Gemahl fortsetzen zu können. Auf den Abend, da es stark nachtete, geschahen 5 Flinten- oder Pistolenschüsse, die uns etwas in Schrecken und Verlegenheit setzten, aber doch, Gott Lob, von keiner weiteren Bedeutung waren.

Den 27.ten May 1800 hat das Korn in Überlingen 30, auch 31 fl gegolten; den Rocken kaufte man um 14 fl.

Den 28.ten erhielt hiesige Gemeind von Überlingen ein aus der Maynau datirtes Schreiben, worinn der Befehl, daß hiesige Gemeind bis den 5.ten Junij an den 1000 Paar Schuh, welche der *General Moreau*<sup>85</sup> Altshausen angekündigt hat, 15 Paar in die Maynau übermachen solle. Zugleich ward eine Copie der *Lettres de Sauvegarde*, welche vom *General Moreau* im Hauptquartier Babenhausen<sup>86</sup> *le deux prairial* (das ist den 21.ten May) ausgefertigt worden, eingehändiget, um diesen Schutzbrief, welcher für Altshausen und alle von da abhängende Orte gilt, allenfalls denen, die auf Raub oder Foderungen ausgehen, vorweisen zu können.

Den 8.ten Junj 1800 sind hiesiger Gemeind zu ihrem Antheil an die von Altshausen von den Franzosen gefoderte *Contribution* angekündigt worden 474 fl Geld, 13 Centner 62 ½ lb Kernen, 6 Centner Roggen, 84 Vtl. Haber oder 7 Säck jeder zu 12 Vtl., und 3 Ochsen, jeder à 4 ½ Centner.<sup>87</sup>

Den 9.ten haben die Franzosen in Überlingen das Zeughaus geleert./

[9] Den 18.ten Juni 1800 hat hiesige Gemeind Befehl von Maynau erhalten, daß sie bis 1.ten Juli 1300<sup>88</sup> etlich siebenzig Gulden als französische *Contribution* schieße<sup>89</sup>, weil die gefoderte Naturalien an Geld angeschlagen worden, das Malter Korn à 22 fl, Roggen à 15 fl, Haber à 20 fl, 20 Paar Schuh, das Paar 2 fl. Hiezu sind obige 474 fl auch gerechnet.

Den 21.ten Junj 1800 sind in der Früh um 3 Uhr alle Franzosen von Überlingen Mörsburg zu abgezogen, auch von Salem um 8 Uhr alle abmarschirt; man vermuthete darum, weil man sagte, es seyen Kayserliche in Stockach. Es hat sich erwähret, daß der französische Platzcommandant in Stockach von den Kaiserlichen unversehens gefangen worden, worauf die in Überlingen und Salem wegmarschirt sind.

Von ends May bis ends Junj hatten wir immer regnerische und kalte Witterung, so zwar, daß es am 16.ten Junj hier einige Schneeflocken warf, und, wie die Zeitungen sagten, in

82 *Retirade*: Rückzug.

83 Bambergen (Reichsstadt Überlingen) nordöstl. Überlingen, Bodenseekreis, TK 8221 Überlingen-Ost.

84 Althaim (Reichsstadt Überlingen) nordwestl. Frickingen, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

85 Jean Victor Moreau (1761–1813), Oberbefehlshaber über die französische Armee in Deutschland, unterwirft im Jahre 1800 ganz Süddeutschland, fällt aber später bei Napoleon in Ungnade und fällt 1813 auf Seiten Rußlands (nach PFLUG wie Anm. 6, Anm. S. 204 f.).

86 Babenhausen nördl. Memmingen, Landkreis Unterallgäu.

87 Erstaunlich ist an dieser Aufzählung, daß auch der Dinkel und der Roggen in Zentnern abgewogen und nicht in Maltern ausgemessen wurde. Demgegenüber müssen die »Vtl.« Hafer als Hohlmaß aufzulösen sein, nämlich als (Überlinger) Viertel Rauhrucht zu je 30,8 l, entsprechend etwa 13 bis 14 kg. Der Vierling als Gewichtseinheit beträgt lediglich den vierten Teil eines Pfundes, mithin 146 g, ist also zum Abwiegen von Getreidesäcken keine geeignete Einheit (vgl. SIEGLERSCHMIDT wie Anm. 59, Tab. 1 f., S. 81 f.; Tab. 4, S. 86).

88 Über »1400« (durchgestrichen).

89 Schießen: beschaffen. Schwäb. WB V, Sp. 822 [d].

Wangen<sup>90</sup> und dortiger Gegend der Boden vollkommen weiß von Schnee war. Diese Witterung hat das Wachsen der Frucht sehr zurückgehalten und die prophezeihete frühe Aerndt vereitelt.

Den 17.ten Julij fing hier die Roggenärnd an. Der Roggen war leicht, weil er nicht gut geblühet. Das Korn war ungleich zeitig, wie die Gerste; man fand noch grüne, halb- und ganz zeitige Aehren.

Am 21.ten Juli war Kornärndt. Das Korn galt in Überlingen 20 fl, auch unter 20; der Roggen 12 und 13 fl. Die Witterung war in diesem Monat heiß und trocken./

[10] Den 28.ten Julij war hier die Aerndt vollkommen vorüber; die ganze Aerndt (einen einzigen Tag ausgenommen, an welchem es einen kühlen Regen that) war es heiter Wetter, am Morgen und bis nachmittag 2 oder 3 Uhr wehte der Föhnwind, dann tratt der Ostwind ein und erhielt gut Wetter. *Deo laudes*<sup>91</sup>.

Den 15.ten Juli, nachdem schon vorher in Italien Waffenstillstand war, ist er auch zwischen dem französischen General Moreau und dem österreichischen General Kray zu Parsdorf in Bayern für Deutschland geschlossen worden.<sup>92</sup> Das Resultat hievon war, daß wir hier am 28.ten Juli 40 Mann Franzosen von Feldtkirch her einquartiert bekamen. Ich hatte einen Kapitain mit Namen *Joa. Ansberg de Befort*<sup>93</sup> im Quartier, einen wackern Mann und sehr guten Soldaten.

Den 31.ten Julij sind obige Franzosen früh zwischen 5 und 6 Uhr abmarschirt nacher Bodmann, Epsingen, Stahringen etc.<sup>94</sup> Ziegler und Brielmayer gaben einen Wagen und 4 lb Stüble<sup>95</sup>, 1 Pferd zum Reiten für den Kapitain.

Um 10 Uhr kamen schon wieder zwey Franzosen und sagten 5 Pferd vom *Commandanten Cost* in Salmanschweil an, nebst 7 Mann, für die Pferd mußte Fourage und für die Mann Kost gegeben werden. Am nämlichen Tag war der hiesige Ammann vom nämlichen /[11] *Commandanten* bis 8 Uhr früh nacher Salmanschweil beordert. Und als er dort erschien, ward ihm angekündigt, daß am 1.ten August 36 Mann nacher Lippertsreute werden verlegt werden; diese Verlegung könnte aber *redimirt* werden mit täglichen 30 x für den Mann. Der Ammann entschuldigte sich, daß er ohne Vorwissen Hrn. Amtmanns und der Gemeind sich nicht hierzu verstehen könnte, bath sich also Erlaubniß aus, beyderseitig hierüber reden zu dürffen, mit dem Beysatz, er wolle bis abends 6 Uhr wieder in Salem erscheinen. Dies geschah, anfänglich foderte der *Commandant 1 Carolin*<sup>96</sup>; endlich aber ward des Tags 1 Dukaten<sup>97</sup> ausgedungen, welche vom 2.ten August an sollte jeden Samstag eingeliefert werden, die Woche nämlich 7 Dukaten. *Quid hoc?* Beutelschneiderey!

Den 2.ten August kam von Überlingen aus ein Schreiben, unterzeichnet von einem französischen Officier, in welchem bis auf den 3.ten um 8 Uhr früh 24 Mann ins Quartier hieher

90 Gemeint ist wohl Wangen im Allgäu, Kreis Ravensburg.

91 Gottlob!

92 Der Waffenstillstand von Parsdorf unterbrach die Feindseligkeiten in Süddeutschland bis in den November (CRISTE wie Anm. 64, Bd. 2, S. 150). Der Friede in Oberitalien war nach dem Sieg Napoleons über die Österreicher unter General Melas bei Marengo (14. Juni 1800) vereinbart worden (STERN, Sigmund, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution, Leipzig 1865, S. 134 ff.).

93 Der Name ist von Nesensohn nachträglich mit Bleistift in eine Textlücke eingetragen worden.

94 Bodman (Reichsritterkanton Hegau), TK 8220 Überlingen-West; Espasingen (Landgrafschaft Nellenburg/Reichsritterkanton Hegau) südl. Stockach, TK 8120 Stockach; Stahringen (Landgrafschaft Nellenburg/Reichsritterkanton Hegau) nördl. Radolfzell, TK 8219 Singen (Hohentwiel); alle Kreis Konstanz.

95 Felchen? Vgl. GRIMM 10, Sp. 170 f.

96 Carolin: silbernes schwedisches Zweimarkstück entsprechend 2/3 Taler. KAHN/KNORR wie Anm. 78, S. 49, s. v. [b].

97 Dukaten: verbreitetste europäische Handelsmünze aus Gold, seit der Augsburger Reichsmünzordnung von 1556 offizielle Goldmünzeinheit des Reiches. KAHN/KNORR a. a. Ö. S. 77 s. v.

angesagt wurden. In aller Früh den 3.ten August ist der Amman und Anton Karrer nacher Salem zum Commandanten, welcher eine Signatur hergab und beysetzte, daß wann diese 24 Mann schon einquartirt seyn sollten, sie wieder ausquartiren müßten; sollten sie aber bey ihrer Heimkunft erst ankommen, so solle man sich dem Einquartiren widersetzen. Sollten diese 24 Mann widerspenstig werden, so solle ihm, dem *Commandanten*, wieder Bericht abgestattet werden. Am 3.ten August zwischen 9 und 10 Uhr rückten diese 24 Mann wirklich an; [12] als ihnen aber das Schreiben des Commandanten vorgezeigt wurde, machten sie nicht viel darüber, wollten dieß Schreiben mitnehmen; der Ammann ließ es nicht her. Ein *Corporal* machte dann eine Abschrift, mit Vermelden, er wolle sie seinem Officier vorlegen, und damit zogen sie wieder ab auf den Weg, wo sie hergekommen. Der Commandant befahl dem Ammann, am 5.ten August wieder in Salem zu erscheinen. Er erschien, traf ihn aber nicht an, gieng also am 6.ten wieder hin, und mußte für den Tag 8 fl bezahlen, nebst 11 fl *Donneur* für den *Adjutanten*. Weil es nun 5 Tag ausmachte, mußten im ganzen 52 fl erlegt werden, dagegen erhielt die Gemeind *Bonnes* für 30 Mann und 3 Pferd, die die Gemeind an *Requisitionen* abrechnen konnte. Auf den Abend kam ein Husar hier an, welchen sammt Pferd die Gemeind übernachten mußte. Am 7.ten ritt er wieder fort nach Stockach. *Eodem* in der Nacht ist einer von den fünfen, der bey Johann Georg Lorenz und Conrad Brielmayer Kost gehabt, nach Bodmann abmarschirt.

Den 11.ten August bekam die Gemeind Befehl, 120 Roggenschäub<sup>98</sup> bis um 6 Uhr früh den 12.ten in Überlingen abzuladen, von wo sie, der Schaub 18 lb schwer, nacher Lindau auf dem Wasser geführt wurden. Zugleich erhielt sie [13] den gemessensten Befehl<sup>99</sup>, bis den 15.ten August ihren Rückstand an der Geldcontribution, welcher noch etwas zu 300 fl betrug, in die Maynau unfehlbar zu liefern.

Den 13.ten August nachmittag 1 Uhr sind die 4 Mann und die 3 Pferd, die seit dem 31.ten Julj hier waren, nacher Überlingen abmarschirt; dagegen bekam hiesige Gemeind *Bonnes* für täglich 30 Mann vom 8.ten bis 27.ten Thermidor, das ist vom 26. Julj bis 17.ten August, wofür aber dem *Chef de Battalions Costt* 8 Karolin, und dem Adjutanten 1 *Carolin* erlegt werden mußten. Diese *Bonnes*, hieß es, können an denen dann hiesigen Ort betreffenden *Contributionsen* abgerechnet werden.

Den 20.ten August wurden morgens früh um 6 Uhr 22 Mann Franzosen, eine Frau, 2 Kinder und 2 Pferd hier einquartirt vom obigen *Bataillon*, worüber *Cost* als *Chef commandirte*; etlich 90 Mann, das ist eine *Compagnie*, lag in Salem auf *Execution*; am 19.ten August lauter nachts ward die *Execution* aufgehoben, von welchen Leuten hiesiger Ort seinen guten Theil bekam.

Den 21. morgens 8 Uhr sind obige 22 Mann wieder ausquartirt und nacher Grasbeuren<sup>100</sup> verlegt worden. Die Gemeind muß aber dem *Chef de Bataillon Cost* am 22.ten August 16 Federthaler, das ist vom 14.ten August angerechnet bis zum 22.ten jeden Tag 2 Federthaler, spendiren, und so in Zukunft den Tag 2 Federthaler.<sup>101/</sup>

[14] Den 27. August mußte die Gemeind dem *Chef de Bataillon Cost* in Überlingen wieder 30 Kronen als eine Liquidirung für 10 Tage, des Tags 3 Kronen, abführen.

In diesem Jahr war von Anfang des Julius bis den 20.ten August die größte Tröckne in diesem Jahrhundert; sie erstreckte sich, wie man aus Zeitungen las, über ganz Europa; es brannte in vielen Wäldern, die Mühlen blieben an manchen Orten stehen, auch hörte man von vielen Feuersbrünsten; hier hatten wir nach 8 Wochen den ersten Regen den 21. August abends, welcher uns ein Donnerwetter herführte.

98 Schaub: Bündel. Schwäb. WB V, Sp. 717.

99 Das ist ein unbedingt auszuführender Befehl. GRIMM 4, Sp. 3282 [5].

100 Grasbeuren (Reichsabttei Salem) südl. Salem, Bodenseekreis, TK 8221 Überlingen-Ost.

101 Die beiden »2« sind jeweils zu »3« verbessert.

Den 1.ten Sept. 1800 morgens 4 Uhr (in dieser Nacht sind mir auch meine Zwetschgenbäume heimgesucht und der Garten zertreten worden) mußten alle Franzosen, die in unserer Nachbarschaft waren, in Salem erscheinen, um von dort aus weiter gegen der Waffenstillstand-Linie vorzurücken, weil am 28.ten August der Waffenstillstand aufgekündigt worden mit der Bedingniß, wann in 12 Tagen die Friedensbedingungen nicht angenommen würden. Oestreich wollte den Waffenstillstand bis in Hornung 1801 ausgedehnt wissen, denn bis dorthin hatte es von England Subsidiengelder erhalten. Dieser Waffenstillstand ist hernach wieder auf eine unbestimmte Zeit verlängert worden, weil wieder ein *Courier* von Wien aus nacher Paris abgegangen, um dort das *Ultimatum* abzuholen. Am 7.ten Sept. abends ist der Kayser Franz II. selbst im Hauptquartier zu Altötting in Bayern angekommen und hat selben Abend viele General in Pensionsstand gesetzt, Kray selbst ist sammt seinem Sohn nacher Ungarn heim.<sup>102/</sup>

[15] Im Sept. hatten wir sehr gedeihliche Witterung für den Wein; es war an manchen Tagen so heiß wie im heißesten Sommer, dann fielen hin und wieder warme Regen, auch hatten wir einige Nebel; die Trauben gediehen so, daß, wenn es nöthig gewesen wäre, man schon mittelseptember hätte winzen können. Man schlug auf den Eymmer Wein schon 10 bis 11 Gulden. Das Korn galt in dieser Zeit von 16 bis 20 fl, der Roggen 12 bis 13; das Schmalz 44 x.

Am 10.ten Sept. ward eine Fruchtlieferung angekündigt. Hiesiger Gemeind betraf es 7 Zentner 74 ½ lb Kernen; 2 Centner 53 lb ½ Vl. Roggen, 4 Säck Haber, 2 Centner 38 lb ½ Vl. Fleisch, 6 Centner 59 lb Heu, oder den Kernen den Centner a 7 fl 30 x den Roggen à 6 fl, das Heu à 3 fl 15 x, den Haber à 7 fl 30 x und das Fleisch à 24 fl angeschlagen 179 fl 50 x baares Geld.

Den 23.ten *September* abends ist die Nachricht in Überlingen erschollen, daß die Friedenspräliminarien beyderseits unterzeichnet seyen, und daß nach Verfluß von 30 Tagen der Definitivfrieden werde unterzeichnet werden, bis wohin beyde Armeen stehen bleiben, wie sie wirklich stehen.

Die Gemeind mußte 29 fl ins Spital nach Konstanz contribuiren./

[16] Am 27.ten Sept. las ich in der Augsburger Zeitung, daß der Kaiser am 20.ten Sept. das von einem französischen *General* ihm ins Hauptquartier zu Altötting in Bayern überbrachte *Ultimatum* des 1.ten Konsuls Buonaparte, nachdem er sich 24 Stunden Bedenkzeit vorbehalten, nach 12 Stunden genehmiget und unterzeichnet habe. Am 22. Sept. ist darauf zu Hohlingen, einer Poststation unweit Altötting, zwischen den Kayserlichen und Franzosen eine Convention festgesetzt worden, in welcher auch ein Waffenstillstand von 45 Tagen und eine Aufkündigung desselben von 15 Tagen ist bedungen worden.<sup>103</sup> Etc. etc. *gracia*.

Den 2.ten October abends haben sich 8 Franzosen, Infanteristen, einquartirt. Den 3.ten kam noch einer dazu, welchen der Korporal für sich im Wüthshaus einquartirte, er aber bezog mit Ungestüm und Gewalt das Quartier bey mir im Pfarrhof. Den 4.ten schrieb ich deßhalb nacher Salem an P. Kuchelmeister; dieser las den Brief einem Officier, welcher an den in Heiligenberg liegenden Kapitain schrieb. Am 7.ten October auf den Abend quartirte sich mein Korporal *Arrak* aus, und wieder ins Wirthshaus ein. Zugleich mußten noch 3 Mann von hier weg; blieben also sammt dem Korporal nur 6 Mann hier. Diesem Korporal muß ich das Zeugniß geben, daß er sich bey mir ordentlich, ruhig und zufrieden betrug. *Virtus et in*

102 Franz II. (1768–1835), 1792–1806 römischer Kaiser, seit 1804 Kaiser von Österreich.

103 Mit der Konvention von Hohenlinden erkaufte Kaiser Franz II. durch die Abtretung dreier Reichsfestungen eine fünfundvierzigtägige Waffenruhe, die angesichts der offenbar gewordenen Schwäche der österreichischen Armee dringend zu Kriegsvorbereitungen benötigt wurde (WERNER, Karl, Kaiser Franz vom Antritte seiner Regierung bis nach dem Frieden von Luneville 1792–1803, Wien 1866, S. 208).

*hoste laudanda.*<sup>104</sup> Den 8.ten Octob. abends zwischen 4 und 5 Uhr sind sie schnell alle abberufen worden. Franz Joseph Dallath mußte sie nach Neufrach führen./

[17] Den 20.ten Octob. ward hiesiger Gemeind angekündet, daß sie ins Magazin nacher Überlingen 20 Säck Haber und 40 Centner Heu liefern solle. Der dritte Theil Heu konnte mit Stroh abgethan werden, aber statt 1 lb Heu mußten 2 lb Stroh gegeben werden.

Den 25.ten Octob. fuhren 2 4spännige, von den Franzosen *requirte* Wägen nacher Lindau, um von da *Munition* nacher Ulm abzuführen.

Den 26.ten Octob. mußten 2 Mann von hier nacher Hohentwiel, um die dortige Festung demoliren zu helfen; und so mußten alle 4 Tag 2 andere dahin. Joh. Bapt. Hummel und, anstatt des Matthäus Nesensohn, Matthäus Straub, die am 26. früh abmarschirten, sind abends den 29.ten wieder zurück gekommen mit dem Bericht, daß sie mit dem Lehrer von Singen auf 10 Tag für 2 Mann, auf den Mann des Tags 1 fl, *accordirt* haben, und weil am 29.ten die Schanz anfieng, streckte der *accord a* 20 fl vom 29.ten Octob. bis *inclusive* den 7.ten November.<sup>105</sup>

Den 3.ten November nachmittag 3 Uhr haben sich hier 9 Mann grüne französische Husaren, die vorher in Bodmann waren, hier einquartirt. Abends ist noch ein Mann gekommen./

[18] Den 4.ten Nov. um 10 Uhr in der Früh quartirte sich bey mir ein Officier ein mit 3 Jagdhunden, hatte einen Bedienten, der bey den Menzenbauern einquartirt wurde, und brachte noch einen Husaren mit. Im ganzen waren es 13 Mann mit dem Offizier, welcher ein Straßburger, mit dem Zunamen Roth, 36 Jahr alt, Lieutenant (der Obrist und Obristleutnant *Werg* waren in Salem).

Den 8.ten Nov. um 8 Uhr in der Früh sind, Gott gedankt, alle abmarschirt nacher Salem zur Musterung; man bekam *Bonnes*; dem Officier mußte der Ammann für ihn und seine Husaren ein *Certificat* der guten (scilicet) Aufführung schriftlich geben, i. er mußte lügen. Der Officier gab 24 x in die Kuchel; mir dankte er. Wir hatten Franzosen, und dann *Punctum*.

Den 9.ten November auf Mittag kamen 2 Husaren von dem obigen 7.ten Regiment hieher und beaugenscheinigten den Ort, ob einer oder keine Husaren hier seyn, und wie viele hier seyn könnten; nach 3 Uhr quartirten 12 Mann hier ein unter 1 Wachtmeister und 1 Corporal. Der Wachtmeister logirte im Wirthshaus, der Corporal bey Joseph Thum. Sie kamen von Leystätten<sup>106</sup> hieher./

[19] Den 10.ten November sind die 5 Stein zu einer neuen Stiegen von Billafingen hieher geführt worden durch Vögele sel. Kinder, die 2 Pferd und den Wagen, auch durch Christian Lorenz, der 2 Pferd hergegeben. Den 12.ten und 13.ten hat der Steinhauer von Billafingen mit seinem Gesellen die Stiege verfertiget. Die alten Stein von der vorigen Stiege sind wieder zum Aufmauern der neuen, auch zur Nebentreppen gegen den Hennenstall verwendet worden. Der oberste beste Stein aber ist in die Kirche zum Eingang gelegt worden. Die Maurer habe ich verproviantirt und logirt. Den 13.ten November hat es das erste Mal geschneyet. Die Stiege hat 17 fl gekostet.

Den 18.ten Novemb. mittag um 11 Uhr sind die am 9.ten nachmittag hieher angekommene Husaren wieder abmarschirt, sagend, bis den 21.ten müssen sie in Bregenz seyn. Man mußte jedem Mann 1 fl 12 x auf den Weg geben und 1 Ration Haber.

<sup>104</sup> Tugend muß auch am Feinde gelobt werden.

<sup>105</sup> Seit Mitte Oktober 1800 wurde die Festung Hohentwiel von französischen Fachkräften und 500 zwangsrekrutierten Arbeitern – entgegen bestehenden Vereinbarungen – auf persönlichen Befehl Napoleons geschliffen; die Aufsicht führte der Singener Lehrer Karl Helf. Dazu BUMILLER, Casimir, Hohentwiel. Die Geschichte einer Burg zwischen Festungsalltag und hoher Politik, Konstanz 1990, S. 182 f.

<sup>106</sup> Leustetten (Fürstentum Fürstenberg) östl. Frickingen, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

Den 7.ten December sind hiesiger Gemeind wieder 270 fl bis auf den 19.ten dito zu zahlen angesagt worden, auch kamen am nämlichen Tag 2 einzige Franzosen ohne Gewehr hieher und übernachteten im Wirthshaus. Am 28.ten Novemb. ist von den Franzosen der Waffen/[20]stillstand aufgekündigt worden und am 1.ten Dec. wurde schon geschlagen.<sup>107</sup>

Am 18.ten Dec. mußte hiesige Gemeind einen Ochsen von 335 lb liefern.

Vom 1.ten bis 15.ten Dec. drangen die Franzosen über den Inn und die Salza; am 15.ten waren sie schon in Salzburg, und bald darauf in Linz in Oberösterreich; endlich zu Steyr (sie hatten auch die Ens forcirt), wo den 24.ten Dec. ein neuer für die Franzosen allein sehr vortheilhafter Waffenstillstand auf einen Monat abgeschlossen worden. Am 25.ten Dec., weil der Waffenstillstand noch nicht in Italien verkündet war, fiel noch eine Schlacht vor, in welcher die Oestreicher bey 15 000 Mann verloren.<sup>108</sup> Am 25.ten Jänner 1801 ist der Waffenstillstand wieder verlängert worden.

### [Das Jahr 1801]

Am 12.ten Hornung ist hiesiger Gemeind wieder eine *Contribution* und *Requisition* angekündigt worden von 226 fl 34 x 3 h. Sie betrug 306 fl 58 x 3 h; weil aber obiger Ochs mit 80 fl 24 x konnte abgezogen werden, betrug sie nur das Obige.

Den 22.ten Hornung ward die Erlaubniß, den Ochsen abzuziehen, wieder zurückgenommen, und Execution angedrohet, wenn die Gemeind nicht schleunig 306 fl 58 x einliefere. *Eodem*, als am ersten Fastensonntag abends zwischen 7 und 8 Uhr habe ich in der Augsburger Zeitung die 19 Friedensartikel, welche den 9.ten Hornung zu Lüneville von Ludwig Graf Cobenzl und Joseph Buonaparte unterzeichnet worden, gelesen.<sup>109/</sup>

[21] Den 11.ten März ist der Gemeind wieder eine neue in drey Terminen, deren der letzte der 8.te April anberaumat war, zu entrichtende *Contribution* mit 315 fl 13 x 2 ½ h angekündigt worden. Davon konnte obiger Ochs mit 80 fl 24 x abgezogen werden.

Den 25.ten März zwischen 9 und 10 Uhr quartirten sich hier 17 Mann mit ebenso vielen Pferden ein, es war das ganze Personale der Feldmusik vom 6.ten Regiment. Ich hatte die Ehre, den *Commandanten*, wie er sich nannte, das ist den Kapellmeister, zu logieren, der erst nachmittag zwischen 3 und 4 Uhr ankam; er war in Metz gebohren, ein ordentlicher Mann.

107 Am 1. Dezember 1800 gelang es dem Erzherzog Johann, den bis dahin siegreich vorgedrungenen General Moreau bei Ampfing zum Anhalten zu zwingen; in der darauffolgenden Schlacht bei Hohenlinden östlich von München unterlag der unerfahrene Erzherzog allerdings der Kriegskunst Moreaus (THIERS, Adolphe, Geschichte des Consulats und des Kaiserthums, 15 Bde., Leipzig 1845 ff., Bd. 2, S. 189 ff.).

108 Im Waffenstillstand von Steyr (der am 25. und nicht am 24. Dezember unterzeichnet wurde) überließ Österreich den Franzosen die Stellungen entlang der Donau und Tirol; dafür verzichtete Moreau auf einen sofortigen Einmarsch in Wien. Die Schlacht von Italien, auf die Nesensohn hier anspielt, fand bei Pozzolo südlich des Gardasees statt, wo die Österreicher das Übersetzen der französischen Armee über den Mincio nicht verhindern konnten (vgl. THIERS wie vorige Anm., Bd. 2, S. 206 f., S. 212 ff.).

109 Johann Ludwig Joseph Graf von Cobenzl (1753–1809), österreichischer Gesandter in Kopenhagen, Berlin und Petersburg, als Staats- und Konferenzminister sowie Hof- und Staatskanzler Leiter der österreichischen Außenpolitik (Biographisches Lexikon des Kaiserthumes Oesterreich wie Anm. 69, Erster Theil, S. 390 f.). – Joseph Bonaparte (1768–1844), Bruder Napoleons, seit 1806 König von Neapel, seit 1808 König von Spanien (HENRI-ROBERT, Jacques, Dictionnaire des diplomates de Napoléon. Histoire et dictionnaire du corps diplomatique consulaire et impérial, Paris 1990, S. 125 f.). – Der Frieden von Lunéville (in Lothringen) beendete den Zweiten Koalitionskrieg (vgl. RÖNNEFARTH, Helmuth K. G., Konferenzen und Verträge, ein Handbuch geschichtlich bedeutsamer Zusammenkünfte und Vereinbarungen, Teil II, 3. Bd.: Neuere Zeit 1492–1914, Würzburg 1958, S. 219 f. Wortlaut des Vertrages in: Napoleonische Friedensverträge (Quellen zur neueren Geschichte, hrsg. vom Historischen Seminar der Universität Bern, Heft 5). Bearb. HERSCHE, Peter, Bern 1973, S. 19–25.).

Den 28.ten März ward der Gemeind angekündigt, daß sie am 29.ten März 67 fl 13 x in die Maynau einliefern, und am 4.ten April wieder so viel als Antheil zur Provision für das französische Lager in Stockach, das ist zur Verpflegung 10 000 Mann Kavallerie, und 20 000 Mann Infanterie [!]. Der dritte Drittheil konnte noch nicht bestimmt werden, sondern ward auf die zu machende Rechnung vorbehalten, nachdem die Truppen abmarschirt seyn würden.

Den 30.ten März ist ein Husar von obigen mit 2 Pferden von hier fort.

Am 6.ten April als am Ostermontag in der Früh zwischen 8 und 9 Uhr sind alle Musikanten von hier abmarschirt nacher Überlingen; sie waren aber noch nicht fort, so waren schon Quartiermacher vom 6.ten Regiment hier, und sagten etlich 20 Husaren an, die um 10 Uhr einrückten; der Lieutenant Husson aus Teutschlothringen logirte sich [22] bey mir ein. Als er ins Kapuziner-Zimmer eintrat, sagte er: Das ist keine Logie für einen *Officier*. Ich erwiderte ihm: Ich habe kein anders Zimmer; öffnete ihm das meine und sagte: Wollen sie da *logiren*? Nein, war die Antwort, das thu ich nicht. Darauf ging er wieder ins Kapucinerzimmer, besichtigte es, und schüttelte immer den Kopf. Dann sagte er: Lassen sie ein gutes Mittagessen machen, und ging mit dem Ammann ins Wirthshaus. Dort äusserte er sich wieder, das Zimmer im Pfarrhof sey ein Schweinstall (denn der Kapellmeister hatte es kaum vor ein paar Stunden verlassen, es war ein Geflötsch vom Wasser darin, und noch nicht gebethet), ja äusserte sich, er wolle in des Wirths obern Stube logiren, und mir 2 Husaren einquartiren; auf Dringen des Ammanns aber legte sich endlich der Streich, und um halb 12 Uhr kam er zum Essen und brachte, ohne vorher ein Wort zu sagen, 2 Wachtmeister zum Essen mit. Wein giengen 6 Maas<sup>110</sup> auf, und mußte ein schwarzer *Caffee* gemacht werden, worunter Gebranntes getrunken wurde. Nach dem Essen hielt er sich immer im Wirthshaus auf. Abends kam er anstatt, wie er verlangt hatte zu kochen, bis 7 Uhr, erst nach 8 Uhr, und brachte, ohne etwas vorher zu sagen, einen Wachtmeister mit./

[23] Nach dem Essen ging er wieder ins Wirthshaus, und blieb aus bis  $\frac{3}{4}$  tl auf 12 Uhr; den 7.ten April ritt er nach Überlingen, und kam nicht zum Mittagessen; das Nachtessen bestellte er bis 7 Uhr, kam aber, weil er sich im Wirthshaus aufhielt, erst  $\frac{1}{2}$  10 Uhr, aß nur eine Suppe und trank 2 bis 3 Gläschen Wein, und stracks wieder ins Wirthshaus, und blieb die ganze Nacht daselbst. Am 8.ten April hat er 2 *Officier*, die in Überlingen lagen, zum Mittagessen eingeladen; es mußte bis 1 Uhr mit dem Mittagessen gewartet werden; es kam keiner. Endlich um 3 Uhr kam ein Unterlieutenant daher gefahren, dem man von vorne kochen mußte. Über Mittag giengen 3 Maas Wein auf und mußte auch schwarzer *Caffee* gemacht werden. *Nota.* Herr Oberlieutenant *Husson* (so hieß mein Herr) hat an die hiesige Gemeind schon am ersten Tag Puder 17 lb, 2 Kalbfell,  $\frac{1}{2}$  Rindhaut, und 30 Staab Tuch zu Futtersäcken, auch Tuch zu Oberhosen und *Gilée* für 2 Wachtmeister gefodert. Man sträubte sich bis auf den 8.ten April, an welchem Tag Husson in des Meßmers Laden selbst gieng und für 4 fl an Puder, Pomade und Taback ausnahm, auch gab man ihm 15 lb Puder und 2 Kalbfell. Das Tuch war auch schon zum Hingeben bereitet. Allein nachmittag 3 Uhr kam ein Befehl von Überlingen, man solle nichts geben als Kreide. Den Anlaß dazu gaben 2 Mann von Pfrungen<sup>111</sup>, die von Altshausen aus an Hrn. Rath Poth mit einem Schreiben versehen waren, worinn Hrn. Poth befehliget war, zum Hrn. Obristen vom 6.ten Regiment zu gehen, und anzufragen, ob man geben müßte, was die Hrn. Officiere fodern. Hr. Obrist verneinte es, die einzige Kreide ausgenommen, mit dem Beysatz, wenn der Hr. Officier die Gemeind deßen härter halten sollte, so solle man kläglich einkommen. Es ward also gar kein Tuch gegeben.

110 Die Überlinger Maß zu 1,21 (SIEGLERSCHMIDT wie Anm. 59, Tab. 3, S. 85).

111 Pfrungen (Deutschordenskommende Altshausen) westl. Wilhelmsdorf, TK 8122 Wilhelmsdorf.

Abends kam Hr. /[24] Oberlieutenant um  $\frac{1}{4}$  tl auf 9 Uhr zum Nachessen, ward aber bald schläfrig wegen der Strapazen, die er die vorige Nacht im Wirthshaus gehabt, und legte sich  $\frac{1}{2}$  10 Uhr schlafen. Es gieng nur 1 Maas Wein auf. Den 9.ten April ritt *Husson* mit seinen Husaren zur Musterung nach Nesselwang, und kam nicht zum Mittagessen. Abends halb 9 Uhr kam er, wäschnaß und besoffen, begleitet, wie er sagte, von seinem Bruder, war aber nur sein Schwager, ein Lieutenant; für diesen schaffte er gleich ein Bett in sein Zimmer an, und sagte, er werde bey ihm logiren bis zum Abmarsch, der sich in 8 oder 10 Tagen ereignen würde. Donner für mein Ohr, allein, der Mensch denkt, Gott aber lenkt, um 2 Uhr in der Nacht kam eine *Ordonance* und bracht den Befehl zum Abmarsch; dieser erfolgte dann den 10.ten April in der Früh um 8 Uhr nach Maurach<sup>112</sup>, und von diesem Sammelplatz abends nach Mörspurg. Sie waren also 25 Mann und 27 Pferd stark vier volle Tag hier, für welche *Bonnes* ausgefertigt worden sind. *Husson* war am Morgen sehr trocken gegen mich und gieng aus dem Haus ohne sich zu beurlauben, geschweigen zu bedanken. Ehe er abgieng foderte er für sich und seine Mannschaft ein *Certificat* der guten *scilicet* Aufführung. Ich schriebs, der Ammann unterschriebs. *Bonne* [!] *voyage*. – In Überlingen ward er in *Prison* ins Möskircher Haus verwiesen. *Proficiat*.<sup>113</sup>

Den 10.ten April ließ uns der Herr frey athmen; am 11. um 10 Uhr kam ein Quartiermacher von Bamberg her und machte für 35 Mann Quartier, auch für 1 Kapitän, den er im Pfarrhof logirt haben wollte. Nachmittag aber zwischen 2 und 3 Uhr kam der Oberlieutenant *Jean Batist Rameau* geheyrathet aus *Lons le Saulier*<sup>114</sup> im *Departement du Jura*, ein gesetzter Mann, und am 13.ten in der Früh quartirte sich der Unterlieutenant *Antoin Alignol* aus *Viviers*<sup>115</sup> im *Departement de l'Ardèche* mit Gewalt und Grobheiten bey mir ein; der Kapitän blieb in Bamberg. Diese 2 Officier betrogen sich, wenn man ihnen nach Belieben gab, ruhig im Haus, nur waren sie unordentlich in der Zeit zu essen, machten mir am Abend mit langem Discuriren, was ich meist nicht verstand, die Zeit lang, tranken Wein und Brandwein einen guten Stiefel; tranken den *Caffee* eine Schale mit Milch, die ander *Gloria*, das ist schwarz mit Brandtwein, und allzeit mit vielem Zucker, giengen bey gutem Wetter viel spatziren; *Alignol* war viel auf der Jagd und erjagte nichts. Sie haben über 1 Eymmer Wein getrunken; auch 3 mal des Tags Brandwein./

[25] Den 19.ten April 1801 früh um 7 Uhr sind obige 35 Mann Stockach zu, und von da nach Basel abmarschirt, nachdem sie volle 8 Tag hier zugebracht. Sie, die Officier, nahmen zum Frühstück *Caffee* mit Milch und *Gloria*, Brod, Brandwein, 6 Eyer und 1 Maas Wein; *Deus benedicat!* Man heißt sonst den Franzosen höflich, davon aber habe ich nicht einen Glufenknopf gesehen.

Den 20.ten April um 11 Uhr war die Sag, man bekomme Einquartirung. Um halb 12 Uhr riß der Kapitän *Bonjeu* schon die Glocke vor meinem Haus fast entzwey, nahm *Logie* bey mir und sagte noch seinen Ober- und Unterlieutenant ins Quartier an, ohne daß ich vorher ein Wort gewußt. Ich wollte mich so großer Einquartirungen ausreden; allein es half nichts; ich mußte in das Zimmer bey der Stiege 2 Better, eines auf den Boden aufmachen lassen. Ich entschuldigte mich des Fleisches wegen, daß es nicht mehr gesotten werden könne, er aber sagte, eine Zwiebelsuppe und Knöpflein seyen genug. Es ward ihnen also eine Suppe, Voessen, gebackne Eyer, gebratne Knöpflein mit Eyern, Kraut mit einem Schinkenstück,

112 Maurach (Reichsabtei Salem) südöstl. Überlingen, Bodenseekreis, TK 8221 Überlingen-Ost.

113 Auch anderwärts litt man unter Besatzungsoffizieren, die nicht um der Versorgung ihrer Armee, sondern um ihres eigenen Profites willen requirierten. Vgl. Heilig wie Anm. 5, S. 697 f.

114 Lons le Saunier, Hauptstadt des Departementes Jura in der Region Franche-Comté (OIZON, René, Dictionnaire géographique de la France, Paris 1979, S. 447).

115 Viviers im Departement Ardèche in der Region Rhône-Alpes (ebd. S. 900).

Braten und Zwetschgen aufgetischt. Sie kamen von Immenstaad<sup>116</sup> her, hießen also meinen Wein passabel, mit dem Essen aber waren sie wohl zufrieden. Den ganzen Nachmittag bis 7 Uhr abends fischeten sie an der Aa<sup>117</sup>. Der Oberlieutenant fieng bis 4 schöne Forellen, auch einige Weißfisch; diese kochte man ihnen statt des Voressens und gab ihnen abends Suppe, *Fisch en Sauce*, wieder gebratene Knöpflein, Braten und Bohnensalat; sie tranken 3 Maas Bier und nicht gar eine Maas Wein des Abends, mittags aber 2 Maas Wein. So viele Knöpflein, als der Kapitän gegessen, habe ich noch keinen Schwaben-Bauern essen sehen. Den 21.ten früh um 6 Uhr marschirten [26] sie ab nach Owingen<sup>118</sup>, wo ihnen der weitere Marsch Stockach zu kund gemacht wurde. Diese *Compagnie* bestehend in 102 Mann war von der 83.ten Halbbrigade; es waren die 18 Mann, die im Sommer 1800 hier ein paar Tag einquartirt waren, auch dabey! Sie nahmen *Caffee* mit Milch und Brod zum Frühstück; nur der Unterlieutenant nahm die letzte Schale *Gloria*. Die gemeinen Leute waren sehr geplagt in Betreffs des Trunks; sie waren nicht zu ersättigen. An diesem Tag war *General Molitor* und *Demonte* in Salem. *Bonjeu* gab 24 x Trinkgeld.

Für den Bauersmann war schon lang die härteste Zeit, denn er mußte immer am meisten leisten und thun, und die Früchte, aus denen er allein etwas lösen konnte, waren unter allen *Naturalien* im niedrigsten Preis; man kaufte das Korn um 13 bis 17 fl, den Roggen um 10 und 11 fl, den Haber auch so.

Vom 22.sten bis 29. April hat ein sehr heftiger, zugleich kalter Nordost gestürmt, am 28.sten am meisten, an welchem Tag bereits 11 Uhr in der Früh in [der] Nagelschmidte im Heiligenberg Feuer ausgekommen und selbe in die Asche gelegt hat. Dieser Wind hat sehr ausgetrocknet und alles gestellt. Den 1.ten May hatten wir etwas Regen.

Den 31.ten May sind auf alle Altäre neue [...] Tücher<sup>119</sup>, im ganzen 7 Ellen haltend, die Elle a 26 x, aufgelegt worden, weil die alte gestohlen wurden.

Bereits mittel Junj 1801 hatten wir sehr kalte und rauhe Witterung, so, daß es in den Gebürgen mannstiefen Schnee warf, das Vieh wieder aus den Alpen in die Ställe zurück gebracht werden mußte, und vieles von jungem Vieh erfor. Auch hier hat es den 13.ten Junj mittags etwas Schneeflocken herabfallen lassen. Im Julj hatten wir meist nasse Witterung, doch so, daß die Reben jederzeit wieder alle Tag vertrocknen konnten./

[27] Im Julj 1801 hat das Korn das beste 18 fl und das mindeste 14 fl gegolten; Rindfleisch 12 und 13 x, Kalbfleisch 14 x, Schaaffleisch 12 x.

Im Juli habe ich drey neue Alltagsstol erhalten, einen weiß und roth, einen schwarz und blau, und einen grün. Der Zeug daran war blosser Futterzeug, mithin schwach.

*Item* sind für die Ministranten 2 alltägige neue Chorröcklein von Flachstuch 8 Ellen, das ist eins 4 Ellen haltend, verfertigt worden.

Den 20.ten Julij 1801 ward hier allgemein angefangen Roggen zu ärndten, das ist zu schneiden und zu mähen; es hatten einige schon am 18.ten wenigen Roggen geschnitten. Der 20.te war ein ausnehmend schöner Tag, der 21.te wieder schön, der 22.te brachte in der Früh einige Regentropfen, es war den ganzen Tag gewölkt, doch ärndtete man fort im Roggen.

116 Immenstaad (Fürstentum Fürstenberg) westl. Friedrichshafen, Bodenseekreis, TK 8322 Friedrichshafen.

117 Das ist die Salemer Aach, die sich südl. Neufrach mit der Deggenhauser Aach vereinigt und südl. Seefeld in den Überlinger See mündet.

118 Owingen (Reichsabtei Salem) nördl. Überlingen, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

119 Diese Tücher sind durch ein sechs- oder siebenbuchstabiges, auf -al endendes und nicht sicher lesbares Wort näher spezifiziert. Dem Sinne nach dürften Vesperal-Tücher gemeint sein (vgl. BRAUN, Joseph, Liturgisches Handlexikon, Regensburg 1924, S. 16 s. v. Altarbekleidung, Altardecke), was mit dem geschriebenen Wort allerdings nicht zu vereinbaren wäre.

Der 23.te und 24.te (da ward im Kornösch angefangen) waren ausnehmend heiter; der 25. als Jakobi fieng mit einem dem Anblick nach schrecklichen Donnerwetter an; es regnete aber gleich im Anfang sehr sanft und ordentlich, erst nach dem Wetter regnete es hin und wieder dick und stark, und zwar den ganzen Tag hindurch; den 26.ten als am Sonntag regnete es sehr wenig, war aber den ganzen Tag trüb; den 27.ten war der Morgen hell und warm, man konnte aber nichts einheimsen; denn das Korn war zu naß; am Nachmittag, weil es sehr schön Wetter war, hat man gebunden. Den 28.ten war die Witterung in der Früh muderig<sup>120</sup>, es tröpfelte auch hin und wieder, mittags aber that es sich schön auf und war kostbar Aerndtwetter; auf den Abend hatte es dem See nach einen Blast<sup>121</sup>, der von dem Föhn bis über Salmanschweil und Weildorf getrieben wurde, wo es auch regnete; hier regnete es aber keinen Tropfen, sondern es war beständiger Sonnenschein. In der [28] [Nacht]<sup>122</sup> vom 28. um 12 Uhr auf den 29.ten Jul kam ein starkes mit vielem Regen und vielleicht auch mit etwas Steinen begleitetes Donnerwetter. Des Morgens war es wieder heiter. Den 29.ten und 30.ten kam auf den Abend allzeit Regen, man konnte aber beyde Täg nachmittag einheimsen und so ward man fertig.

Den 10.ten August 1801, am Lorenztag, einem dispensirten Feyertag, sind wieder alle 3 Altartücher, verstehe die unter von 7 Ellen, die Elle à 26 x, gestohlen worden; ich habe gleich wieder ein neues von 3 ¼ Ellen auf den Hochaltar vom nämlichen Tuch, die Elle à 26 x machen lassen; es ist auf der Einfassung des Altars beyderseits mit vielen Nägeln angeheftet worden. Auf die untern Altäre habe ich keine mehr verfertigen, sondern wann dort Meß gelesen worden, ein altes Altartuch doppelt hinlegen lassen; an dispensirten Feyertäg aber habe ich die Kirch schließen lassen. Um ebendiese Zeit sind für die zwey Ministranten neue Chorhemdlein verfertiget worden, man brauchte dazu 8 ¼ Ellen die Elle à 40 x, für 4 x Faden und 40 x Macherlohn.

Vom 17.ten August 1801 bis den 22.ten inclusive haben 2 Maurer von Billafingen den Pfarrhof inwendig ausgebessert und geweißelt; den 25.ten August waren wieder 2 da; vom 26.ten bis 29.ten August aber waren 4 Mann da, die eine neue Besetzung mit Steinen vors Haus gemacht und alles aus- und inwendig am Pfarrhof reparirt und geweißelt haben, bis an den Hennenstall, das Waschzimmerlein und Speisgewölb; ich habe alle die ganze Zeit mit Essen, Trinken und Bett versehen. Die Witterung war außerordentlich schön.

Den 1.ten Sept. als an Verena hats geregnet; die Bauern bejammerten es gleich und prophezeiten, nun werde es einen nassen Sät geben, allein es war so trocken, daß sie die Felder bereits nicht umackern konnten.<sup>123/</sup>

### [Das Jahr 1802]

[29] Von 1801 in 1802 hatten wir einen strengen, mit vielem Schnee begabten Winter; den 17.ten Jäner als an einem Samstag hatten wir den kältesten Tag. Den 20.ten Hornung fing es an aufzuthauen, und der viele Schnee zerschmolz in 8 Tagen bereits ganz und ohne Schaden. Das Korn galt in dieser Zeit von 13 bis 17 und 18 fl, um Lichtmeß aber, wo man einen Abschlag hoffen sollte, schlug es auf und galt von 16 bis 20 fl. Ends Hornung discurierte man wieder stark vom Kriege.

Den 7.ten März 1802 ist *Robertus abbas Salemitanus* begraben worden; den 11.ten März in *locum illius suffectus est P. Casparus Oexle, Schembergensis, de 59 votis habens 33 et*

120 Muderig: verdrießlich; zu mudern: kränklich, verdrießlich sein. GRIMM 6, Sp. 2621, s. v.

121 Blast: aufziehende Regenwolken. Schwáb. WB I, Sp. 1163 f. s. v.

122 Von Nesensohn, wohl beim Umblättern, vergessen.

123 Die Bauernregeln prophezeihen für den ganzen September das Wetter – insbesondere Regen –, das es am 1. (St. Verena oder Ágidius) hat.

*P. Bernardus 26. Abbas Kayersshemiensis Patrem domus agebat tempore electionis, qui discessit 15. Martij.*<sup>124</sup>

Anfangs März hatten wir viele Frühlingstage; den 14.ten März aber trat wieder eine solche Kälte durch einen nordöstlichen Sturm mit Schneegestöber ein, als wir immer im Winter gehabt hatten, und dauerte durch einige Tage; man war bekümmert wegen der Reben, die schon geschnitten waren. Bereits mitten April hatten wir noch eine starke Räuhe mit Schnee, Kutzbohnen<sup>125</sup> und kalten Winden, doch schadete es Gott Lob noch nicht. Das Korn galt im April das höchste 22 fl, Roggen 11 und 12 fl, Haber 8 und 10 fl.

Den 16.ten April als am Charsamstag bekam ich von Hrn. Rath und Amtmann Poth ein neues *velum* von gelbem Damast, ausgefütert mit Carmosin Taffet und mit Silberspitz von unten.<sup>126</sup> Es kostete sammt Macherlohn 24 fl 10 x./

[30] 1802 ist in unserem Bischthum die österliche Zeit das erste Mal um 14 Täg verlängert worden. Sie fieng an *Dom. Passionis* und endete sich *Dom. II. post Pascha.*<sup>127</sup> Ich brauchte bey 250 Beicht- und bey 180 Communionszedul.

1802 an Georgi waren die Reben noch blind, und am ersten May sah man schon Geschöpfe. Die Witterung war immer trocken und warm. Auch der Buchwald war am Maytag geschlossen.

Anfangs May hatten wir sehr warme Tage und große Tröckne; am 13.ten abends kam ein Donnerwetter von Südwest, welches gleich im Anfang Schlossen<sup>128</sup> zu werfen drohete, bald aber in einen wenigen Regen übergieng; den 14.ten war es wolkicht und schon kälter, und fieng von Nordost her zu regnen an; in der Nacht vom 14.ten auf den 15.ten fieng es an zu schneyen, schniet den ganzen Tag in einem fort, doch so, daß der Schnee immer gleich vergieng; auf den Abend aber fieng es an, größere Flocken zu werfen, und auf Tächern und Boden weiß, und am 16.ten May hatten wir vollkommen Winter, so daß von der Menge des Schnees viele Bäume an Aesten und Zweigen litten, der Roggen, weil er schon Aehren hatte, auch der Oelsamen, der schon ausgeblühet hatte, so vom Schnee zu Boden gelegt waren, als wann man von Nord gegen Süd mit einer Walze darüber gefahren wäre. Der meiste Roggen war nur gebogen, vieler aber auch geknickt, und so der Oelsamen. Am 16.ten schneyete es noch meist fort, doch schmelzte der Schnee auf Dächern und Bäumen, auch auf dem Boden bereits gänzlich. Bey der Dämmerung des Abends hat es zu schneyen aufgehört; doch ward es in der Nacht vom 16.ten auf den 17.ten einmal hell, bis etwa eine Stund vor Tag, in welcher Zeit ein Reifen fiel, welcher die oberste Blättlein in den Reben, auch manche Geschoß<sup>129</sup>, weil die Sonne darauf schien, lähmte und dörrte. Nachmittag hatten

124 (...) den 11. März ist an dessen Stelle gewählt worden P. Kaspar Oexle aus Schönberg, der von 59 Stimmen 33 hatte und P. Bernhard 26. Der Abt von Kaisheim wirkte zur Zeit der Wahl als Vater des Hauses; er ging am 15. März. – Nachdem in den ersten beiden Wahlgängen unter der Leitung des Abtes Xaver von Kaisheim keiner der Kandidaten die erforderliche absolute Mehrheit der Stimmen auf sich vereinigen konnte, entfielen im dritten Wahlgang 33 Stimmen auf Kaspar Oexle, 23 Stimmen auf Bernhard Boll und drei Stimmen auf einen weiteren Pater. – Kaspar Oexle (eigentlich Johann Nepomuk, 1752–1820), 1802–1804 Abt von Salem. – Bernhard Boll (1756–1836) mochte sich später über seine Wahlniederlage hinwegtrösten; nach Auflösung der Abtei Salem wirkte er seit 1809 in Freiburg als Münsterpfarrer und Theologieprofessor, seit 1827 als erster Erzbischof des neugeschaffenen Erzbistums Freiburg (vgl. SIWEK, Alberich O. Cist., Die Zisterzienserabtei Salem, Der Orden – Das Kloster – Seine Äbte, Sigmaringen 1984, S. 329 ff., S. 350).

125 Kutzbohnen: Hagelkörner.

126 Das ist ein liturgisches Tuch zum Bedecken der Abendmahlsgeräte, in diesem Falle mit roter Seide gefüttert. Vgl. GRIMM 5, Sp. 218 f. s. v. Karmesin; GRIMM 11, Sp. 26 f. s. v. Taffet.

127 4. April bis 2. Mai 1802. Vgl. GROTEFEND, Hermann, Taschenbuch der Zeitrechnung des deutschen Mittelalters und der Neuzeit, Hannover<sup>13</sup>1991, S. 198 f.

128 Schlossen: Hagelkörner.

129 Geschoß: Schöbling(e). Schwäb. WB III, Sp. 492, s. v. Geschoss [3].

[31] wir wieder Regen mit Schnee vermischt; und obschon der Nord sich in West verwandelt hatte, war es doch kalt, wengleich der Schnee ganz weg war, versteht sich bey uns im Thal, ob den Bergen aber war noch Schnee genug zu sehen. Die Nacht vom 17.ten auf den 18.ten war es nicht hell, folglich fiel auch kein Reifen; nach 6 Uhr in der Früh fieng Nordwestwind zu wehen an, gegen 11 Uhr kam Schnee und Kutzbohnen, nachmittag aber wechselten Sonnenschein, Schnee, Regen und Kutzbohnen miteinander ab, mithin war es noch immer kalt. In der Nacht vom 18.ten auf den 19.ten war es nicht hell, bis morgen, dann fiel ein Thau, und darauf kam ein schöner Tag; der Wind änderte sich und blies von Nordost und zwar durch einige Täg sehr heftig bey Tag und Nacht. Der Reif am 17.ten hat auch die Gartenbohnen verdorben. Der Schaden in Reben konnte noch nicht geschätzt werden, so auch im Roggen, Oelsamen und Bäumen. Dem Korn und der Gerste, auch dem kaum verronnenen<sup>130</sup> Hanf hat es nicht geschadet. Der Roggen ist nach einigen Tagen wieder meist aufgestanden; aber Oelsamen gar wenig. In Frikingen hat es den Reben weniger geschadet als hier, in Überlingen gar nicht, auch in Riggenbach<sup>131</sup> sehr wenig; denn es hatte in der Früh am 17.ten der Aa nach ein Nebelein. Am nächsten Überlinger Markt nach dem Schnee, welcher den 19.ten May gehalten wurde, galt das Korn schon 26 fl und einige Kreuzer; über 8 Tag aber, weil man den Schneeschaden etwas näher schätzen konnte, und weil die Marktstadt überführt wurde, schlug es schon wieder ab.

Den 21.ten Julii war Aerndt. Die Witterung, nachdem es vorher mehrere Täg geregnet, war leidlich, und wann nicht immer Sonnenschein, ist die Frucht doch trocken eingebracht worden. Es gab viel weniger Garben als vorm Jahr. Maynau hat in ihrem ganzen Zehnten 7000 Wintergarben, mithin die Bauern, von denen sie Zehnten bezieht, 63000 Garben weniger gemacht. In hiesige Scheuer sind 15 hundert wintrige Garben weniger als vorm Jahr eingeführt worden. Das neue Korn hat 24 fl, das alte 26 fl gelolten um diese Zeit.

Den 1.ten August 1802 ist Herr Chrysostomus Stengele, Dekan des Linzgauer Kapituls durch etlich 20 Jahr, begraben worden./

[32] Den 19.ten August 1802 Morgens 7 Uhr ist der Hr. geistliche Rat Labhart als *Visitor* in Begleitung des Hrn. Kammerers Schnitzer und des Pedells<sup>132</sup> von Konstanz von Salem her im Pfarrhof angekommen; anfänglich überreichte ich ihm meine schriftliche Antworten; er las sie, besichtigte das Taufbuch, gieng in die Kirch, *visitirte* die Sakristey, hauptsächlich den Kelch, die *olea* etc., den Tabernakel, den Taufstein; befahl, daß die kupferne Paten<sup>133</sup> frisch vergoldet werde, und hielt sich besonders über das Bild des hl. Vitus auf, welches er hinwegzuschaffen bedacht sein würde versprach. Just da sie wieder fort wollten, kam Herr Rath und Amtmann Poth, der *VI concordatorum* bey der *Visitation* hätte sagen sollen, und der sich auch darüber aufhielt, daß ihm die Stund nicht angezeigt worden. Man gieng also nochmal in die Kirch, und Herr *Visitor* zeigte ihm die zu vergoldende Paten, die er gleich mit sich nahm. So wurde also geschieden; die *Visitatores* fuhren nach Altheim. Sie hatten ihre Route geändert; denn von Rechts wegen und wie es bestimmt war hätten sie von Röhrenbach nach Altheim, Lippertsreute, und auf Mittag nacher Frikingen kommen; sie aber sind von Röhrenbach, anstatt dort zu übernachten, weg nach Salmanschweil; von Salmanschweil unter Wegweisung des dortigen Stallmeisters hieher.

130 Verronnen: gekeimt. Schwäb. WB II, Sp. 1280, s. v. verrinne [2].

131 Rickenbach (Reichsstadt Überlingen) nordwestl. Salem, Bodenseekreis, TK 8221 Überlingen-Ost.

132 Pedell: Bediensteter des Landkapitels (oft ein Laie, in den schweizerischen Landkapiteln im 18. Jahrhundert zuweilen auch ein Kaplan), zu dessen Amtspflichten Botendienste von und nach Konstanz gehörten. Vgl. AHLHAUS, Joseph. Die Landdekanate des Bistums Konstanz im Mittelalter. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Kirchenrechts- und Kulturgeschichte, Suttgart 1929, Nachdruck Amsterdam 1961, S. 172 ff.

133 Patene: kleine Hostienschale.

Just um diese Zeit ist das Vorzeichen<sup>134</sup> Dächlein der Kirch neu gemacht worden von Schreiner Lohner in Bamberg.

Den 25.ten August, an einem Mittwoch, ward das Kapitul in Bermatingen<sup>135</sup>, und die *Decanwahl*. Der geistliche Hr. Rath Labhart, der den Tag vorher mit der *Visitation* zu End war, hatte das Präsidium. Er erschien in seinem konstanztischen Kirchenornat, stellte sich an den Platz des *Decans*, stimmte das *Officium defunctorum*<sup>136</sup> an, zu End desselben hielt Hr. Kammerer das Seelenamt bis zur Wandlung, Hr. *Visitor* hielt das Lobamt, anstatt aber *De Beato* nahm er die Meß *de spiritu sancto*, zu dessen End gieng man *ad tumbam*<sup>137</sup>, wie sonst gewöhnlich. Nach geschloßner Kirch stimmte Hr. Präses den *Hymnum veni creator* an. Dann hielt er eine stattliche Anred *de eligendo dignissimo decano*<sup>138</sup>, verlas an deren End noch eine ihm vom Bischof übergebene *Instruction*, in welcher enthalten war, daß der Bischof einen Erwählten, der nicht wür[33]dig wäre, nicht confirmiren würde. Hierauf wurden die Zedel ausgetheilt, auf deren jedem alle Pfarreyen enthalten waren, die Pfarrey, auf der jeder war, war mit rother Dinte geschrieben, damit keiner sich das *votum* geben könnte. Man wurde einig, daß nicht *majora*, sondern *simpliciter majora* gelten sollen; um halb 12 Uhr hatten wir einen *Decan*, der 7 *vota* hatte, nämlich den Hrn. vormaligen Kammerer Schnitzer, Pfarrer in Kippenhausen; man mußte also auch einen Kammerer wählen; dieß geschah *viva voce*, und Hr. vormaliger *Secretär* Hornstein, Pfarrer in Frikingen, ward Kammerer; da nun das *Secretariat* ledig ward, wählte man einen *Secretarium*; Hr. Pfarrer Beuter in Roggenbeuren<sup>139</sup>, ein Vetter vom Hrn. *Visitor*, und ich stunden gleich; als aber wieder *votirt* war, hatte er mehrere *vota*. Endlich wählte man einen *Deputat pro regnanda* Bermatingen; als solcher erhielt die mehrere *vota* Hr. Pfarrer in Ittendorf Köchel. Nach allem dem mußte der neue Hr. Dekan auf der Hochaltartreppe kniend [!], sprach die *Professionem Fidei*, darauf das Juramentum wie es in *Synodalibus* ist, endlich stimmte Hr. Präses das *Te Deum* an. Im Heimgehen von Bermatingen kam ich noch in ein Donnerwetter, welches, weil es schon Nacht war, erschrecklich zündete; es fiel nach 25 Tagen der erste glückliche Regen ohne Hagel.

Den 3.ten November galt das Korn in Überlingen 31 fl, der Roggen 20 fl. Ursach, die Franzosen waren wieder in die Schweiz eingerückt.

Den 8.ten November schneyete es das erste Mal, am 9.ten war es wie Stein und Bein gefroren. An diesem Tag ist die Kirchuhr vom Uhrenmacher in Überlingen in des Ammanns Ofenhaus geputzt worden. Der neue Hr. Amtmann Allmayer, vormaliger Sekretär in der Maynau, hat ihn befehligt; am 26.ten October früh um 5 Uhr starb Hr. Amtmann Poth./

[34] Den 1.ten *Dec.* 1802 erhielt ich die kupferne Paten frisch vergoldet und *consecrirt*. Sie kostete beym Goldschmid 4 fl 45 x.

Um diese Zeit galt das Korn in Überlingen 28 fl. Im Anfang dieses Monats hat Baaden in Salmanschweil, Überlingen etc. *Civil* Besitz genommen.

### [Das Jahr 1803]

Den 13.ten Jänner 1803 habe ich ein Schreiben von Überlingen bekommen in Betreff der Armenkasse, in welche ich jährlich 4 fl zahlen solle. *vid* Pfarrschriften.

Ends Jänner ist noch ein Schnee schuhtief gefallen, hat in folgenden Tagen immer mehr ge-

134 Vorzeichen: bedeckte Vorhalle einer Kirche. Schwäb. WB II, Sp. 1690, s. v. Vorzeichen [2].

135 Bermatingen (Reichsabtei Salem) westl. Markdorf, Bodenseekreis, TK 8222 Markdorf.

136 Totenoffizium, Stundengebet.

137 Zum Grab.

138 Über den würdigsten zu wählenden Dekan.

139 Roggenbeuren (Dompropstei Konstanz) nördl. Markdorf, Bodenseekreis, TK 8222 Markdorf.

schneit, war hin und wieder erschrecklich kalt wegen Nord- und Ostwinden, und so dauerte es bis den 16.ten Hornung, wo eine Lüsche<sup>140</sup> eingefallen und der Schnee so ziemlich geschmolzen ist.

Den 16.ten Hornung hat das Korn wieder bis 28 fl gegolten.

Den 23.ten Horn. 1803 ist die Statue des hl. Vitus samt dem Hemd *removirt* worden. Es schickte sich eben, weil an diesem Tag als am Aschermittwoch die Bilder bedeckt worden sind.

Im März 1803 sind 10 Maschinen zum Sturz auf die Altär zu den Wachskerzen verfertigt worden.<sup>141</sup> Ends Märzten sind neue Glockenseiler angekommen, *pro* 7 fl 30 x von Wintersulgen. Mittelmärz fieng es an, warm zu werden; denn es war alle Tag Sonnenschein und regnete zwischen dem 21.ten März und dem 12.ten April ein einziges Mal in der Nacht. Den 12.ten April hatten die Reben und die Bäum schon stark getrieben; an den Kersch/[35]bäumen war die Blühte schon vollkommen heraus; an diesem Tag stürmte es von Ost, aber doch nicht sonderlich kalt.

Am 3.ten April habe ich die Weisung bekommen, ich solle noch einmal 100 fl als Kriegsteuer in die Maynau einsenden; *vid.* Pfarrschriften.

1803 ends März fiengen die schönen warmen Frühlingstäge an, und dauerten in einem fort bis gegen den 15.ten April, so daß man in Reben schon vor Ostern den 5.ten und 6.ten April hackten [!], nach dem 15.ten April fieng die Kälte wieder an, es warf hin und wieder Kutzbohnen, und annoch im May waren 2 bis 3 starke Reifen, die aber den Reben, weil sie durch die Kälte gestellt worden, wenig geschadet; den 16.ten May hat es in der Nacht gegen Morgen geregnet und geschneiet, so daß wir, indem es Kreuzmontag war, nicht mit Kreuz nacher Salem konnten; der Schnee hielt unter den Bergen nicht; aber ob den Bergen sahen wir nach 6 Uhr, da das Gewölk sich etwas hinaufgezogen, Schnee in Wäldern und Feldern.

Den 9.ten May und in folgenden 3 Tagen ist die obere Gartenmauer links vom Gartenthürlein ganz neu gemacht worden; auch die untere Mauer, in welcher ein großes Loch herausgebrochen war, ist vom Maurer in Frikingen beyläufig anderthalb Klafter lang ganz neu und massiv verfertigt worden; was noch von der alten Mauer da war, ließ man stehen und baute unten sehr stark, pfeilerförmig ganz hinauf. Der *accord* war 22 fl.

Den 14.ten Julij 1803 hat es in der Früh schon um 6 Uhr zum Theil in Uldingen, Graßbeuren, Bermatingen, Markdorf, zu Urnau, Wendlingen und weiter hinauf ganz gehagelt; wir hatten gottlob hier nur etwas wenig Regen.<sup>142</sup>

Den 27.ten Julij fieng man hier allgemein zu ärndten an. Dieser Tag war sehr schön, und so waren alle bis auf den 29.ten, wo es zu Pfulendorf in der Stadt /[36] nachmittag um 4 Uhr schwemmte, zu Hilpensberg<sup>143</sup> ganz, in den umliegenden Gegenden ob den Bergen etwas hagelte, und so regnete, daß um 6 Uhr abends, wo ich an der Aa fischete, und das Wasser sehr klein und hell fand, auf einmal ein entsetzlich reissendes Wasser daher wallte, und die Aa noch zwey Tag hernach trüb, sehr trüb lief. Hier war die Sonne nicht eine halbe Stund verdeckt, und es regnete, Gott Lob, nur einige Tropfen, so daß die Leute vom Feld zwar heim-, aber gleich wieder auf die Felder zurück giengen, um zu binden. Am dritten August,

140 Lüsche zu lüsch: auftauend. Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Frauenfeld 1881 ff., Bd. 3, Sp. 1459, s. v. lüsch [2].

141 Sollen das eiserne Kerzenhalter sein? Vgl. GRIMM 10, Sp. 689, s. v. Sturz [d].

142 Uldingen (Oberuhldingen ehem. zur Reichsabtei Salem, Unteruhldingen zum Fürstentum Fürstenberg) nordwestl. Meersburg, Grasbeuren (ehem. Reichsabtei Salem) östl. Mühlhofen, alle TK 8221 Überlingen-Ost; Urnau (ehem. Reichsabtei Salem) nordöstl. Markdorf, Wendlingen (Fürstentum Fürstenberg) nördl. Markdorf, beide TK 8222 Markdorf; sämtlich Bodenseekreis.

143 Hilpensberg (ehem. Reichsstadt Überlingen) nordwestl. Heiligenberg, Kreis Sigmaringen, TK 8121 Heiligenberg.

an einem Mittwoch, war hier mit Aerndten alles fertig, am 4.ten waren nur noch einige Zehntgarben auf den Feldern. Man könnte also sagen, daß diese Aerndt nicht ein Kernen Frucht benetzt worden sey. Das Korn galt in Überlingen noch 28 fl. Vorher hatte es auch ein paar mal 30 fl gegolten, Ursach, weil die Schweizer Korn nacher Italien lieferten.

Den 20.ten August 1803 erhielt ich ein *Circulare* von Hrn. Dekan, in welchem die Kösten wegen der im Jahr 1802 in unserm Kapitul vorgegangenen *General-Visitation* und die Kösten wegen der im Juli 1803 vom Weihbischof der Firmung halber angestellten Reis summarisch mit 332 fl 32 x aufgezeichnet waren. Daran mußte jeder Pfarrer 4 fl 40 x und jede Pfarrfabrik 4 fl 40 x<sup>144</sup> bezahlen. Den Kaplänen waren 2 fl 20 x angesetzt. Davon bestritt die Bursa Kapituli etlich zwanzig Gulden.

Den 30.ten, 31. August und den 1.ten Sept. 1803 ist das ganze Pfarrhausdach von 3 Mauern von Fri/[37]kingen umgeschlagen und mit lauter neuen Dachschindeln versehen worden.

[Das Jahr 1804]

Im Jahr 1803 hat es gleich anfangs Novembers ziemlich gewintert; es gefror und warf ziemlich Schnee, nachdem aber dieser Schnee bald wieder schmolz, war die Witterung im December und im Jäner 1804 sehr gelind, so daß ends Jäners die Bäum trieben. Nach Mariä Lichtmeß<sup>145</sup> ward es 4 bis 5 Tag wieder recht kalt, warf auch etwas Schnee; am 9.ten und 10.ten bis auf Mittag schneite es bereits in einem fort; auf Mittag merkte man schon, daß es lüsch werde, und so hielt diese Lüsche an und fraß den großen Schnee. Das Korn galt um diese Zeit 13 bis 22 fl, der Roggen 14 fl, der Haber 11 fl.

1804 ends Hornung trat wieder Kälte ein, es warf wieder einen großen Schnee, welcher nach dem 12.ten März von der Sonne gefressen wurde; denn da tratten warme Tage ein, bis auf den 22.ten März, wo es wieder Schnee warf, der oben gefror, und beym Laufen brach. Das Korn hatte wieder etwas aufgeschlagen, aber nicht merklich. Die Saamen auf dem Feld fiengen an zu grünen, denn sie hatten ihre Farb ganz verloren. Es trat gedeihliche Frühlingwitterung ein, alles fieng an zu wachsen; doch waren die Reben an Georgi noch blind, dann trieben sie schön, nahmen aber wenig auf. Die Maykäfer rückten in Mengen an, thaten besonders am Streuobst großen Schaden, und als sie mit den Bäumen gar waren, besuchten sie die Reben, wo sie merklichen Schaden zufügten und fast nicht vertilgt werden konnten, so daß sie bis mitten Junj andauerten. Die Bäume haben sehr aufgenommen; aber die Kerschen /[38] fielen herab, die Aepfelblüthe gieng nicht auf, und die Würmer, die sich sehr vervielfältigten, verderbten die vorhandenen Früchte. Anfangs Junij ward eine ausserordentliche Hitze, besonders am 5.ten und 6.ten, die alles sehr austrocknete; abends 7 Uhr wölkte es sich auf, aber ganz dünn, daß man an kein Donnerwetter dachte; um 9 Uhr fieng es an Hitz zu schlagen, ohne Donner; um 11 Uhr aber brach ein entsetzliches Donnern und Blitzen aus, so, daß es in einem fort blitzte und donnerte, durch eine halbe Stund, und anfänglich ein paar Vaterunser lang haselnußgroße Steine, doch nicht in Menge, aber vom Sturm getrieben mit Kraft herunter warf; um 1 Uhr nachts auf den 7.ten fieng es noch einmal zu wittern an, doch ohne weitem Schaden, und endigte sich mit einem subtilen Regen, nachdem es vorher geschwemmt hatte. In meinem Krautgarten fand ich am Morgen Zweige von Zwetschgenbäumen, und mehrere Zwetschen, doch fand ich nicht einen beschädigten Setzling. Man klagte in Rickenbach, Hernatsreute und Bruckfelden über größeren Schaden,

144 Die Handschrift hat 4 fl 40 fl.

145 2. Februar. Johann Georg Heilig wie Anm. 5, S. 708 verzeichnet diese Witterungsumstände als »bedenklich und sonderbar«.

folgsam auch über mehrere Steine.<sup>146</sup> Das Korn galt um diese Zeit von 16 bis 24 fl, der Roggen 12 bis 13 fl, der Haber 13 fl.

Dieß Jahr ist bereits kein Gewitter ohne beträchtlichen Schaden abgelaufen; auch hörte man von vielen Wolkenbrüchen am Rhein und Mayn, besonders aus dem 10 Stund langen Aarthal im Koblenzischen, wo es viele Häuser, die grösten Bäume fortgerissen, über 100 Menschen umgekommen etc. Auch in Siggingen<sup>147</sup> und Bermatingen gab es einen Wolkenbruch, der viel geschadet. Man hörte /[39] aus Frankreich, aus Ungarn und Spanien von starken Wetterschlägen.

1804 den 24.ten August an Bartholomäi ist das Schulhaus aufgerichtet worden von N. Brunner, Zimmermann von Riggenbach, zu dessen Erbauung die gnädigste Herrschaft Maynau gegen Revers 150 fl beygesteuert hat. Dieß Gebäude hat beynahe 500 fl gekostet. Es mußte Kopf für Kopf bezahlt werden von den Bürgern. Den 3.ten December ist das Schulhaus bezogen worden.

1804 den 18.ten September ist vom Zimmermann Brunner von Riggenbach eine neue Dachrinne am Pfarrhof gemacht worden.

Am Verematag hat es geregnet, von da an waren lauter heitere und sehr heisse Täg, so, daß die Bauern nicht Korn säen konnten, bis den 24.ten Sept. Am 23.ten hatte es etwas wenig geregnet, war aber sehr kalt und hell in der Nacht, so daß wir den 24.ten und den 27.ten Reifen hatten. Die Schweizerberg wurden diese Täg überschneyt.

Wir hatten bis Weihnachten öfter Schnee und an Weihnachten selbst, doch nicht tief. Das Wetter am 6.ten Juni spürte man stark an der Mählfrucht, besonders am Roggen, der sehr wenig ausgab. Deßwegen galt der Rocken gegen Weihnachten 15 fl, das Korn von 15 bis 20 fl, der Haber von 10 bis 14 fl.

Im September ist das gelbe Fieber in Malaga ausgebrochen, und später auch in Livorno, und hat viele 1000 Menschen bis in Dezember hingerafft. Zugleich litt Spanien stark vom Erdbeben, von Hungersnoth, und endlich kündigte England Krieg.<sup>148</sup>

Am 2.ten December 1804 ist Napoleon Buonaparte in der Invalidenkirche zu Paris als französischer Kaiser unter den größten Feyerlichkeiten und mit sehr großen Kösten gekrönt worden, wobey Papst Pius der 7.te und Dalberg Erzkanzler als Hauptpersonen gegenwärtig waren.<sup>149</sup> Im Julj 1805 ist er in Mayland als König gekrönt und Genua und Lukka mit Frankreich vereinigt worden, was an Höfen große Sensation gemacht. Als sich Napoleon

146 Ernatsreute (ehem. Reichsstadt Überlingen) westl. Lippertsreute, Bruckfelden (Fürstentum Fürstenberg) nördl. Lippertsreute, beide Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

147 Ober- und Untersiggigen (Fürstentum Fürstenberg) an der Deggenhauser Aach, Bodenseekreis, TK 8222 Markdorf.

148 Das Gelbfieber war um 1800 weit verbreitet (GUIARD, Jules, Histoire des maladies exotiques, in: Histoire des grandes maladies et de quelques disciplines médicales, Paris o. J., S. 171); zu den Auswirkungen in Malaga vgl. PÉREZ MOREDA, Vicente, La crisis de mortalidad en la España interior (siglos XVI–XIX), Madrid 1980, S. 227 f. u. ö. Zu den krisenhaften Zuständen in Spanien an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert vgl. LYNCH, John, Bourbon Spain 1700–1800, S. 408 ff. – In England machte sich während des Jahres 1804 eine geradezu hysterische Furcht vor einer Invasion durch Napoleon breit; als William Pitt im April 1804 wieder die Regierungsgeschäfte übernahm, ließ er umfangreiche Rüstungsmaßnahmen vornehmen (vgl. HOLZHAUSEN, Paul, Bonaparte, Byron und die Briten. Ein Kulturbild aus der Zeit des ersten Napoleon, Frankfurt 1904, S. 39 ff.).

149 Die Krönung fand in der Kathedrale Notre Dame statt, dazu oben Anm. 48. – Pius VII. (eigtl. Luigi Barnabà Chiaramonte, 1742–1823), Benediktiner, seit 1800 Papst. 1809 durch Napoleon inhaftiert, erreichte er auf dem Wiener Kongreß die weitgehende Restitution des Kirchenstaates (KELLY, John Norman Davidson, Reclams Lexikon der Päpste, Stuttgart 1988, S. 320–322). – Carl Theodor Anton Maria von Dalberg (1744–1817), seit 1800 Bischof von Konstanz, seit 1802 Erzbischof von Mainz und Kurzerzkantler des Reiches, seit 1802 Bischof von Worms, seit 1803 Erzbischof von Regensburg, seit 1806 Fürstprimas des Rheinbundes, seit 1810 Großherzog von Frankfurt (vgl. FÄRBER, Konrad M. Kaiser und Reichskanzler. Carl von Dalberg und Napoleon, Regensburg 1994).

die eiserne Mayländische Kron aufsetzte, sagte er: Gott hat sie mir gegeben. Trotz dem, der mir sie nehmen will.<sup>150/</sup>

[40] Am 8.ten December 1804 hat Franz II. römische Kaiser seine Erklärung zum Kaiser von Oesterreich in der St. Stephanskirch vermittelt eines *Te Deum* gefeyert.<sup>151</sup>

[Das Jahr 1805]

Im Jäner 1805 winterte es sich noch sehr stark mit vielem und öfterm Schnee; im Hornung hatten wir bis den 12.ten zweymal Thauwetter von der Fähn und vom Westwind, wenn es aber ein oder 2 Tag andauerte, so fieng es an von West her zu regnen, dann kam aber der Nordwind darein und brachte wieder Schnee mit Gefrörnß. Das Korn galt noch immer von 15–20 fl, der Roggen bis 16 fl, der Haber bis 14 fl. Anfangs März waren einige schöne Tage; dann folgte wieder Schnee, auf Schnee wieder Thauwetter; auf dieses wieder Kälte; ends März und anfangs April währte der kalte Nordost und hielt alles so zurück, daß an Georgi sogar am See die Reben noch blind waren, und der Buchwald wie im Winter dastand; am Abend vor Georgi habe ich einen Schwalben gesehen und den Gukuk gehört; es war aber doch noch immer kalt, weil der Wind noch immer von Nord oder Nordost blies; das Glück war dabey, daß dieser Wind sehr ausgetrocknet hatte, so daß es im März und April Staub genug gab; wenn das nicht gewesen, würde es an Georgi noch gefroren seyn; das Korn galt 22 fl und etwas dazu, versteht sich, das beste. Mittel Juni galt das Korn am Markt 30 fl, weil wenig da war. Diese Zeitung gieng gleich durchs ganze Land, es kam dann am nächsten Mittwoch so viel Korn, daß es die Gröt nicht mehr faßte; es schlug aber wieder etwas ab, was die Kornjuden sehr traurig machte. Im Julj fieng es den 3.ten Tag zu regnen an, und regnete alle Tag bis den 17.ten zweymal so, daß die Aa sehr anlieff. Nach und nach ward es dabey kalt und stellte alles wieder sehr im Zeitigen. Der Wirth hatte etwas von seinem Heu 14 Tag daraus liegen. In Bambergen sah ich den 17.ten Julj noch eine Wintergersten stehen. Den 20.ten Julij hat es von Pfaffenhofen, Bambergen und Schönbuch die Früchte zur Hälfte erschlagen.<sup>152</sup> An Jakobi hatten die Trauben auch am See noch nicht verblühet und rissen wegen langem Regen viele ab./

[41] 1805 den 22.ten Julij haben Hr. Dekan Schnitzer, Pfarrer in Kippenhausen, und Hr. Kammerer Hornstein, Pfarrer in Frikingen, die Dekanal-Visitation in Seefeldern<sup>153</sup> angefangen. Ich bin an Jakobi nacher Altheim dazu berufen worden. Es mußten 114 Fragen schriftlich beantwortet werden.

Den 2.ten August als an Portiunkula hat man hier Roggen zu mähen angefangen. Es war Freytag, 7 Uhr abends stark Regen durch die ganze Nacht. Den 3.ten August bis Abend gut Wetter; dann wieder Regen. Den 4.ten August am Sonntag meist Regen, den 5.ten schön

150 Der Bericht über die Krönung Napoleons in Mailand ist nachträglich eingefügt; sie hatte übrigens schon am 26. Mai 1805 stattgefunden. Die Vereinigung Genuas und Lukkas mit Frankreich bewog schließlich Oesterreich zum Beitritt zur russisch-englischen Koalition gegen Frankreich, was in den 3. Koalitionskrieg führte. Dazu etwa THIERS, Adolphe, Geschichte des Consulats und des Kaisertums, Bd. 5, Leipzig 1845, S. 302 f., S. 316.

151 Kaiser Franz II. hatte – unter Mißachtung des Reichsrechtes – am 11. August 1804 den Titel eines erblichen Kaisers von Oesterreich angenommen, da das Ende der Institution des römisch-deutschen Kaisertums absehbar war, er aber auch künftig mit den wichtigsten Monarchen Europas – gemeint war vor allem Napoleon, seit einem Vierteljahr Kaiser der Franzosen – gleichgestellt sein wollte (vgl. BIBL, Viktor, Kaiser Franz. Der letzte römisch-deutsche Kaiser, Leipzig und Wien 1938, S. 126 ff.).

152 Pfaffenhofen (ehem. Reichsabtei Salem) aufgegangen in Owingen, TK 8121 Heiligenberg; Bambergen (ehem. Reichsstadt Überlingen) südöstl. Owingen, TK 8221 Überlingen-Ost; Schönbuch (ehem. Reichsstadt Überlingen/Johanniterkommende Überlingen) westl. Lippertsreute, TK 8121 Heiligenberg; alle Bodenseekreis.

153 Seefeldern (ehem. Reichsabtei Salem), TK 8221 Überlingen-Ost, Bodenseekreis.

Wetter. Den 6.ten gut bis abends 5 Uhr; dann Sturm und starker Regen. den 7.ten bis 8 Uhr Regen; dann trüb, aber schwülwarm. Den 8.ten am Morgen Regen und meist den ganzen Tag bis 8 Uhr abends. Den 9.ten Nebel, dann allmähliges Aufthun mit vielem Gewölk. In der Nacht regnete es. Den 10.ten Nebel, dann Regen bis 10 Uhr. Nachmittag um 3 Uhr wieder etwas Regen. Abends sehr heiter, aber mit einer Wand<sup>154</sup> der Donau nach. Den 11. wollicht. Nachmittag um 1 Uhr stellte sich der Nordost ein und machte heiter. Weil es Sonntag war, konnten die Früchte trocknen. An diesem Sonntag schickte der badische Hr. Hofrath in Salem Hr. von Seyfried an alle badische Pfarrer eine *Signatur* mit dem Befehl, es zu verkünden, daß man Früchte einheimen dürfe. In Mimmenhausen<sup>155</sup> und, so viel ich weiß, auf den badischen Bestandhöfen<sup>156</sup> ist gearbeitet worden. Weil aber noch keine Noth vorhanden war murkte das Volk sehr und klagte: nun wolle man auch den Sonntag abschaffen. Den 12.ten August sehr heiter den ganzen Tag; da ist vieles eingeärndtet worden und gut. Den 13.ten früh um 6 Uhr Regen bis nach 8 Uhr; dann wieder warm mit Sonnenblicken; nachmittag um 3 Uhr Donnerwetter mit häufigem Regen bis 4 Uhr; darauf wieder ziemlich / [42] heiter. Den 14.ten noch etwas, aber Gutwettergewölk; auf Mittag sehr warm und Aerndtwetter, wo viel und gut eingeheimset worden. Den 15.ten als an Mariae Himmelfahrt Regen um 8 Uhr bis 10 Uhr; dann den ganzen Tag heiter. Den 16.ten bis 8 Uhr wollicht; darauf heiter; nachmittag ein paar Minuten Regen ohne das Aerndten zu verderben. An diesem Tag war das End der Aerndte. Es ist doch alles gut und ergiebig heimgebracht worden, nur wurde man oft gestöhrt. Die Oberbergler hatten noch eine schlimmere Aerndt. Das neue Korn galt 26 und 27 fl, das alte das beste 31 fl und etwas dazu. Der Haber 24 fl wegen Lieferungen.

Den 1.ten Sept. und die zwey folgende Tag regnete es viel; dann ward es heiter und bis am 22.ten Sept. hatten wir so schöne, warme, ja heiße Tag wie im Julj, die den Trauben noch sehr wohl bekamen; denn sie waren noch nicht ausgewachsen; es gieng wie mit den Kerschen, im August und Septemb. fand man ganz und halbzeitige und noch ganz grüne Kerschen. Oemt und Haaber konnte man gut einheimen; an Matthäus hatte die Haberärndt ihr End. Am 22.ten fieng es an zu regnen, und regnete 3 Tag, war zugleich zum Einheizen kalt; den 24.ten kam das K. K. *Infanterie* Manfredini nach Salem und in die Gegend; hiesige Gemeind mußte vom 23.ten bis 26.ten *inclusive*, also für 4 Tag statt der Einquartirung 332 lb an Brod, Heu 30 Rationen, Haber 47 Rationen liefern. Das Korn galt altes 30 fl, der Haber 24 fl.

Den 4.ten Octob. nachts 11 Uhr quartirten sich 75 Mann Tyroler Scharfschützen ein, wovon ich den Hauptmann Kern und *Captain* Graf Benoli ins Quartir bekam. Sie kamen von Konstanz, morgens 7 Uhr ab.

Der 19.te October gab den Trauben, derer nicht ein einziger ganz, die meisten gar nicht zeitig waren den Rest; denn es war gefroren und hatte Reifen, und so gieng es fünfmal hinter einander. Die Trauben waren wie gesotten, das Laub konnte man zu Pulver verreiben, und mancher starke Zweig war vom Schnee, welche es am 11.ten und 12.ten Octob. schon geworfen hatte, geknickt. Der Wirth, der Ammann, / [43] der Stabhalter Walderspiegel und der Stophelsbauer haben gedruckt und Saft herausgebracht, der Wirth bereits 1 Fuder, der Stabhalter 23 Eymmer, der Ammann 14 Eymmer, aber elenden Saft. Ich verkaufte den Zehnten eymerweis für 1 fl. Man hoffte noch einen Nachsommer; allein es kam keiner; es war meist gefroren. Die Saamen im Feld, die spat gesäet worden, gedeiheten schlecht; es waren einige Bodenbirn noch am 22.ten November in der Erde, so war man mit allem verspätet. Uner-

154 Wand: Wolkenwand. Schwäb. WB VI,1, Sp. 403 [2b] s. v.

155 Mimmenhausen (ehem. Reichsabtei Salem) südl. Salem, TK 8221 Überlingen-Ost, Bodenseekreis.

156 Bestandhof: Pachthof. Schwäb. WB I, Sp. 932 s. v. Bestandgut.

achtet des Kriegs und des schlechten Aussehens im Feld hatte das Korn und der Haber doch wieder abgeschlagen, man kaufte wieder Korn um 24 fl und Haber um 16, 17 fl. Der Markt ward immer sehr überführt, besonders am 22.ten October an Ursula Markt, wo die Gröt das Korn lang nicht faßte.

Am 11.ten November auf den Abend quartirten sich hier unangesagt 45 Mann von der *Artillerie Equipage* des französischen *Generals Augerau*<sup>157</sup> ein, die nacher Bregenz marschirten und 90 Pferd. Morgens 4 Uhr marschirten sie wieder ab. Sie betrogen sich gut.

Am 5.ten December ward eine französische Requisition von Stockach aus nacher Ulm angesagt von Haber und Fleisch, wurde aber wieder eingestellt.

Am 10.ten December wurden von hier 3 Mann zur Demolirung der Schanz in Memmingen abgefodert, wurden aber abends um 10 Uhr wieder abgestellt, vermuthlich deßwegen, weil am 2.ten December zu Austerlitz in Mähren, rechter Seite von Brünn, eine schreckliche Schlacht vorgefallen, in welcher die österreichisch-russische Armee nach officiellen französischen Berichten, datirt München vom 9.ten December, 150 Kanonen, 45 Fahnen, 20 Generale, 3000 Mann an Gefangenen, 15 bis 20000 Mann an Todten verloren haben.<sup>158</sup> – Zwischen dem 2.ten und folgenden Tagen bis auf /[44] 10.ten December haben der deutsche und russische Kaiser in Ollmütz die Friedenspräliminarien unterzeichnet.<sup>159</sup>

Am 18.ten December nachmittag 3 Uhr hat der badische Herr Assessor Ehren von Überlingen den hiesigen Ammann ins hiesige Wirthshaus berufen, und hat ihm und dem Pfleger Joseph Thum eröffnet, daß nun Lippertsreute unter provisorischer badischer Regierung stehe, und Rechtshandel für das Obervogteyamt in Überlingen gebracht werden müsten. Hr. Assessor ließ durch seinen *Adjunct* ein badisches Patent an des Wirths Haushür anschlagen. Vorher war er in Hohenfels und that dort das Nämliche; von hier begab er sich nach Herrmannsberg.<sup>160</sup>

Am 21.ten zwischen 12 und 1 Uhr kam der landkomthurische Sekretär von Altshausen von Hohenfels her geritten und lösete in Gegenwart des Stabhalters, weil der Ammann nicht hier war, obgedachtes badensche Dekret wieder ab, gab dem Stabhalter eine Abschrift von dem landkomthurschen Rescript, in welchem enthalten war, daß, weil die Verbal-Protestation und *Remonstration* nichts vermocht habe, so sey Hr. Landkomthur gedrungen, durch seinen Sekretär *Bagnato* mit allem Anstand das Patent ablösen zu lassen. Hr. Bagnato erinnerte zugleich den Stabhalter, wenn Baden es wieder anschlagen wollte, zu protestiren, wenn aber Eigenthum oder Personen darunter leiden sollten, es geschehen zu lassen. In Überlingen war dieß Patent am 22.ten am Amtshaus noch angeschlagen. Bald darauf kam Baden wieder und schlug sein Patent wieder an, ließ auch 2 Mann auf Execution hier, die aber am andren Tag wieder abgerufen wurden./

157 Pierre-François-Charles Augereau (1757–1816), seit 1804 Maréchal de l'Empire, seit 1808 Herzog von Castiglione (CHARDIGNY, Louis, Les maréchaux de Napoléon, Paris 1977, S. 449 ff.).

158 Der Sieg Napoleons in der »Dreikaiserschlacht« von Austerlitz über die verbündete österreichisch-russische Armee entschied den Dritten Koalitionskrieg und stellte den Gipfelpunkt der militärischen Leistung Napoleons dar (vgl. TULARD, Jean, Dictionnaire Napoléon, 1987, S. 138–141).

159 Dem Waffenstillstand, in den Franz II. unter dem Eindruck der Niederlage einwilligte, folgte am 26. Dezember der Friede von Preßburg, der den Dritten Koalitionskrieg zu Österreichs Ungunsten beendete (dazu RÖNNEFARTH wie Anm. 109, S. 228f. Der Wortlaut des Vertrages in: Napoleonische Friedensverträge wie Anm. 109, S. 37–44.).

160 Schloß Hohenfels (Deutschordenskommende Mainau) nördl. Seelfingen, Kreis Konstanz, TK 8120 Stockach; Kloster Herrmannsberg (Deutschordenskommende Mainau) nördl. Altheim, Bodenseekreis, TK 8121 Heiligenberg.

## [Das Jahr 1806]

[45] Am 27.ten März kam ein badischer Obervogteyamts Befehl v. *Chrysmar* unterschrieben (der erste von da aus) daß hiesige Bauersame am 29., 30., 31. und den 1.ten und 2.ten April alle Tag 2 angeschirrte Pferd den rückmarschirenden Franzosen nacher Pfulendorf stellen sollen.

In den Monaten Jäner, Hornung und bereits bis End Märzens hatten wir viel Schnee, auch viel Regen. In den letzten Tagen des Märzens ward gelinde Witterung, die Bäume trieben, die Früchte und das Gras grüntem, auch rätschten am 29. und 30.ten März die Frösche. Am 31.ten März aber fieng der Nordost zu wehen an und bracht in der Nacht vom 31.ten März auf den 1.ten April eine Grimmkälte und starke Gefrörniß, am 2.ten desgleichen; am dritten und 4.ten nicht mehr so stark; am 5.ten als am Charsamstag ein heitrer Tag, und dabey Wind, doch nicht stark, von Nord.

Am 4.ten April, am Charfreitag, nachmittag um 3 Uhr kamen 100 und etliche Mann ranzionirte Österreicher<sup>161</sup>, von Billafingen her, an in verschiedenen Kleidern und Gestalten, in Kappen, Hüten und Helmen; sie waren zahm und zufrieden, wenn sie nur viel zu essen bekamen. Es waren keine Officiers dabey. Viele kamen abends in die Kirche und küßten das Kreuz. Am 5.ten um 6 Uhr marschirten sie wieder ab. Es lag Stockach zu voll von solch Ranzionirten. Ein württembergischer Jäger *convoyirte* sie.

Am 5.ten April nachmittag wieder Ranzionirte. An diesem Tag erhielt ich 2 neue Altartücher für den Hochaltar und 2 neue Korporalien, nebst 2 Handzwellen<sup>162</sup>,

am 6.ten April wieder Ranzionirte nachmittag,

am 7.ten *item*,

am 8.ten wieder.

So alle Tag bis den 12.ten April. Von diesem Tag an blieben die Angekommene und machten Halt bis am 27.ten May, an welchem Tag sie von hier Stockach zu und ins Württembergische einrückten, wo sie am 30.ten Junj noch waren, weil der Kurier noch nicht da war, welcher die Übergab der Festung *Cattaro*<sup>163</sup> bringen sollte./

[46] Am 26.ten April 1806 wehete ein sehr kalter West-Nord-Wind und brachte hin und wieder Kutzbohnen, am 27.ten hatten wir Winterkälte, es war gefroren, denn in der Nacht warf es Schnee und Kutzbohnen, doch nicht dick, und den ganzen Tag hatten wir unter kaltem Wind Schneegestöber; am 28.ten morgens noch kalter Wind, am Mittag etwas lüscher. Am 29.ten nicht mehr so kalt. Man vermuthete, diese Kälte und Gefrörniß könne den Kirshen, weil sie schon blüheten, schädlich seyn. Der Buchwald war um diese Zeit noch nicht geschlossen. Erst 14 Tag nach Georgi schloß er sich.

Der Maymonat war erwünschlich, warm und heiter. Am 21.ten nachts 10 Uhr rückte ein Donnerwetter an, und harrete in diesem Kessel bis nach 1 Uhr. Es waren 2 bis 3 Gewitter, es blitzte und donnerte stark bereits in einem fort und warf einen dem Wolkenbruch ähnlichen Regen, riß im Oberösch und Straßen und Feldern große Löcher, gab auch etwas Steine, legte manchen Roggenhalm zu Boden und schwemmte den Grund von den Wurzeln weg. Der Blitz schlug zwischen 12 und 1 Uhr in das Kamin des Bernardsbauern zu Hernatsreute, doch ohne zu brennen, ließ aber das Haus voll Pulvergeruch.

161 Ranzionirte: ausgelöste Kriegsgefangene. GRIMM 8, Sp. 113 s. v. Ranzion.

162 Korporale: Leinentuch als Unterlage für das Sakrament (BRAUN wie Anm. 119, S. 179 f. s. v.), Handzwellen: Handtücher (STALDER, Franz Joseph, Schweizerisches Idiotikon, Hrsg. BIGLER, Niklaus, Aarau/Frankfurt a. M./Salzburg 1994, S. 656 s. v. Zwähele).

163 Cattaro (Kotor), österreichische Hafenstadt und Festung in Dalmatien (vgl. ERSCH/GRUBER wie Anm. 51, Fünfteil, Leipzig 1826, S. 389 s. v.).

Am 17.ten Julij war wieder ein starkes Gewitter, welches in Frikingen und Riggenbach und weiter hinauf wieder Stein fallen ließ. Darauf ward es mittelst eines wähenden Nordostwindes so kalt, daß es an Johanni, das ist vom 24.ten auf den 25.ten, in der Nacht an offenen Orten starken Reifen hatte, ja unten im Land bey Balingen das Erdapfelkraut erfrore. Dessen ungeachtet ward das Korn um diese Zeit ehender im Ab- als im Aufschlag. Es galt von 20 bis 26 fl.

Vom 14.ten bis 21.ten Juni hatte der hiesige Ammann Johann Dallath eine sonderbare Erfahrung./[47] So oft er mit den Ochsen ackerte, kamen ihm die Zugöhrnadeln weg, ohne zu wissen wohin, oder von wem, auch eingesägete und angebundene.

Ends Julij 1806 fiengen für uns trübsalvolle Tage an; am 20.ten Julij quartirten 18 Franzosen, *Voltigeurs*<sup>164</sup> vom Regiment 59, ein und blieben bis 30.ten Julij am Morgen; ich bequartirte den Lieutenant *Dangeres*. Am 23.ten fieng man zu ärndten an; es trat schlimme Witterung ein, so daß das Korn auswuchs; am 2.ten August aber, an Portiuncula, warff es abends zwischen 5 und 6 Uhr Schlossen, wie Hagel und Baumnuße, zwar nicht gar lang, aber unter einem sehr heftigen Sturm, und machte beträchtlichen Schaden.

*Deus sit nobis peccatoribus propitius!*<sup>165</sup>

Vom 23.ten Julij bis 7.ten August *inclusive* war kein Tag, wo es nicht regnete, und das Aerndten, wenn man einheimsen wollte, verdarb. Viel Korn wuchs aus, alles war so mürb, daß es sehr abfiel, so daß die Aehre zu lauter Veesen verbreckelte, wenn man sie aufheben wollte; es gieng also sehr viel Korn zu Grund, das ist, es blieb auf den Aeckern liegen, und die Ährenleser konnten es nicht genugsam sammeln. Das Korn, welches man nach dem Regen gekehrt, brockelte noch stärker als das, was man hatte in seiner Lag gelassen. Den 8.ten und 9.ten August an einem Freitag und Samstag war die Witterung heiter und warm. Die meiste wurden mit Aerndten fertig. Heuer heimste man den Rocken zuletzt ein, er fiel sehr aus und war sehr gewachsen. Also wenige und sehr schlechte Früchte, weil die meiste schon verstohlen und naß eingeheimset wurden.

Am 7.ten August haben sich hier 5 Franzosen einquartirt. Sie blieben bereits in einem fort bis den 25.ten September, wo sie nachmittag um 2 Uhr nacher Salem abmarschirten, wohin alle Franzosen, die von Buchhorn<sup>166</sup> am See herab bis Salem zusammen /[48] kamen, weißwegen sie auf die Oerter in der Nachbarschaft verlegt werden mußten, und auf die Nacht 10 Mann hieher kamen, welche um 5 Uhr früh wieder nacher Salem abmarschirten, um von da Ravenspurg zu marschiren. Am 26.ten Sept. zwischen 7 und 8 Uhr passirten hierdurch der Obrist, welcher schon lang in Überlingen gelegen, mit Dragonern und dem Musikpersonal Ostrach<sup>167</sup> zu; so zogen am nämlichen Tag durch Pfulendorf Franzosen, alle, wie man sagte, Ulm zu, um von dort aus gegen Preußen zu ziehen. Am 14.ten October wurden die Preußen schon das erstemal bey Jena in Sachsen geschlagen; anfangs November, nachdem alle preußische Besatzungen in Magdeburg, Spandau etc. kapitulirt hatten, war kein Preuß mehr im Brandenburgischen; alles war über die Weichsel, und die Franzosen schon in preußisch Pohlen zu Posen und Gnesen.<sup>168</sup>

164 Voltigeurs: Leichte Infanterie aus kleinen, körperlich gut geübten Soldaten (SCHEIBERT/PORTH wie Anm. 68, S. 811).

165 Gott sei uns Sündern gnädig!

166 Heute Friedrichshafen.

167 Ostrach (Reichsabtei Salem, seit 1803 Fürsten von Thurn und Taxis) nordöstl. Pfullendorf, Kreis Sigmaringen, TK 8022 Ostrach.

168 In der Doppelschlacht von Jena und Auerstedt vom 14. Oktober 1806 wurde die preußische Armee völlig aufgerieben. Am 25. Oktober steht Napoleon in Berlin; einen Monat später hat er, mit Ausnahme von Schlesien und der Festung Kolberg, ganz Preußen westlich der Weichsel in seiner Hand (von der GOLTZ, Colmar Freiherr, Von Roßbach bis Jena und Auerstedt. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Heeres, Berlin <sup>2</sup>1906, S. 29 ff.).

Der Herbst 1806 war sehr gelind; man konnte austreiben bis ends November. Am 2.ten December stürmte es von West, welcher Sturm den ersten Schnee brachte. Diese Witterung kam den spat in die Erde gebrachten Saamen sehr gut.

1806 im December hat Jdda Heimgartnerin, verwittibte Meßmerin von Röhrenbach, ein von feinem Baumwolltuch verfertigtes, mit Schneespitzen versehenes Hochaltartuch in hiesige Kirche gestiftet.

1806 im December sind hiesige Felder, Wiesen und Reben vom Hrn. Feldmesser Kempfer von Pfulendorf ausgemessen worden, damit sie zur vorhabenden Vereinödung geschätzt und hernach ausgetheilt werden könnten.

### C) Register

- |                                     |  |
|-------------------------------------|--|
| Aartal 38                           | Cobenzl, Graf 20                       |
| Aftholderberg 4                     | Cost, Kommandant 10, 13, 14            |
| Ahausen 1                           |  |
| Alignol, Unterlieutenant 24         | Dalberg, K. Th., Erzkanzler 39         |
| Allmayer, Amtmann 33                | Dallath, F. J. (Lippertsreute) 16      |
| Altheim 7, 32, 41                   | – J., Ammann (Lippertsreute) 46        |
| Altötting 14, 17                    | Dangeres, Lieutenant 47                |
| Altshausen 6, 8, 23                 | Demonte, General 26                    |
| Ansberg de Befort, J., Hauptmann 10 | Denkingen 4f., 7                       |
| Arrak, Korporal 16                  |  |
| Aufkirch 4                          | Eglisau 3                              |
| Augereau, General 43                | Ehren, Assessor 44                     |
| Austerlitz 43                       | Eichler, Obristlieutenant 1            |
|                                     | Ernatsreute 38, 46                     |
| Babenhhausen 8                      | Espasingen 10                          |
| Bagnato, Sekretär 44                | Feldkirch 10                           |
| Balingen 46                         | Frankreich 39                          |
| Bambergen 7, 24, 40                 | Franz II., Kaiser 14, 40               |
| Basel 25                            | Frickingen 1, 31 ff., 35, 46           |
| Bender, Quartiermacher 2            | – Maurer v. 36 f.                      |
| Benoli, Graf, Kapitain 42           |  |
| Bermatingen 32 f., 35, 38           | Genua 39                               |
| Bernhard, P. (Salem) 29             | Gnesen 39                              |
| Bernhardsbauer (Ernatsreute) 46     | Grasbeuren 13, 35                      |
| Beuter, Pfarrer (Roggenbeuren) 33   |  |
| Billafingen 3, 19, 28, 45           | Heiligenberg 3 ff., 16                 |
| – Steinhauer v. 19                  | – Nagelschmiede 26                     |
| Bodman 10, 12, 17                   | Heimgartner, I. (Röhrenbach) 48        |
| Bonaparte, J., 20                   | Herdwangen 4                           |
| – N., 16, 39                        | Hermannsberg 44                        |
| Bonjeu, Kapitain 25 f.              | Hilpensberg 36                         |
| Bonndorf 1, 3, 4                    | Hippmannsfelderhof 6                   |
| – Lehrer v. 3                       | Hohenfels 44                           |
| Brandenburg 48                      | Hohenlinden 16                         |
| Bregenz 5, 19, 43                   | Hohentwiel 17                          |
| Brielmayer (Lippertsreute) 10       | Hornstein, Pfarrer (Frickingen) 33, 41 |
| – C. (Lippertsreute) 12             | Hummel, J. B. (Lippertsreute) 17       |
| Bruckfelden 38                      | Husson, Lieutenant 21 ff.              |
| Brünn 43                            |  |
| Brunner, N., Zimmermann 39          | Immenstaad 25                          |
| Buchhorn 47                         | Italien 10, 20, 36                     |
|                                     | Ittendorf 33                           |
| Cattaro 45                          |  |
| Chrysmar, v. 45                     | Jena 48                                |

- Kaisheim, Abt Xaver v. 29  
 Karrer, A. (Lippertsreute) 11  
 Kaspar, Abt (Salem) 29  
 Kempter, Feldmesser (Pfullendorf) 48  
 Kern, Hauptmann 42  
 Kippenhausen 32  
 Köchel, Pfarrer (Ittendorf) 33  
 Körber, v., Hauptmann 1  
 Konstanz 15, 42  
 Kray, Feldzeugmeister 4 f., 10, 14  
 Kuchelmeister, P. (Salem) 16  
  
 Labhart, geistl. Rat 32  
 Laimnau 2  
 Laval, General 4  
 Leustetten 18  
 Lindau 1, 12, 17  
 Linz 20  
 Lippertsreute  
 – Ammann 10 ff., 22, 24, 33, 42 ff.  
 – Kirche 19, 45, 48  
 – Kornösch 27  
 – Meßmers Laden 23  
 – Oberösch 46  
 – Pfarrhof 16, 24, 28, 32, 39  
 – Kapuzinerzimmer 22  
 – Schulhaus 39  
 – Stabhalter 44  
 – Wirt 40, 42 f.  
 – Wirtshaus 6, 16, 18 f., 22 ff., 44  
 – Wirtshölzlein 6  
 Livorno 39  
 Lohner, Schreiner (Bamberg) 32  
 Lohr, Fähnrich 3  
 Lons le Saunier 24  
 Lorenz, Ch. (Lippertsreute) 19  
 – J. G. (Lippertsreute) 12  
 Lucca 39  
 Lugenhof 4, 8  
 Luneville 20  
  
 Magdeburg 48  
 Mailand 39  
 Mainau 8 f., 13, 21, 31, 35, 39  
 Malaga 39  
 Manfredini, Infanterieregiment 42  
 Markdorf 5, 35  
 Maurach 24  
 Meersburg 9, 24  
 Memmingen 43  
 Menzenbauer (Lippertsreute) 18  
 Meßkirch 4  
 – Gefängnis 24  
 Metz 21  
 Mimmehausen 41  
 Mohr, v., Oberlieutenant 2, 3  
 Molitor, General 26  
 Moreau, General 8, 10  
  
 Nesensohn, M. (Lippertsreute) 17  
 Nesselwangen 4, 7 f., 24  
 Neufrach 16  
  
 Olmütz 44  
 Ortner, Oberlieutenant 1  
 Ostrach 48  
 Owingen 26  
  
 Paris 14, 39  
 Parsdorf 10  
 Peterwardein 1  
 Pfaffenhofen 40  
 Pfrungen 23  
 Pfullendorf 4, 8, 35, 45, 48  
 Pius VII., Papst 39  
 Posen 48  
 Poth, Amtmann 23, 29, 32 f.  
 Preußen 48  
  
 Rameau, Oberlieutenant 24  
 Ravensburg 48  
 Rickenbach 31, 38 f., 46  
 Robert, Abt (Salem) 29  
 Röhrenbach 5, 32, 48  
 Roggenbeuren 33  
 Roth, Lieutenant 18  
 Salem 1 f., 4 ff., 9 ff., 16, 18, 26 f., 29, 32, 34 f., 41 f., 47  
 Salzburg 20  
 Schaffhausen 3  
 Schnitzer, Pfarrer (Kippenhausen) 32 f., 41  
 Schönbuch 40  
 Schönthal, Obrist 1  
 Schweiz 33  
 Seefeld 41  
 Sernatingen 4  
 Seyfried, v., Hofrat 41  
 Sickingen 38  
 Singen 2, 17  
 Sodann, Hauptmann 2  
 Sohl 4  
 Spandau 48  
 Spanien 39  
 Stahringen 10  
 Stain, Graf, Regiment 1  
 Stein a. Rh. 3  
 Stengele, Ch., Dekan 31  
 Steyr 20  
 Stockach 1 f., 9, 12, 21, 25 f., 43, 45  
 Stophelsbauer (Lippertsreute) 43  
 Straub, M. (Lippertsreute) 17  
  
 Tauber, Unterlieutenant 3  
 Tettang 2, 5  
 Thum, J. (Lippertsreute) 18, 44  
  
 Überlingen 2 ff., 6 ff., 11 ff., 17, 21, 23 f., 31, 33 f.,  
 36, 48  
 – Greth 43  
 – Krone 3  
 – Obervogteiamt 44  
 – Ried 3  
 Überlingen am Ried 3  
 Uhldingen 35  
 Ulm 8, 17, 43, 48

Ungarn 14, 39

Urnau 35

Viviers 24

Vögele (Lippertsreute) 19

Wälde 3

Wald 4

Walderspiegel, Stabhalter (Lippertsreute) 43

Wangen 9

Weildorf 27

Weingarten 5

Wendlingen 35

Werg, Obristleutnant 18

Wien 14

Wintersulgen 4, 34

Württemberg 45

Ziegler (Lippertsreute) 10

Anschrift des Verfassers:

Dr. des. Harald Rainer Derschka, Friedrichstr. 34, D-78464 Konstanz

# Das Seeblatt in Friedrichshafen und seine Verleger-Redakteure Schabet, Zimmermann und Rösch 1844–1862

VON GEORG WIELAND

## Vorbemerkung

In der Zeitungsentwicklung am württembergischen Bodensee haben die Revolutionsjahre 1848/49 bleibende Spuren hinterlassen. Der konsequente Linksruck des erst seit Anfang 1844 in Friedrichshafen erschienenen »Württembergischen Seeblatts« unter seinem jungen Redakteur Carl Ignaz Schabet, der sich im März 1848 sofort in den Dienst der demokratischen Bewegung stellte und bald offen für die republikanische Staatsform eintrat, führte zu einer Sammlung der konservativen Kräfte, die schon im Juni 1848 in Tettngang eine Konkurrenzzeitung zustandebrachten. Ein vierjähriges Ringen um Abonnenten und amtliche Nachrichten schloß sich an. Beide Zeitungen haben sich schließlich behauptet, so daß die Veränderung der Medienlandschaft (neben den Änderungen im Agrarsektor) in Friedrichshafen und Tettngang zu den bleibenden Ergebnissen der Ereignisse von 1848/49 zählt. Im Jahr des Revolutionsgedenkens mag es daher gerechtfertigt sein, den Blick auf die Anfänge der Friedrichshafener Zeitung zu lenken.

## Carl Ignaz Schabet als Gründer des Seeblatts (1843–1848)

### *Erwerb der Konzession (1843)*

Am 28. August 1843 teilte die Regierung des württembergischen Donaukreises in Ulm dem Ministerium des Innern in Stuttgart mit, daß sie »dem Buchdrucker Ignaz Schabet zu Friedrichshafen die nachgesuchte Erlaubniß zu Herausgabe eines Wochenblatts für den Ortsbezirk Tettngang mit Ausschluß aller politischen Artikel« erteilt habe. Das Ministerium verlangte umgehend ergänzende Auskunft über den Titel und den Redakteur des Blattes und erfuhr, daß der Buchdrucker Schabet das Wochenblatt unter dem Titel »Württembergisches Seeblatt« selbst redigieren werde<sup>1</sup>.

Damit waren nach mehreren vergeblichen Anläufen die Voraussetzungen für die Herausgabe einer eigenen Zeitung im Oberamt Tettngang geschaffen. Bisher war der Oberamtsbezirk von der seit 1811 ununterbrochen erscheinenden Ravensburger Zeitung berücksichtigt worden; von 1832 bis 1844 erschien diese sogar mit dem Titel »Intelligenz-Blatt für die Königl. Ober-Aemter Ravensburg, Tettngang und die Umgegend«<sup>2</sup>. Das Bedürfnis nach einem eigenen Presseorgan im Oberamt war jedoch vorhanden.

1827 hatte sich der Interessent Josef Dürr aus Isny, Herausgeber des Leutkircher Intelligenzblattes, zurückgezogen, weil er auf die Forderung der Stadt Tettngang nach Erwerb des Bürgerrechts nicht eingehen wollte. 1838 hatte der Tettnganger Rat den Bewerber Josef

1 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049.

2 Im Stadtarchiv Ravensburg in lückenloser Folge vorhanden; im Stadtarchiv Friedrichshafen nur noch in wenigen Jahrgängen erhalten. Nachdem das Oberamt Tettngang ab 1844 eine eigene Zeitung erhalten hatte, fiel das Stichwort »Tettngang« im Ravensburger Titel ab 1844/45 weg.

Schultheiß aus Rottweil abgelehnt, weil aus dessen Bewerbungsschreiben zu entnehmen war, daß dieser »die Kunst der Buchdruckerei nicht gut verstehen werde«. Im selben Jahr ließ sich zwar ein Buchdrucker Joachim Model aus Eberhardzell als Bürger in Tettngang nieder, doch sollte dieser offenbar nur eine Druckerei betreiben und kein Wochenblatt herausbringen<sup>3</sup>.

Erst im Sommer 1843 erteilte die Kreisregierung Ulm – und nun gleich zwei Bewerbern – die Konzession eines Wochenblatts: im August dem bereits erwähnten Buchdrucker Schabet aus Friedrichshafen und am 4. September dem ledigen Buchdrucker und Buchhändler August Rösch aus Reutlingen. Angesichts der ortsansässigen Konkurrenz verzichtete Rösch offenbar auf die Realisierung seines Tettnganger Vorhabens; erst 17 Jahre später sollte er – wie unten zu berichten ist – doch noch als Zeitungsverleger nach Friedrichshafen kommen.

Wer war nun der erfolgreiche Bewerber vom August 1843? Der frischgebackene Zeitungsverleger war noch keine 20 Jahre alt! *Carl Ignaz Schabet* war in Friedrichshafen am 15. Oktober 1823 als Sohn eines Bürgers und Buchbinders geboren<sup>4</sup>. Wo er seine Lehrzeit als Buchdrucker verbracht hat, ist nicht bekannt.

Der am 20. Dezember 1790 in Buchhorn geborene Vater *Franz Ignaz Schabet* stammte aus einer verarmten Familie<sup>5</sup>. Dessen Vater Johann Baptist Schabet (1753–1798) hatte seit 1786 als städtischer Kornmeister amtiert; nach seinem frühen Tod konnte die aus einer Buchhorer Kaufmannsfamilie stammende Witwe Margaretha geb. Muschet (1754–1835) sich und ihre sieben Kinder nur noch kümmerlich als Torwartin auf dem Obertor ernähren.

Um so beachtlicher ist, daß der Buchbinder Franz Ignaz Schabet vor 1824 von seinem Onkel, dem Zimmermeister Johann Georg Rüst (1779–1851), das Haus Nr. 93 in der »Vorderen Gasse« (heute Karlstraße 39) zur Hälfte erwerben konnte<sup>6</sup>; Rüst hatte sich zuvor ein Siedlerhaus in der Neustadt gekauft. Das zur Erbmasse der Kaufmannsfamilie Muschet/Sartori zählende stattliche Haus Nr. 93, dessen andere Hälfte dem Werkmeister Wolfgang Jörg (1772–1839), einem anderen Onkel Schabets, gehörte, war in bester Geschäftslage zwischen dem Gasthaus »zum Adler« und der Metzgerei Sauter (dem späteren Gasthaus »zum Kreuz«) gelegen.

Diese günstige Etablierung in der Altstadt hatte Schabet vielleicht seiner Eheschließung vom 20. April 1818 mit *Maria Johanna Josepha Morasch* zu verdanken. Diese war am 12. Mai 1790 in Augsburg als Tochter des Langenmantel'schen Gerichtsverwalters Jakob Morasch zur Welt gekommen<sup>7</sup>; es erscheint denkbar, daß Augsburger Kapital ihrem Ehe-

3 Peter HEIDTMANN: 75 Jahre Druck und Verlag Lorenz Senn – 130 Jahre Tettnganger Heimatzeitung, Tettngang 1979, S. [4–5].

4 StA Ludwigsburg, F 901, Bd. 494: kath. Ehregister Friedrichshafen 1831–1875, Eintragung 1851/3. In Bd. 493 a: kath. Familienregister Friedrichshafen 1811–1827, Bl. 249, ist Carl Ignaz durch ein Versäumnis des Registerführers bei der Familie des Vaters nicht nachgewiesen.

5 Die ersten in Buchhorn ab etwa 1750 zeitgleich nachweisbaren Namensträger (wohl Brüder) Joseph Schabet (Urgroßvater des späteren Zeitungsverlegers) und Urs Schabet standen in besseren Vermögensverhältnissen. Beide betätigten sich als »Glückshafner« (Inhaber von Lotterien). Joseph wirkte als städtischer Baumeister (belegt 1761) und gehörte mindestens von 1774 bis 1780 dem inneren Rat der Reichstadt an; der 1791 protokollierte Verkauf seines kleinen Hauses in der »Vorderen Gasse« (heute Karlstraße 16) um 901 fl. deutet aber den Abstieg an. – Urs Schabet bewirtschaftete den Gasthof »zum Lamm« (später Dammstr. 2–6, heute Karlstr. 45) und war als Mitglied des äußeren Rates (bezeugt 1774–1778) sowie als Rentamtsassessor und Kellerinspektor ebenfalls im Magistrat vertreten.

6 Staatl. Vermessungsamt Friedrichshafen, Brouillon zum Primärkataster von 1824. Dieses Haus gehörte 1809 je zur Hälfte Johann Georg Rüst (als Erbe seiner Frau Maria Josepha Adelheid geb. Sartori, die er 1806 als Witwe des Zimmermeisters Joseph Jörg geheiratet hatte) und der noch ledigen Schwägerin Agatha Sartori (∞ 1821 Wolfgang Jörg).

7 Kath. Familienregister Friedrichshafen 1811–1827, Bl. 249; kath. Totenregister Friedrichshafen 1831–1870, 1854/28.

mann eine solide wirtschaftliche Basis verschafft hat<sup>8</sup>. Jedenfalls wurde der Buchbinder wohl um 1835 in den Friedrichshafener Stadtrat gewählt. Als im Mai 1843 der 79jährige Stadtpfleger (Kämmerer) Franz Joseph Bosch verstarb, wählte der Rat, wie es die württembergische Gemeindeverfassung bis 1849 verlangte, einen Nachfolger aus seiner Mitte und entschied sich für den damals 52jährigen Buchbinder Schabet. Schabet übernahm wohl zur selben Zeit auch die Verwaltung der Stiftungspflege, die vor allem für den Spitalfonds verantwortlich war. Der Stadtpfleger fungierte in der Folge bis 1848 auch als Amtsverweser (stellvertretendes Stadtoberhaupt) bei Abwesenheit oder Verhinderung des Stadtschultheißen<sup>9</sup>.

Als der junge Schabet im Sommer 1843 die Etablierung einer »Wochenzeitung« für das Oberamt Tettngang in Angriff nahm, konnte er daher auf das große Ansehen seines Vaters in Friedrichshafen bauen. Nicht jedem Leser wird zunächst deutlich geworden sein, daß es sich beim Verleger, Drucker und Redakteur »Ignaz Schabet« nicht um den wohlbestallten Stadtpfleger und Buchbinder Franz Ignaz, sondern um dessen Sohn Carl Ignaz handelte; diese Unklarheit mag zur Förderung des wirtschaftlichen Erfolgs anfangs sogar beabsichtigt gewesen sein. Inwieweit die Gründung auch durch Erbschaften oder Kapital aus Augsburg unterstützt wurde, wäre noch zu klären.

Vom 1. Januar bis 25. Juli 1844 lautete das Impressum: »Herausgegeben unter Verantwortlichkeit von I. Schabet«; ab 29. Juli war »Druck, Verlag und verantwortliche Redaktion von I. Schabet« ausgewiesen. Die präzisere Angabe »C. I. Schabet« für den Drucker, Verleger und Redakteur des Blattes wurde erst ab Januar 1845 ins Impressum aufgenommen.

#### *Entwicklung bis 1848*

Im Dezember 1843 veröffentlichte Schabet im Ravensburger »Intelligenzblatt« unter Hinweis auf die erteilte Konzession, die zu Gebote stehenden Mittel und auf die zugesicherte »Theilnahme achtbarer Mitarbeiter« eine ganzseitige »Einladung zum Beitritt des Württembergischen Seeblattes«, das ab 1. Januar 1844 erscheinen und von dem »nächstens eine Probenummer folgen« werde<sup>10</sup>. Er begründete seine Initiative mit »dem bisherigen Mangel und dem längst gefühlten Bedürfnisse eines eigenen Wochenblattes für die württembergische Bodenseeegend«. Gedacht war das neue Blatt »zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, zur Hebung und Förderung des Gemeinwohls sowie zur Unterhaltung« der Leser. Konkreten Nutzen im Alltag versprachen der angekündigte laufende Abdruck der Frucht- und Lebensmittelpreise verschiedener Orte und die regelmäßige Übersicht der Dampfschiffkurse, der Wasserstände und der Witterungsbeobachtungen.

Vom 1. Januar 1844 bis 6. März 1848 ist das Blatt zweimal wöchentlich (am Montag und Donnerstag) erschienen; von der ersten Nummer an war es im Zeitungskopf als »Amtsblatt für das Oberamt Tettngang« charakterisiert. Schon ab 1. August 1844 war dieser Hinweis voller Stolz erweitert; nun hieß es: »Das Württembergische Seeblatt ist das Amts- und Wochenblatt für das Oberamt Tettngang und verbreitet sich außerdem am ganzen Bodensee und in Oberschwaben«.

8 Die im 17. und 18. Jahrhundert in mehreren Linien aus Obercervento bei Tolmezzo (Provinz Udine) in Ostschwaben und Bayern eingewanderten Morasch (urspr. Morassi) waren zunächst als »welsche Krämer« tätig; viele Nachweise bei Volker LIEBKE: Welsche Krämer in Bayern, in: Blätter des Bayerischen Landesvereins für Familienkunde Bd. X, Jg. 29 (1966), S. 70–82, hier S. 71–72, 77–78.

9 Vgl. Staatliche, städtische und kirchliche Amtsträger in Friedrichshafen 1811–1918, bearb. von Georg WIELAND, masch. 1994.

10 StadtA Ravensburg, Intelligenzblatt für die Oberämter Ravensburg und Tettngang, Nr. 99 vom 11. 12. 1843, S. 910.

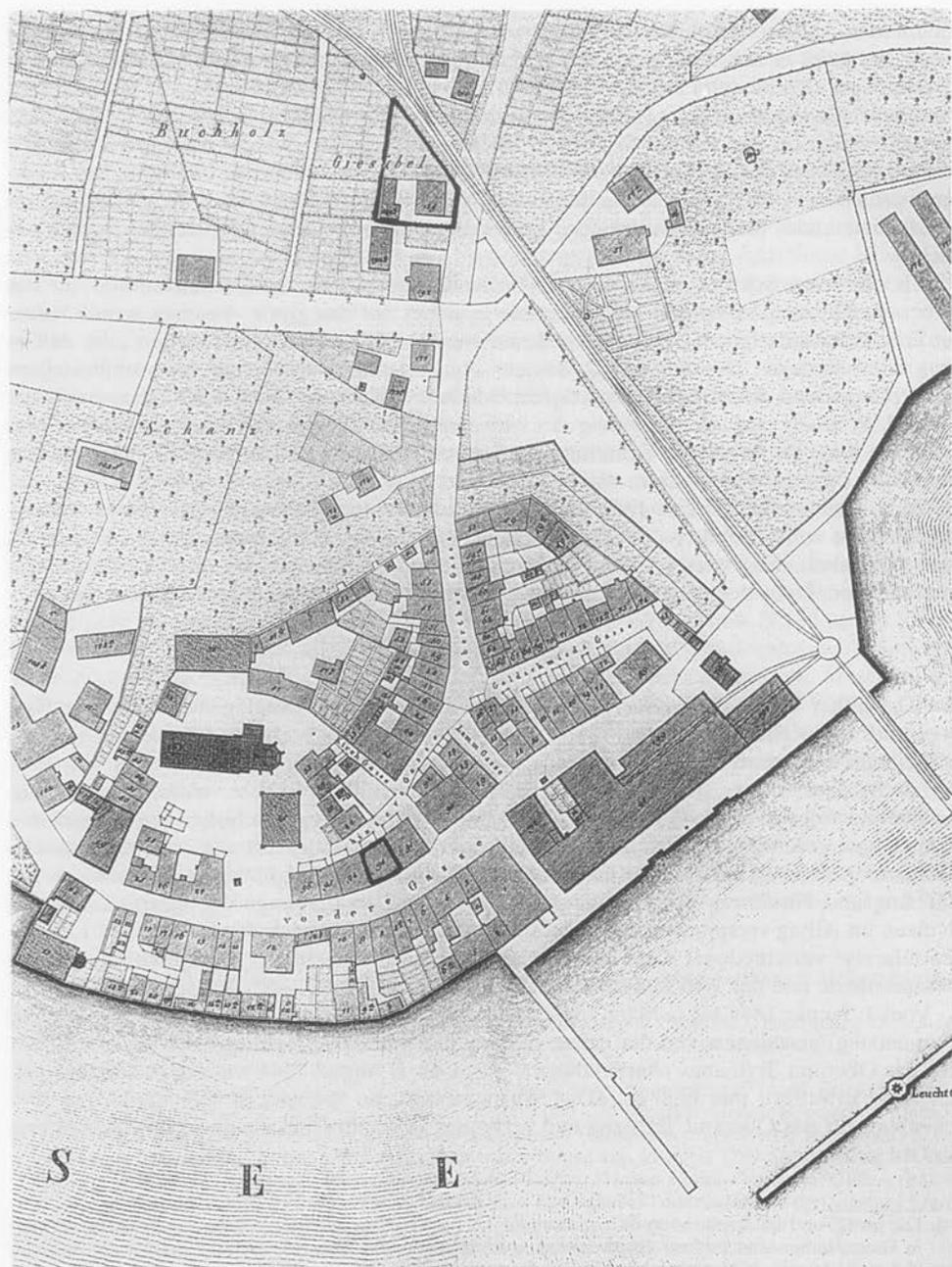


Abb. 1 Ausschnitt aus dem »Plan der Stadt Friedrichshafen, aufgenommen bei der Flurkarten-Ergänzung im Jahr 1851«, Maßstab 1:2500, mit Hervorhebung der Häuser Nr. 93 (Vordere Gasse, Sitz von Verlag, Druckerei und Redaktion des »Seeblatts« 1844–1848) und Nr. 189 (Ravensburger Straße, im Hintergebäude Druckerei des »Seeblatts« ab 1848, evtl. bis 1862). Stadtarchiv Friedrichshafen.

Das Blatt umfaßte jeweils 4 Druckseiten im damals üblichen kleinen Format (Satzspiegel 23×17 cm). Aus einem Inserat in der Ravensburger Zeitung ist zu entnehmen, daß Schabet am Faschnachts-Donnerstag (15. Februar 1844) ein »Narrenblatt« als Extrabeilage veröffentlichte; davon hat sich kein Exemplar erhalten. Nachdem am 13. Juni 1844 eine Probenummer vorausgegangen war, erhielt die Zeitung vom 4. Juli 1844 bis 28. August 1848 zu jeder Nummer eine anfangs 2-, bald ebenfalls 4seitige Beilage »unterhaltenden und belehrenden Inhalts«. Diese Beilage trug bis September 1847 den separaten Titel »Das Schleppschiff« und erschien dann noch ein knappes weiteres Jahr, bis zur Einstellung im August 1848, ohne eigenen Titel.

Schon gegen Ende des ersten Jahres unternahm der junge Schabet einen neuen Versuch zur Konzessionierung politischer Artikel. Das Oberamt Tettnang war mit seiner bisherigen Arbeit offenbar zufrieden und befürwortete sein Gesuch am 5. Dezember bei der Weitergabe an die Kreisregierung Ulm, zumal es »durch die Censur jedem etwaigen Mißbrauche zu begegnen wissen werde«. Die Kreisregierung gab den Antrag mit einer neutralen Stellungnahme ans Innenministerium weiter und fragte lediglich an, ob bei der großen Zahl politischer Blätter im Lande eine Vermehrung wünschenswert sei. Das Ministerium lehnte das Gesuch am 22. Dezember 1844 entschieden ab, weil die vielen Lokal- und Bezirksblätter als politische Organe grundsätzlich nicht zugelassen seien und im vorliegenden Fall »kein irgend triftiger Grund« für eine Ausnahme gegeben sei<sup>11</sup>.

Um 1848 richtete sich der junge Verleger in einem Neubau Nr. 189 nördlich der Altstadt ein. Er lag an der Ausfallstraße nach Ravensburg neben dem neuen Hotel »zur Sonne« und grenzte mit seinem Garten unmittelbar an die 1847 Richtung Ravensburg und wenig später zum Hafengebäude in Betrieb genommenen Bahngleise<sup>12</sup>. Beim damals noch erträglichen Verkehrsaufkommen auf der Staatsstraße und auf der Bahnlinie mag die Lage in der Gleiskurve für den Publikumsverkehr der jungen Zeitung von Vorteil gewesen sein. Im Friedrichshafener Primärkataster des Jahres 1851 wird »Carl Ignaz Schabeth« als Eigentümer des Hauses Nr. 189 »an der Ravensburger Straße« und von zwei angrenzenden Gartengrundstücken verzeichnet<sup>13</sup>. Das hinter dem Wohnhaus (mit 158 qm Grundfläche) errichtete Nebenhaus (105 qm) beherbergte, wie der Kataster eigens vermerkt, die Druckerei.

Offenbar zur selben Zeit verkaufte der Vater, wohl zur Finanzierung des Neubaus, das Haus Nr. 93 in der Altstadt (jetzt Karlstraße 39) an den Kornhändler Jakob Rothmund (1798–1865), der im Primärkataster 1851 als neuer und einziger Besitzer erscheint<sup>14</sup>. Später ging dieses Haus an den Kaufmann Adolf Franke (1841–1911) über, dann gelangte es an die Uhrmacherfamilie Kröner, bis es am 28. April 1944 mit dem Großteil der Altstadt in Schutt und Asche sank.

### *Im Bann der Revolution*

In den letzten Februartagen 1848 hatte das »Württembergische Seeblatt« nur zurückhaltend von den revolutionären Umwälzungen in Paris berichtet und eine aus dem Elsaß womöglich

11 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049.

12 Beim Baugrundstück handelte es sich evtl. um den »eingezäunten Garten nächst der ehemaligen Heilig-Kreuz-Kapelle«, welchen Adlerwirt Schafmayer für den 18. 3. 1848 zum Verkauf ausgeschrieben hatte: Württ. Seeblatt 1848, S. 175 u. 183. Zum Abbruch der östlich angrenzenden Kapelle ab März 1848: ebd., S. 91 u. 183.

13 Staatl. Vermessungsamt Friedrichshafen, Primärkataster Friedrichshafen, Gebäude Nr. 189, Flurstücke Nr. 75 u. 76.

14 Staatl. Vermessungsamt Friedrichshafen, Primärkataster Friedrichshafen 1851, Gebäude Nr. 93. Die 1809 und 1824 belegte Teilung des Hauses in zwei Besitzhälften (zuletzt Schabet und Jörg) war nun beendet, vielleicht seit dem Tod der kinderlosen Witwe Maria Agatha Jörg geb. Sartori (1769–1850).

herüberwirkende Unruhe befürchtet. Am 4. März folgte der Dammbruch: Jubelnd wurde die von König Wilhelm mit Dekret vom 1. März wiederhergestellte Pressefreiheit verkündet. Die verhaßte Zensur war aufgehoben und nun konnte jedermann artikulieren, was ihn bedrückte. Man sah nun, wie das Seeblatt formulierte, »getrost und freudig einer verheißungsvollen Zukunft entgegen« und verstand die Freiheit der Presse als Waffe, »die wir eben so sehr gegen die Feinde der Volksfreiheit im Innern als gegen Eroberungsgelüste nach Außen gebrauchen können und werden«<sup>15</sup>. Schon am 9. März kündigte die Redaktion an, das Blatt werde wegen des gestiegenen Informationsbedürfnisses ab sofort dreimal wöchentlich (am Montag, Donnerstag und Samstag) erscheinen. Weiter hieß es: »Das Seeblatt tritt hiemit in die Reihe der politischen Zeitungen ein und wird im Sinne des Fortschritts als Volksblatt diejenige Stellung einzunehmen trachten, die mit der Bildung unserer Zeit, den besonderen Bedürfnissen des Oberlandes und den Anforderungen des neu erwachten politischen Lebens in Einklang steht.«<sup>16</sup>

Von einer kurzen »Proklamation des Königs« an das Volk zusätzlich entfacht, ergriff nun eine mächtige Bewegung landauf landab alle Volksschichten. Die sich geradezu überstürzende Entwicklung fand im Seeblatt ihren ausführlichen Niederschlag. Schon am 3. März, als sich die Kunde von der neuerworbenen Pressefreiheit verbreitete, fand in Tettngang ein spontanes Volksfest statt. Von einer zweiten Feier am 5. März in Langenargen hielten sich die Friedrichshafener Bürger fern, weil auf ihr keine Beratung weiterer »Wünsche auf politischen Fortschritt« vorgesehen war<sup>17</sup>. Dies wurde in einer Versammlung der örtlichen Bürgergesellschaft am 6. März nachgeholt; sie führte – wie in diesen Tagen vielerorts – zu einer von 104 Bürgern unterschriebenen Adresse an den König und forderte den bisherigen Bezirksabgeordneten, den Eßlinger Oberamtmann von Klemm, der das Vertrauen des Volkes nicht genieße, zum Rücktritt auf, damit eine bessere Interessenvertretung der Bezirksbevölkerung im Landtag herbeigeführt werden könne<sup>18</sup>.

Die Entfaltung der Volksbewegung kann hier nicht im Detail verfolgt werden; zudem haben Max Messerschmid und Tamara Citovics die Vorgänge in Friedrichshafen und im Oberamt Tettngang bereits eingehend dargestellt, eine weitere Übersicht der wichtigsten Vorgänge ist 1997 erschienen<sup>19</sup>. Die wichtigsten Anliegen der Demokraten waren Beseitigung der bisherigen Polizeistrukturen, Zulassung von Volksversammlungen, Öffentlichkeit und Mündlichkeit von Gerichtsverhandlungen, Volksbewaffnung (Einführung von Bürgerwehren

15 Württ. Seeblatt, Nr. 19 v. 4. 3. 1848, S. 147. Die Rolle des Württ. Seeblatts in der Revolution 1848 wird eingehend gewürdigt bei Max MESSERSCHMID: Das Revolutionsjahr 1848 in Friedrichshafen und im Oberamtsbezirk Tettngang: Der Jahresablauf – Die Bürgerwehr, masch., Friedrichshafen 1973, gedruckt ebd. 1979. Zitiert wird nach der Druckfassung.

16 Württ. Seeblatt, Nr. 21 v. 9. 3. 1848, S. 159. Die Konzession als politisches Blatt mußte, was Schabet vielleicht nicht wußte, trotz Pressefreiheit noch förmlich beantragt werden; sie wurde erst im Juni nachgeholt.

17 Württ. Seeblatt, Nr. 20 v. 6. 3. 1848, S. 152, 154; Tamara CITOVIĆ: Zwei Geistliche in der Revolution von 1848/49: Kaplan Pfahler aus Tettngang und Pfarrer Uhlmann aus Kluftern (Geschichte am See: Materialien zur Regionalgeschichte, 7), Friedrichshafen 1985, S. 20–21.

18 Württ. Seeblatt, Nr. 21 v. 9. 3. 1848, S. 155–156; vgl. S. 152 die Einladung vom 6. 3. – Ein Biogramm des Abgeordneten und Oberamtmanns Johann Friedrich von Klemm (\*Brenz 14. 11. 1793, †Eßlingen a. N. 16. 4. 1858) bietet Drü [Christoph J. DRÜPPEL] in: Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972. Red.: Wolfram ANGERBAUER. Stuttgart 1996, S. 350.

19 M. MESSERSCHMID: Das Revolutionsjahr 1848 (wie Anm. 15); T. CITOVIĆ: Zwei Geistliche in der Revolution von 1848/49 (wie Anm. 17); ferner Georg WIELAND: Artikel »Friedrichshafen« und »Tettngang«, in: Revolution im Südwesten: Stätten der Demokratiebewegung 1848/49 in Baden-Württemberg, hrsg. von der Arbeitsgemeinschaft hauptamtl. Archivare im Städtetag Baden-Württemberg, bearb. von Ute GRAU, Georg HERTWECK u. Jürgen SCHUHLADEN-KRÄMER, mit Beiträgen von Renate Karoline ADLER [u. a.]. Karlsruhe 1997, S. 201–207, 620–625.

als Schutz vor staatlicher Willkür), Abschaffung von Standesvorrechten (Adel und Klerus), Befreiung des Bodens, Förderung des Gewerbes, Volkssouveränität (gegen das Gottesgnadentum der Fürsten) und die Einigung des zerrissenen Deutschlands. Innerhalb weniger Wochen formierten sich in der zunächst breiten Aufbruch- und Freiheitsstimmung die unterschiedlichen politischen Zielsetzungen zwischen konstitutioneller Monarchie und republikanischer Verfassung.

Der Vater des Redakteurs zählte zu jenen Friedrichshafener Honoratioren, die der Volksbewegung aufgeschlossen gegenüberstanden. Seit 1821 wurden die württembergischen Kommunen von besoldeten Gemeinderäten verwaltet, deren Mitglieder zunächst auf zwei Jahre gewählt waren. Wurden sie nach dieser Probezeit wiedergewählt, waren sie auf Lebenszeit bestellt. Die Abschaffung dieser »Lebenslänglichen«, die von einer Kontrolle durch die Bürgerschaft weitgehend unabhängig waren, zählte im März 1848 zu den ersten, fast überall erhobenen Forderungen der mächtig auflebenden demokratischen Bewegung. Unter den 5 »Lebenslänglichen« des Friedrichshafener Stadtrats war Stadtpfleger Schabet Mitte März der erste, der sein Mandat freiwillig niederlegte, um einer Neuwahl von Gemeinderäten mit befristeter Amtsperiode Platz zu machen. Gleichzeitig trat er als Amtsverweser des Stadtschultheißen zurück. Die vier dienstälteren auf Lebenszeit gewählten Ratsherren gaben dem anhaltenden öffentlichen Druck 10–14 Tage später nach<sup>20</sup>. Stadtpfleger Schabet erwarb sich durch sein Verhalten neue Sympathien in der Bürgerschaft. Zur Neubesetzung der fünf freigewordenen Ratsstellen am 3. April wurde er zwar nicht vorgeschlagen, doch als Mitte April erneut ein Ratssitz zu vergeben war, sollte der Stadtpfleger nach der Wahlanzeige »mehrerer Bürger« wieder ins Gremium gewählt werden. Ob er tatsächlich neu gewählt wurde, war bisher nicht zu ermitteln<sup>21</sup>.

Vom 3. April bis 4. Mai erschien das Württembergische Seeblatt mit dem Motto »Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft!« über dem Zeitungskopf; seine Bedeutung wurde bei der ersten Verwendung in einem Leitartikel ausführlich erläutert. Die regelmäßige Beilage erhielt im gleichen Zeitraum das Motto »Bildung, Wohlstand, Gesittung!«

Am 26./27. April 1848 wählte der Wahlbezirk Tett nang-Ravensburg-Wangen den Tett nanger Kaplan Georg Pfahler in die Frankfurter Nationalversammlung. Pfahler schloß sich dort rasch der gemäßigten »Linken« an, die sich im »Deutschen Hof« traf und auf eine parlamentarisch-demokratische deutsche Republik hinarbeitete. Der neue, am 18./19. Mai gewählte Landtagsabgeordnete, Schultheiß Johann Gottlieb Hutten aus Langenargen, trat ebenfalls deutlich für die rechtlichen und wirtschaftlichen Interessen des Volkes ein, war in der Verfassungsfrage, die in Stuttgart erst 1849/50 aktuell wurde, jedoch eher ein Mann der Mitte<sup>22</sup>.

20 Württ. Seeblatt, Nr. 27 v. 23. 3. 1848, S. 194, u. Nr. 30–31 v. 30. 3. u. 1. 4. 1848, S. 220 u. 222. Drei der acht Gemeinderäte standen noch in der ersten 2jährigen Amtsperiode und mußten sich nach deren Ablauf ohnehin einer Neuwahl stellen.

21 Württ. Seeblatt, Nr. 36 v. 13. 4. 1848, S. 260. Falls Schabet gewählt wurde, hat er den Stadtratsposten bei der Enthebung von seinen öffentlichen Ämtern im September 1849 anlässlich eines Gerichtsverfahrens verloren.

22 Wahlergebnis (180 v. 402 Stimmen): Württ. Seeblatt, Nr. 53 v. 22. 5. 1848, S. 364; vgl. in Nr. 50 v. 15. 5. 1848 das »politische Glaubensbekenntniß des Herrn Schultheiß Hutten von Langenargen« (Auf-ruf vom 14. 5. »An die Wahlmänner des Oberamts-Bezirks Tett nang!«) als Beilage. Die Haltung im Verfassungskonflikt mußte Hutten erst 1849/50 offenlegen, als er in die 1. und 2. verfassungsändernde Landesversammlung gewählt werden sollte und jeweils gegen Kaplan Pfahler unterlag; vgl. T. CITOVICS: Zwei Geistliche in der Revolution von 1848/49 (wie Anm. 17), S. 45, 48–49, 74–75, 77–81. – Ein Biogramm des Abgeordneten und Langenargener Schultheißen Johann Gottlieb Hutten (\* Kirchheim unter Teck 24. 1. 1798, † Utica/N. Y. /USA 28. 11. 1863) bietet G. WIELAND: Friedrichshafen, in: Revolution im Südwesten (wie Anm. 19), S. 206.

Redakteur Carl Ignaz Schabet warb im »Württembergischen Seeblatt« immer offener für die republikanische Richtung, wobei er auch seine Sympathien für die Mitte April in Baden ausgebrochene, von Bundestruppen rasch niedergeschlagene republikanische Volkserhebung nicht verheimlichte.

Nach wenigen Wochen sah sich der nach eigenem Bekunden liberale, dem »monarchisch-constitutionellen Regierungssystem in seiner vollsten volksthümlichen Ausbildung« verbundene Tettlinger Oberamtmann Adolf Grüzmann<sup>23</sup> (1844–1851) zum Einschreiten genötigt. Am 16. Mai 1848 übersandte er die jüngsten beiden Nummern 49 und 50 ans Innenministerium nach Stuttgart und klagte: »Das württembergische Seeblatt in Friedrichshafen, für das nur die Concession zu Unterhaltungs- und Intelligenz-Artikeln gegeben war, hat sich seit Aufhebung der Censur selbst zu einer politischen Zeitung gestempelt und verfolgt – namentlich seit dem republikanischen Aufstande in einem Theile von Baden – mehr oder weniger offen republikanische Tendenzen. Das Blatt wird hauptsächlich von einem jungen Manne, nicht ohne Talent, redigirt, der – ein geborner Hesse – in der Schweiz mehrere Jahre gelebt hat und nun in dem Geschäfte des Buchdruckers Schabet in Friedrichshafen sich befindet. Derselbe gilt für einen erklärten Republikaner. Die beiden neuesten Blätter enthalten Aufsätze, in welchen der Aufruhr im badischen Lande offen in Schutz genommen und für eine rechtmäßige Handlung der Freiheitsliebe des Volkes erklärt wird.« Man solle sich daher in Stuttgart nicht wundern, »wenn etwa in einiger Zeit – bei einer neuen Schilderhebung in Baden – auch da und dort im hiesigen Bezirke sich republikanische Gelüste werthätig hervorthun sollten. In Friedrichshafen existirt eine – wenn auch nicht große – republikanische Partei, welche dieses Blatt als ihr Organ betrachtet und für dessen Verbreitung thätig ist.«<sup>24</sup>

Das Ministerium reagierte zurückhaltend. Es wies daraufhin, daß die Zulassung politischer Artikel nach der wiederhergestellten Pressefreiheit bei der Kreisregierung zu beantragen und bis dahin nicht zu dulden sei; auf den Inhalt der beanstandeten Nummern ging es gar nicht ein. Verlangt wurde jedoch eine Weiterbeobachtung der gemeldeten »republikanischen Partei« in Friedrichshafen; falls »durch Ausländer, welche sich unter derselben befinden, Unruhe gestiftet werde«, seien diese aus dem Land zu weisen.

Im Juni konnte Schabet seinen »Gesinnungs-Genossen« bekanntgeben, daß die in jüngster Zeit aufgetretenen Hindernisse beseitigt seien; er habe nun insbesondere »die unbedingte Berechtigung zur Aufnahme politischer Artikel durch die von der kgl. Kreisregierung ertheilte Concession« erworben<sup>25</sup>. Der gleichzeitige Aufruf zur Abonnementserneuerung im 3. Quartal ließ an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. In einer fast ganzseitigen Erklärung führte Carl Ignaz Schabet u. a. aus, das Seeblatt werde wie bisher »mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln die Sache der Freiheit, des Rechts, der Wahrheit, der Gleichheit, der Brüderlichkeit, kurz die *Sache des Volks* vertreten, und zwar in entschiedener Weise, ohne alle Rücksicht.« In den Erläuterungen dieses Programms hieß es: »Wir erblicken die

23 Adolf Grüzmann, \*Saulgau 31. 8. 1808, †Ludwigsburg 8. 5. 1886, Sohn eines Gerichtsnotars, Lateinschule in Nürtingen, 1822–1826 Seminar Urach, 1826–1828 stud. Rechts- u. Kameralwiss. in Tübingen, 1838 Prüfung beim Departement des Innern; 1829–1830 Schreiber beim Kameralamt Heiligkreuztal, 1830–1831 Schreiber bei einem Gerichtsnotar, 1831–1832 Oberamtsaktuar in Saulgau u. Riedlingen, 1837–1837 Pfandhilsbeamter in Riedlingen, 1837–1843 gräfl. Königsegg'scher Bezirksamtmann in Aulendorf, Dez. 1843 (Amtsantritt 15. 2. 1844) – Juli 1851 Oberamtmann in Tettling, zugleich Vorsitzender der Amtsversammlung; 1851–1855 Oberamtmann in Biberach, 1855–1865 Oberamtmann in Ulm, 30. 12. 1855 Ernennung zum Regierungsrat; 2. 11. 1865 als Regierungsrat zur Regierung des Neckarkreises nach Ludwigsburg versetzt; i. R. 1872. Pe [Karin PETERS]: Grüzmann, Adolf, in: Die Amtsvorsteher (wie Anm. 18), S. 290.

24 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049. Der Name des hessischen Mitarbeiters war bisher nicht zu ermitteln.

25 Württ. Seeblatt, Nr. 63 v. 15. 6. 1848, S. 424.

wahre Freiheit für Deutschland in der *gänzlichen* Befreiung von seinen Fürsten, und, solange wir von diesen nicht befreit sind, halten wir alle sogenannte Freiheit für Tändelei und Kinderspiel. [...] Wir stehen erst im Anfange der großen Revolution, welche nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa befreien muß von dem drückenden Joche, welches auf ihm ruht; die Erde kennt noch nicht die Segnungen der Freiheit. Sie wird, sie muß sie kennen lernen.« Der Hauptzweck des Seeblatts, heißt es zusammenfassend, werde also sein, »seinen Lesern die Idee republikanischer Staats- Einrichtungen verständlich und beliebt zu machen und sie für eine Staatsform zu gewinnen, welche allein die wahre und vernünftige ist«<sup>26</sup>. Am 1. Juli kam die Zeitung folgerichtig mit einer enthusiastischen Hymne »An die Mitglieder der »Linken« zu Frankfurt!« heraus, in der es nach Strophen gegen die »Rechte« und die »Mitte« u. a. heißt<sup>27</sup>:

»Die Linken, ja! die Linken,  
Die sind des Volkes Freunde,  
Die sind des Rückschritts Feinde,  
Die sind, wo Thaten winken,  
Ein Lebehoch den Linken!

Die Linken nur, die Linken,  
Versteh'n den Geist der Neuheit,  
Und Deutschlands Eine Freiheit,  
O laßt uns ihnen trinken:  
Ein Lebehoch den Linken!«

Die eindeutige republikanische Ausrichtung führte dem Blatt im badischen Seekreis und im württembergischen Oberland ständig neue Leser zu. In einer freudigen, am 26. Juni abgedruckten Zuschrift bedankten sich »Männer aus dem Oberamt Riedlingen« für die klare Aussage vom 15. Juni; für die Abonnenten im Raum Markdorf übernahm der dortige Adlerwirt Hafner ab 1. Juli ein Seeblatt-Depot<sup>28</sup>. So erfreulich die Entwicklung auch war, Anzeichen der wachsenden Reaktion auf den Druck von links waren ab Juni allenthalben in Deutschland zu registrieren; auch das Seeblatt nahm sie besorgt und kritisch auf.

Anfang Juli kam es zur Gründung eines *Arbeiter- und Gesellenvereins* in Friedrichshafen, der sich in einer Hauptversammlung vom 27. Juli mit Annahme der Statuten förmlich konstituierte; wir erfahren dies durch eine Mitteilung des Friedrichshafener Stadtschultheißen Schubart<sup>29</sup> vom 27. Juli an Oberamtmann Grüzmann und durch dessen Bericht vom 29. Juli an die Kreisregierung in Ulm. An der Spitze des Vereins standen die bei Schabet angestellten Buchdruckergesellen Johann Joachim Steinmann aus St. Gallen und Johannes Boksberger aus Bürglen im Kanton Thurgau; Grüzmann hegte daher sofort den Verdacht, »daß dieser Verein politische Zwecke in republikanischer Richtung verfolgen werde«. Eine Reaktion der Kreisregierung ist in den Akten nicht enthalten<sup>30</sup>.

26 Württ. Seeblatt, Nr. 63 v. 15. 6. 1848, S. 421.

27 Württ. Seeblatt, Nr. 70 v. 1. 7. 1848, S. 465.

28 Württ. Seeblatt, Nr. 68 v. 26. 6. 1848, S. 452; Nr. 70 v. 1. 7., S. 468.

29 Karl Schubart, \*Heggbach 3. 2. 1807, †Stuttgart 29. 1. 1857; zunächst Kameralamtsbuchhalter, dann bis 1843 Schultheiß von Vogt (OA. Ravensburg), vom September 1843 bis Februar 1849 Stadtschultheiß in Friedrichshafen, ab 1849 Verwalter des Interkalarfonds beim Kath. Kirchenrat in Stuttgart.

30 StA Ludwigsburg, E 179 II, Bü 2434.

*Gefährliche Konkurrenz in Tettngang*

Die am 1. März 1848 wiederhergestellte Pressefreiheit brachte einen regelrechten Schub an Zeitungsneugründungen mit sich. In Tettngang entstand offenbar der Wunsch nach einem eigenen Blatt, um das sich neben der Dorn'schen Buchhandlung in Ravensburg auch Carl Ignaz Schabet beworben haben soll<sup>31</sup>. Die Tettnganger Bemühungen nahmen jedoch eine andere, für Schabets Unternehmen recht gefährliche Richtung.

Am 2. Mai 1848 erhielt Oberamtspfleger J. Faßnacht<sup>32</sup> in Tettngang von der Kreisregierung die Konzession zur Herausgabe eines Wochenblatts. Dieser wollte sein Blatt, wie noch mit der Probenummer vom 2. Juni geschehen, in der Dorn'schen Buchhandlung in Ravensburg drucken lassen. Schon von der nächsten Ausgabe an, die am 6. Juni 1848 erschien, stand ihm jedoch der 26jährige Tettnganger Gustav Pfanner<sup>33</sup> als Drucker und Verleger zur Seite. Als ortsansässiger Buchdrucker hatte dieser die sich bietende Gelegenheit offenbar rasch erkannt und beim Schopf ergriffen; schon am 15. Juni teilte Pfanner mit, daß er Druckerei und Verlag des Blattes käuflich erworben habe.

Das neue Blatt erhielt den Titel »Oberschwäbisches Volksblatt : Ein Wochenblatt für Politik, Landwirtschaft, Gewerbe und Unterhaltung«. Daß das Tettnganger Blatt eine der Ordnung und Mäßigung verpflichtete Konkurrenz zum mehr und mehr ins radikal-demokratische Lager einschwenkenden Friedrichshafener Seeblatt werden sollte, deutete schon das unter dem Titel eingedruckte Motto an: »Durch Ordnung zur Eintracht, durch Eintracht zur Kraft, durch Kraft zur Freiheit.« Noch deutlicher war die Zielsetzung in der programmatischen »Einleitung« zur Probenummer formuliert. Die Zeitung bekannte sich klar zur neu erworbenen Volksfreiheit und wolle sich ebenfalls für die »wahre, volle Freiheit für Staat und Kirche« einsetzen, jedoch ohne den von den Republikanern angestrebten »plötzlichen Umsturz alles Bestehenden« und vor allem ohne Waffengewalt. Als Leitideale des Blattes wurden »die bürgerlichen Tugenden der warmen Vaterlandsliebe, der Mäßigkeit, Selbstentsagung und Opferwilligkeit« hervorgehoben; dem Volk sollte nicht »der exaltierte Freiheitschwandel«, sondern »die vernunftgemäße Freiheit« vermittelt werden<sup>34</sup>.

Bei solchen Tönen wundert es nicht, daß die junge Zeitung rasch als Amtsblatt – gleichberechtigt neben dem Seeblatt – zugelassen wurde, wie der Oberamtmann bereits in der Nr. 6 vom 20. Juni bekanntgab; fortan sollte es den einzelnen Behörden freigestellt sein, welches der beiden Blätter sie beziehen wollten. Dabei hatte die Amtsversammlung des Oberamts noch am 29. Mai eine Entscheidung auf Faßnachts Gesuch, das neue, noch gar nicht erschienene Organ zum Amtsblatt zu erklären, mit großer Mehrheit für die Dauer einer 6monatigen Probezeit zurückgestellt!<sup>35</sup>

Über die zögernde Haltung der Amtsversammlung dürfte Oberamtmann Grünmann recht ungehalten gewesen sein. Im Bericht vom 16. Mai ans Innenministerium über die republika-

31 P. HEIDTMANN: 75 Jahre Druck und Verlag Lorenz Senn – 130 Jahre Tettnganger Heimatzeitung (wie Anm. 3), S. [6].

32 Joseph Faßnacht, \* Bierlingen bei Horb 24. 3. 1800, † Tettngang 18. 9. 1853, ab mind. 1838 Grundbücherkommissar in Tettngang; von 1843 bis 1848 (wohl bis 1854) als Oberamtspfleger nachgewiesen; vom Juni bis Oktober 1848 Redakteur des neu gegründeten »Oberschwäbischen Volksblatts« in Tettngang.

33 Gustav Adolph Pfanner, \* Tettngang 2. 8. 1821, † ebd. 18. 6. 1891, Buchdrucker in Tettngang, ab Juni 1848 Drucker und Verleger des neu gegr. Oberschwäbischen Volksblatts ebd., ab 11. 10. 1848 auch Redakteur. Geschäftshaus 1848–1850 nicht bekannt; 1850–1867 Neugasse (jetzt Karlstr. 25), 1867–1869 Lindauer Str. 15, 1869–1889 Olgastr. 5, ab 1889 Lindauer Str. 11. Biogramm bei G. WIELAND: Tettngang, in: Revolution im Südwesten (wie Anm. 19), S. 624 f.

34 P. HEIDTMANN (wie Anm. 3), S. [6–8].

35 Bericht über die Beratungen der Amtsversammlung am 29. 5. 1848, abgedruckt im Württ. Seeblatt, Nr. 60 v. 8. 6. 1848, S. 410.

nischen Tendenzen beim Seeblatt hatte er den Wechsel des Amtsblatts voreilig schon zum 1. Juli angekündigt: »Als Amtsblatt wird das Seeblatt vom 1. Juli dieses Jahrs an zwar nicht mehr benützt werden, weil in Tettngang selbst eine Buchdruckerei und ein Wochenblatt gegründet wird.« Dabei deutete der Oberamtmann an, daß mit der Tettninger Gründung ein Niedergang des politisch gefährlichen Friedrichshafener Blattes erreicht werden sollte; »dasselbe wird aber ohne Zweifel – wenigstens für einige Zeit noch – fortbestehen und könnte immerhin – namentlich in kritischen Augenblicken – viel schaden.«<sup>36</sup>

Schon am 22. Juni folgte der Hinweis, daß das Volksblatt statt zweimal wöchentlich (Dienstag und Donnerstag) künftig dreimal (Montag, Mittwoch und Freitag) erscheinen werde. Unter der zurückhaltenden Redaktion des Oberamtspflegers empfahl sich das Blatt für die konstitutionell und konservativ Gesinnten, so daß dem Seeblatt schon im Juni 1848 die ersten Abonnenten absprangen<sup>37</sup>.

### *Angeklagt und verurteilt*<sup>38</sup>

Am 27. Juli 1848 gab Redakteur Schabet im Seeblatt bekannt, daß gegen ihn ein Presseverfahren wegen einer »angeblichen Majestätsbeleidigung« eingeleitet worden sei und er auf diesen Tag zum erstenmal vor dem Oberamtsgericht in Tettngang zur Vernehmung vorgeladen sei. Die Untersuchung galt einem Artikel vom 6. Juli, der aus der »Bremer Zeitung« stammte und aus den Konstanzer »Seeblättern« übernommen war; er hatte über Verpackung und Versand des kostbaren Geschirrs im Stuttgarter Schloß berichtet und so kommentiert: »Das macht das schlechte Gewissen.« Klagen der Königin über ihre »traurige Lage« wurden mit der Lage von vielen tausend Familien verglichen, »die durch die »königliche« saubere Landesverwaltung in noch viel traurigere Lage gekommen sind«; während letztere vom Hunger bedroht seien, seien »die Leute, welche dem Dutzend Millionen nach ersparten »Unterthanenschweiß« im Ausland liegen haben«, noch nicht am schlimmsten dran<sup>39</sup>.

Schon zwei Tage später, am 29. Juli, mußte Schabet von einer zweiten Anklage Mitteilung machen. Ein Artikel »Sein oder Nichtsein?« vom 10. Juli hatte durch seinen »verbrecherischen Inhalt« das »allerhöchste Mißfallen« des Königs erregt. Dieser Artikel war aus dem Mannheimer »Deutschen Zuschauer« übernommen; er wies Behauptungen von der mangelnden Reife des Volks für die Republik zurück und legte an einigen Beispielen dar, daß die Reife durch die Tat bewiesen werde: »Da auf einmal nahm das Volk selbst das Wort und die Waffen – und es war reif.« Die Schlußfolgerung lautete: »Bleibt nun noch ein Zwei-

<sup>36</sup> HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049. Gegen die deutlich gewordenen Bestrebungen der örtlichen »Ober- und Unter-Beamten«, das Seeblatt »in materieller Beziehung, d. h. durch Entziehung von Inseraten, so zu rupfen, daß sein hoher Flug mit einem jämmerlichen Falle enden dürfte«, wandte sich Mitte Mai eine Zuschrift aus Langenargen, die Schabet erst auf wiederholtes Drängen nach vier Wochen druckte: Nr. 64 v. 17. 6. 1848, S. 432.

<sup>37</sup> Für das Pfarramt Gattkau ist der Wechsel des Abonnements anhand des Zeitungsbestands (jetzt im Kreisarchiv Friedrichshafen) bereits für Ende Juni 1848 zu belegen; die Gemeinde Ettenkirch (Zeitungsbande jetzt im Stadtarchiv Friedrichshafen) wechselte vor Januar 1850 (die früheren Zeitungsjahrgänge fehlen).

<sup>38</sup> Über die Presseverfahren gegen Schabet berichtet ausführlich M. MESSERSCHMID: Das Revolutionsjahr 1848 (wie Anm. 15), S. 41–45, 49–51, so daß die Vorgänge hier gekürzt wiedergegeben werden können. Außer den knappen Prozeßberichten im »Seeblatt« (im Tettninger »Volksblatt« sind sie nur knapp berührt, z. B. am 20. 10. 1848) waren zum Presseverfahren gegen Carl Ignaz Schabet keine Unterlagen zu ermitteln. Im Schriftgut des Kriminalsenats beim Gerichtshof des Donaukreises in Ulm (StA Ludwigsburg, E 350 und 350 a) sind die Prozeßakten Schabet nicht erhalten, auch nicht in den Archivalien des erst 1849 gebildeten Schwurgerichts des Donaukreises (ebd., E 351). In Betracht käme allenfalls noch die Überlieferung des Amtsgerichts Tettngang im StA Sigmaringen.

<sup>39</sup> Württ. Seeblatt, Nr. 72 v. 6. 7. 1848, S. 477; Nr. 81 v. 27. 7., S. 530.

fel über das, was wir mit unsern ›theuern‹ Landesvätern zu thun haben, um für eine Republik reif zu werden? Jeder Mann wird sich die Antwort geben können.«

In seiner ausführlichen Erklärung zum zweiten Verfahren machte Schabet noch einmal deutlich: »Ich bin Republikaner und meine Ansicht steht fest. Sie ist nicht die unzeitige Frucht einer jugendlichen Begeisterung, sondern sie ist hervorgegangen aus der besonnenen Prüfung des gereiften Mannes.«<sup>40</sup> Es konnte deshalb nicht verwundern, daß die Druckerei Schabet am 10. August Porzellan-Pfeifenköpfe mit den Porträts von HECKER und Struve zum Verkauf inserierte.

Am 18. Oktober 1848 fand vor dem Gerichtshof für den Donaukreis die öffentliche Verhandlung im Presseverfahren gegen Schabet statt. Etwa 60 Zuhörer waren erschienen, nicht jedoch der Angeklagte oder ein Verteidiger. Das Verfahren wegen Majestätsbeleidigung in Nr. 72 und Hochverrats in Nr. 74 des »Württembergischen Seeblatts« nahm jedoch seinen Gang; am Nachmittag wurde das Urteil verkündet: einjährige Festungsstrafe und Bezahlung sämtlicher Gerichtskosten. Das Gericht war unter dem Antrag des Staatsanwalts geblieben, der für beide Vergehen je ein Jahr Festungshaft beantragt hatte<sup>41</sup>.

Bis 1989 war nicht bekannt, ob Schabet die Haft antreten mußte oder ob sie ihm erlassen wurde. Aus dem erst 1989 vom Stadtarchiv Friedrichshafen erworbenen Jahrgang 1850 des Seeblatts ging dann hervor, daß er wie viele andere Opfer der Reaktion tatsächlich auf dem berüchtigten Hohenasperg inhaftiert war und erst im Juni 1850 nach Friedrichshafen zurückkehren konnte. Im Hauptbuch C (Strafgefangene) der »Civil-Festungs-Arrest- und Straf-Anstalt« Hohenasperg ist festgehalten, daß Carl Ignaz Schabet die im Urteil vom 18. Oktober 1848 ausgesprochene einjährige Festungshaft erst am 2. Oktober 1849 angetreten hat. Daraus läßt sich schließen, daß Schabet sich fast ein Jahr lang verborgen oder im Ausland (vielleicht im nahen badischen Grenzgebiet) aufgehalten hat, denn daß es sich trotz des Ulmer Urteils unbehelligt in Friedrichshafen bewegen konnte, erscheint nicht vorstellbar. Aus dem Hohenasperger Hauptbuch geht ferner hervor, daß Schabet »lt. Justiz-Ministerial-Erlaß vom 14. Juni [1850] vermög höchster Entschließung vom 13. den Rest der gegen ihn erkannten 1jährigen Festungsstrafe gnädigst nachgelaßen« wurde; er konnte den Hohenasperg deshalb am 16. Juni 1850 wieder als freier Mann verlassen<sup>42</sup>.

## Franz Ignaz Schabet als Verleger und Redakteur (1848–1850)

### *Konsequenzen aus den staatlichen Maßregelungen*

Aufgrund der anstehenden Gerichtsverfahren übernahm Buchdrucker Franz Ignaz Schabet am 12. August 1848 zunächst Druck und Verlag des »Württembergischen Seeblatts« von seinem Sohn. Vom 11. September an hatte der Vater auch die Redaktion in der Hand; der beim Kreisgericht anhängige Presseprozeß erlaubte offenbar keine weitere Tätigkeit oder Anwesenheit des Sohnes.

Die Kreisregierung in Ulm ging jedoch irrtümlich davon aus, beim angeklagten Redakteur

40 Württ. Seeblatt, Nr. 74 v. 10. 7. 1848, S. 487; Nr. 82 v. 29. 7., S. 535–536.

41 Württ. Seeblatt, Nr. 128 v. 24. 10. 1848, S. 734–735; M. MESSERSCHMID: Das Revolutionsjahr 1848, S. 49–51. Kurze Notiz im Oberschwäb. Volksblatt, Nr. 59 v. 20. 10. 1848, S. 290; P. HEIDTMANN: 75 Jahre Druck und Verlag LORENZ Senn – 130 Jahre Tettlinger Heimatzeitung (wie Anm. 3), S. [6]. – Eine amtliche Publikation des Urteils erfolgte wohl in: Straf-Erkenntnisse der Gerichtshöfe des Königreichs Württemberg vom Jahr 1848; dieser als Beilage zum Regierungsblatt ausgegebene Druck war bisher nicht erreichbar.

42 StA Ludwigsburg, E 356 c (Haftanstalt Hohenasperg), Bd. 3: Hauptbuch C (Strafgefangene) 1828–1853, S. 37–38; Patrick HENSSLER u. Albrecht KRAUSE: Häftlingsliste, in: Albrecht KRAUSE, Erich VIEHÖFER: Auf den Bergen ist Freiheit: Der Hohenasperg und das Gericht über die Revolution, Stuttgart 1998, S. 35–63, hier S. 53.

Schabet handle es sich um den Friedrichshafener Stadtpfleger Schabet. Sie entthob letzteren daher Ende August oder Anfang September seiner öffentlichen Ämter. Als sich die Verwechslung von Vater und Sohn herausgestellt hatte, nahm die Ulmer Behörde am 7. September diese Amtsenthebung zurück. Schabet konnte nach einer Unterbrechung von wenigen Tagen die Geschäfte als Stadtpfleger von neuem übernehmen, verzichtete aber auf die Ausübung der bisher ebenfalls wahrgenommenen Funktionen als Stiftungs- und Schulfondspfleger; auch die Verwaltung der Dienstbotenkasse legte er bei dieser Gelegenheit nieder<sup>43</sup>.

Die staatliche und behördliche Reglementierung traf zwar den jungen Redakteur Schabet als presserechtlich Verantwortlichen, nicht aber den wirtschaftlichen Erfolg des Blattes, das offenbar laufend neue demokratisch gesinnte Abonnenten gewann. So konnte Vater Schabet das seit März 1848 auf drei wöchentliche Ausgaben vermehrte Blatt vom 29. August an sogar viermal die Woche (Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag) drucken, allerdings unter Wegfall der bisher in jeder Ausgabe enthaltenen Beilage. Die Abonnenten erhielten nun wöchentlich 16 redaktionelle anstelle der bisherigen je 12 redaktionellen und unterhaltenden Seiten geliefert; die aktuelle Informationsdichte des Blattes nahm zu<sup>44</sup>.

Das Presseverfahren hatte dem Oberamtmann Gelegenheit gegeben, im Seeblatt ab Mitte Juli und somit lange vor Ablauf der 6monatigen Probezeit für die Amtsblatt-Entscheidung keine Erlasse an die Schultheißenämter mehr zu veröffentlichen. Auf Beschwerden einiger Gemeinden legte Franz Ignaz Schabet den Sachverhalt am 12. September dar und erklärte, daß er die Rechtmäßigkeit dieses Verfahrens vor einer Verurteilung seines Sohnes, mit der er nach dem Antrag des Staatsanwalts nicht rechne, anzweifle und sie später »gehörigen Orts« zur Sprache bringen werde<sup>45</sup>.

Schon am 28. August hatte die Zeitung auf der Titelseite zum letztenmal den Hinweis enthalten, daß sie als »Amtsblatt in dem Oberamts-Bezirk Tettngang« fungiere; diese für die Verbreitung zumindest bei den Behörden wesentliche Aufgabe übernahm bis auf weiteres die Tettninger Konkurrenz allein, die nun ihrerseits am 29. September 1848 einen entsprechenden Untertitel »Amtsblatt für Tettngang und die Umgegend« einführte.

Doch auch die Tettninger Zeitung konnte sich dem Geist der Zeit nicht verschließen. Oberamtspfleger Faßnacht trat aus der Redaktion aus, was einige Leser in einer Anzeige vom 13. Oktober nicht bedauerten, da seine politischen Gesinnungen »doch nicht mit denen des größten Theils der hiesigen Bürgerschaft übereinstimmen«. Die redaktionelle Verantwortung übernahm ab 11. Oktober 1848 Gustav Pfanner, unter welchem auch in Tettngang rasch kritische Töne gegenüber den alten Autoritäten laut wurden. Bereits am Tag der Redaktionsübernahme brachte er auf der Titelseite den Hinweis, daß er der Zeitung »jetzt eine entschiedenere, dem Bedürfniß und der Richtung der Zeit gemäßere Tendenz« geben werde<sup>46</sup>. Am 27. November 1848 versicherte Pfanner im Abonnentenaufwurf für das erste Quartal 1849, er werde politische Nachrichten »immer aus rein demokratischen (volkstümlichen) Blättern, welche die Wahrheit nicht scheuen, liefern« und »den reaktionären Gelüsten zur Wiedererlangung der absoluten aristokratischen Herrschaft, so viel uns möglich ist, entgegen arbeiten«.

43 Württ. Seeblatt, Nr. 104 v. 12. 9. 1848. Der provisorisch eingesetzte Stadtpfleger Alois Bernhard hatte seine Dienstzeiten mit Anzeige vom 6. 9. bekanntgemacht: ebd., Nr. 101 v. 7. 9. 1848.

44 Die Vermehrung der Wochenausgaben hatte Carl Ignaz Schabet bereits in seiner Erklärung vom 29. 7. 1848 zum zweiten Presseverfahren angekündigt: »Eine nicht ferne Zukunft wird mich in die erfreuliche Lage setzen, dieses Blatt noch öfter in der Woche erscheinen zu lassen, um desto mehr für die Sache des Volkes und der Wahrheit wirken zu können.« Württ. Seeblatt 1848, S. 536.

45 Württ. Seeblatt, Nr. 104 v. 12. 9. 1848, S. 636; M. MESSERSCHMID: Das Revolutionsjahr 1848 (wie Anm. 15), S. 45.

46 P. HEIDTMANN: 75 Jahre Druck und Verlag Lorenz Senn – 130 Jahre Tettninger Heimatzeitung (wie Anm. 3), S. [8]. Pfanner blieb Inhaber des Blattes bis Ende 1888.

*Unbeirrt auf dem bisherigen Kurs*

Im Abonnementsaufruf des Württembergischen Seeblatts für 1849, der am 19. Dezember 1848 erschien, betonte die Redaktion, das Blatt werde seine bisher eingehaltene Richtung »unentwegt verfolgen und als Kämpfer für die Freiheit und das Wohl des Volkes sein Möglichstes beitragen, um die bisherigen Errungenschaften zu sichern und das uns noch Vorenthaltene zu erringen«. Als Beweis für die »gerechte Anerkennung« seines unerschrockenen Auftretens wurde die »täglich sich mehrende Abonnentenzahl« gewertet. Besondere Aufmerksamkeit sollte fortan auch der Auswanderungssache gelten, die sich zu einer großen sozialen Frage entwickelt hatte. Die Familie Schabet hatte zudem einen bedeutenden Etappensieg errungen: Ab Januar 1849 konnten die amtlichen Erlasse wieder im Blatt erscheinen; nach dem Kurswechsel des Tettninger Blattes hatten die Behörden keinen triftigen Grund mehr, das Friedrichshafener Blatt zu benachteiligen.

Leider ist der Jahrgang 1849 des Württembergischen Seeblatts nicht erhalten. Trotz der Rückschläge der demokratischen Bewegung (unterbliebene Anerkennung der in Frankfurt verabschiedeten Reichsverfassung in den großen Ländern und Ablehnung der vom Volk angebotenen Kaiserkrone durch den preußischen König im April, Auflösung des Frankfurter Parlaments und Zerschlagung des nach Stuttgart verlegten Rumpfparlaments im Juni) änderte das Blatt seine Richtung nicht grundsätzlich. Am 26. Juli druckte es einen Bericht des Landtagsabgeordneten Hutten aus Langenargen vom 8. Juli über die zurückliegende 10monatige Parlamentsarbeit in Stuttgart ab, der die schleppende Umsetzung der bisherigen Landtagsforderungen beklagte und das von Hutten aus verschiedenen Gründen der Regierung persönlich ausgesprochene Mißtrauen begründete. Die veränderte politische Stimmung veranlaßte den Oberamtmann jedoch, die Nummer mit der zurückhaltenden Erklärung sofort der Regierung vorzulegen<sup>47</sup>.

Im Herbst 1849 bekam das Seeblatt den reaktionären Umschwung in Baden zu spüren. Nach blutiger Unterdrückung der republikanischen Bewegung (Juni/Juli 1849) durch Kontingente mehrerer Bundesstaaten hatte das preußische Militär die Macht im Lande übernommen. Es verhängte das Standrecht und begann mit der Aburteilung der führenden Revolutionäre. In dieser veränderten Situation wurde das Seeblatt, wie das Bezirksamt Meersburg am 7. September 1849 dem Oberamt Tettning berichtete, durch Beschluß des großherzoglichen Landeskommissärs des Seekreises im ganzen badischen Seekreis (d. h. im südöstlichen Regierungsbezirk des Landes) »für die Dauer des Kriegszustandes« verboten. Als das Oberamt Tettning diese Mitteilung am 9. September ans Stuttgarter Innenministerium weitergab, teilte es gleichzeitig mit, daß der Redakteur Stadtpfleger Schabet »in Folge eines gegen ihn anhängigen PreßProcesses« in neuester Zeit vom Kriminalsenat beim Gerichtshof in Ulm »nach Art. 453 der Strafproceß-Ordnung von seinen öffentlichen Ämtern suspendirt« worden sei. Ferner befinde sich »einer seiner Gehilfen – ein Ausländer« wegen desselben Vergehens »in oberamtsgerichtlicher Haft« in Tettning<sup>48</sup>. Über Grund und Verlauf des erwähnten Gerichtsverfahrens gegen Franz Ignaz Schabet ist nichts Näheres bekannt<sup>49</sup>; diesmal verlor er das Amt des Stadtpflegers jedoch endgültig.

47 Das Oberamt Tettning übersandte noch am selben Tag ein Exemplar der Nr. 116 vom 26. 7. 1849 ans Innenministerium in Stuttgart, ohne daß dieses weitere Schritte unternahm: HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049.

48 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049. Der verhaftete ausländische Redakteur dürfte mit dem im Mai 1848 erwähnten Hessen identisch sein. – Der Kriegszustand wurde in Baden bis August 1852 aufrechterhalten; das Verbot war somit drei Jahre lang in Kraft.

49 Akten zum Verfahren gegen Franz Ignaz Schabet sind weder in den Unterlagen des Kriminalsenats beim Gerichtshof des Donaukreises in Ulm (StA Ludwigsburg, E 350 und 350 a) noch im Schriftgut des im Herbst 1849 eingerichteten, fortan für Presseverfahren zuständigen Ulmer Schwurgerichts

Zur selben Zeit hat das Seeblatt vermutlich auch die Zulassung als Tettninger Amtsblatt zum zweitenmal verloren. Die restriktive Auslegung der Pressegesetze bekam Anfang 1850 auch das Oberschwäbische Volksblatt zu spüren. Oberamtmann Grüzmann drohte, als dem Staatsministerium in einer Anzeige der Volksvereine von Tettning und Friedrichshafen am 30. Januar »Willkürherrschaft« vorgeworfen wurde, der Tettninger Redaktion an, daß bei einer neuen Feindseligkeit gegen die Regierung »ihr Blatt nicht mehr als Amtsblatt würde benützt werden«; auf den gleichzeitigen Bericht ans Innenministerium sah dieses jedoch keinen Anlaß zum Einschreiten gegen die Tettninger Zeitung<sup>50</sup>.

In der Redaktion des Seeblattes gab es 1849 und 1850 einige Veränderungen. Hatte Franz Ignaz Schabet im Juli 1849 und offenbar auch Anfang September 1849 die Redaktion inne<sup>51</sup>, trat er später – wohl als Folge des erwähnten Gerichtsverfahrens – für einige Monate (mindestens von Januar bis April 1850) in den Hintergrund; das Impressum lautete nun: »Redigirt unter Verantwortlichkeit von F. I. Schabet«<sup>52</sup>. Diese Formulierung deutet an, daß die eigentliche Redaktionsarbeit von einer anderen Person wahrgenommen wurde. Erst vom 25. April an hatte Vater Schabet die Redaktion wieder selbst in der Hand, bis er sie im Juni 1850 an den vom Hohenasperg heimgekehrten Sohn übergeben konnte.

### Carl Ignaz Schabet zum zweitenmal beim Seeblatt (1850–1855)

#### *Rückkehr vom Hohenasperg*

Die Hoffnung auf bleibende Früchte der demokratischen Bewegung war 1850 noch nicht geschwunden. Das »Württembergische Seeblatt« besaß offenbar einen treuen und wohl nicht geringen Stamm demokratisch gesinnter Abonnenten. So wundert es auch nicht, daß im Jahrgang 1850 mehrfach Gedichte und Liedtexte abgedruckt wurden, die Carl Ignaz Schabet auf dem Hohenasperg geschrieben hatte. Am 11., 20. und 25. April erschienen drei Folgen »Frühlingsblüthen vom Hohenasperg«; es handelte sich um Lieder mit den Titeln »I. An meine Freunde«, »II. Resignation«, »III. Des Unglücks Weihe«. Wenige Wochen später kam jedoch die erhoffte Erlösung. Schabet wurde von König Wilhelm begnadigt und konnte am 16. Juni vom Hohenasperg nach Friedrichshafen zurückkehren.

#### *Schwungvoller Neubeginn und neue Enttäuschungen*

Am 22. Juni 1850 übernahm Carl Ignaz Schabet, soeben aus der Haft entlassen, wieder Druck, Verlag und Redaktion des Seeblattes. In einem umfangreichen Leitartikel »Entschiedenheit und Mäßigung« legte er noch am selben Tag die künftige Haltung seines Blattes dar. Nachdem die Zeitung seit August 1848 viermal wöchentlich (Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag) erschienen war, plante der 26jährige Heimkehrer in neuem Schwung einen baldigen Übergang zur täglichen Ausgabe; das war – nicht zuletzt aufgrund des umständlichen Druckverfahrens – zu dieser Zeit nur bei großen Zeitungen üblich! Am 1. Juli 1850 verkürzte Schabet den bisherigen Titel »Württembergisches Seeblatt« auf »Das Seeblatt« und führte gleichzeitig den Untertitel »Tägliches Anzeige-Blatt für Stadt und Land«

(ebd., E 351) erhalten. In Hohenasperger Verzeichnissen (Untersuchungshäftlinge 1849–1851, Arrestanten und Strafgefangene) ist der Vater Schabet ebenfalls nicht nachzuweisen.

50 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049.

51 Vgl. im HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049, die einzig erhaltene Nr. 116 vom 26. 7. 1849 und das Schreiben des bad. Bezirksamts Meersburg vom 7. 9. 1849.

52 Nur in der Ausgabe Nr. 59 v. 15. 4. 1850 heißt es abweichend: »Redakteur F. I. Schabet«.

# Württembergisches Seeblatt.

Donnerstag,

N<sup>o</sup> 57.

11. April 1850.

Das „Württembergische Seeblatt“ erscheint wöchentlich viermal, am Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag, und kostet halbjährlich 1 R., mit Postaufschlag durch's ganze Land 1 fl. 12 fr. — Einrückungsgebühr für die dreispaltige Zeile oder deren Raum bei der ersten Einrückung 2 fr., bei jeder weiteren Einrückung 1 fr.

## Frühlingsblüthen vom Hohenasperg.

Lieder von Carl Ignaz Schabet.

I.

An meine Freunde.

In des Kerkers düstern Mauern  
Siß' ich hier, von Gram verzehrt,  
Gleich mir würde Jeder trauern,  
Wenn die Freiheit er entbehrt.

Ja ja doch der Lenz erschlenen,  
Alles sähst ich neu verjüngt;  
Wie dieß Spreien, wie dieß Grünen,  
Wonnig durch die Seele dringt!

Schöner wird' mit jedem Tage  
Nun die freie Gotteswelt; ei, nicht noch  
Sinnend steh' ich still und frage:  
Ja nur Leid mir zugehät?

Ist des Herzens Loos zu dorben?  
Und allein mir Gram bescheert? — —  
Wenn auch alle Freunde darben,  
Weißt die Freundschaft mir doch werth.

Ja, es blinken frohe Sterne,  
Knaß in Dunkel mir gestellt,  
Aus vergang'ner Zeiten Feine,  
Von Erin' rung neu erhellt.

Wenn der gold'ne Sonnenstrahl  
Freundlich durch die Gitter blinket,  
Wenn er spielt im Miesenshal,  
Und auch dem Gefangnen winket:

Denk' ich oft in stillem Schmerz  
An entschwindne schöne Tage,  
Wo noch kummerfrei mein Herz  
Wußte keine ein'ge Klage.

Solchem Sinnen hingeden,  
Denk' ich, Freunde! auch an Euch,  
Und der Zukunft Bilder schweben  
Wund durch der Gedanken Reich.

Schau' ich auf zum blauen Raume,  
Zu dem Himmel hoch empor,  
Wünsch' ich oft in meinem Traume,  
Wenn mein Blick sich fern verlor:

Könnte mit den Vögeln dort  
Wärmer Genuß zu Euch gelangen,  
An der lieben Heimath Ort,  
Von dem Freunde, der gefangen! —

Kennt' ich jenen Vogel senden,  
Der dort hin nach Süden fliegt!  
Wüßte er zu Euch sich wenden,  
Flühernd, leise angeflügel:

Die Ihr wehnt am Seegestrande,  
Wo das Glück Euch kränzt sich,  
Hört, was aus dem Unterlande  
Eine Stimme zu Euch spricht:

Freunde! strebet fort nach Freiheit,  
Sie nur ist das höchste Ziel,  
Und der Kampf für Recht und Wahrheit  
Weld' Euch heiligstes Geheiß! —

Lebet wohl! Laßt nie erkalten  
Eure guten Sympathien;  
Weißt in Wort und That die Asten,  
Mögen auch die Monde sich'n

Unsere Liebe ist unsterblich,  
Freudig lohnt das Wiederseh'n,  
Bis dahin nur Gott vertrau' ich,  
Der mich schützt auf dunkeln Höh'n.

Kommt die Stunde der Befreiung,  
Dann reißt, Freunde! mir die Hand,  
Daß wir Alle ohn' Entzweiung  
Weiter bau'n am Vaterland!

Wiederseh'n in bessern Jellen  
Weißt für jetzt mein Trost allein,  
Wann des Aspergs Gitterreihen  
Werden ein' krenndigt sein.

Lebet wohl! In diesen Jahren  
Lebt Ihr froh und ohne Gram,  
Glücklich, daß Ihr nicht erfahren,  
Wie hart die Verfolgung sam.

Möge nie der Tag erscheinen,  
Wo, dem Heimathkreis entzissen,  
Ihr die Trennung müßt beweinen,  
Und dabei Euch schuldtes wissen.

Lebet wohl! O nie betriebe  
Euch ein wüdriges Geschick!  
In der Heimath's Sehnsuchtsriebe  
Denk' ich oft an Euch zurück.

So nehmt nun aus weiter Ferne  
Diese „Fr ü h l i n g s b l ü t h e n“ hin,  
Lernt daraus, wie oft und gerne  
Ich im Gessie bei Euch bin.

Nehmt dies kleine Angedenken,  
Das so traulich zu Euch spricht,  
Gerne würd' ich And' res schenken,  
Doch ich habe Best' res nicht.

Was der Jünglings' Seele schwellt, —  
Jugend, Frühling, Vaterland!  
Was des Lebens Nacht erhellet, —  
Freundschaft, Hoffnung, Hand in Hand!

Gewissenstreu' und Göttertrauen,  
Alle Genien des Lebens  
Nusen mir, ich werd' ein' schauen  
Gehgenuß des Wiederseh'n's.

Soll nun nicht die Freund' entbrennen?  
Wiedersehen, welche Lust!  
Keine Grenzen kann sie kennen,  
Und zu voll ergüßt die Brust.

Wiedersehene schöne Feier,  
Du entkannst des Herzens Drang.  
Rausche freudig, goldne Feier,  
Schall' empor, mein Frühlingsfang!

**Frühlingsblüthen vom Hohenasperg.**

Lieder von Carl Ignaz Schabet.

## II.

**Resignation.**

Halber Frühling! steigst sanft hernieder  
Auf die schwerbedrängte deutsche Flur;  
Deine Sehnsucht wechelt du mächtig wieder,  
Wehrest meinen Seelentummer nur.

Nach des See's entzückenden Geländen  
Zieht es mich so übermächtig hin,  
Aus den düstern Mauern weg sich wenden  
Zu den Blumenrausern Herz und Sinn.

Wo die klaren Wellen traulich rauschen,  
Wo die Alpenwelt herüber lacht,  
Möchte bieb'rer Fremde Wort ich lauschen,  
Schauen dort am See des Frühlings Pracht.

Spreichet denn, ihr Blumen! duftet, Blüthen!  
Säuße lüfte, o du lauer West!  
Meines Herzens bittere Qual zu süßen,  
Das vom steten Hoffen nimmer läßt.

Reißt der Sommer einst die goldenen Wehren,  
Und die saftige Frucht am Blütenbaum,  
Zeit vielleicht auch dann ins kühle Leben  
Meines wunden Herzens Frühlingstraum.

O Natur, mit deinem süßen Frieden!  
Wann dereinst kein Tag mir mehr erwacht:  
O dann gib' auch mir, dem Lebensmüden,  
Gute Mutter! eine sanfte Nacht.

**Frühlingsblüthen vom Hohenasperg.**

Lieder von Carl Ignaz Schabet.

## III.

**Des Unglücks Weihe.**

Woh Blumen nicht und nicht von Liebe singen  
Läßt sich im falschem, edlen Kerkerraum;  
Soll blumig es, soll Liebesart es klingen,  
Bedarf es rasigen Jugendfrühlingstraum,  
Woh sich das Auge hoch entzünden dürfen  
An Berg und Thal, an Wald und Feld und Flur,  
Den würzigen Wein in vollen Jagen schürfen,  
Den Göttertrank der Zauberin Natur.

Doch, soll der Dichtermund nur Blumen sprache,  
Soll von der Liebe Rosenbüste nur,  
Von ird'schen Dingen und von andrer Sache,  
Was hier erlauscht, was dorten er erfährt,  
Und soll er denn von Allem dem bloß sprechen?  
Ist es wohl höher Licht, nicht irdern Strauß,  
Nicht Blüthen, unverwelklich, zu brechen,  
Zum ewigen Schmuß dem hohen Götterhaus? —

Es muß der Dichter, trotz Gefängnisbanden,  
Hinaus auf endlos ungemess'ne Bahnen,  
Die nach des Besten zauberischen Leiden  
Sich breitet vor dem wohnetrunken Mann.  
Er führt hin mit namenlosem Sehnen  
In's All hinein, frei schwebt sein inn'rer Blick;  
Es reißt ihn fort in himmlisch-süßen Wädhnen  
Dahin im Traum vom höchsten Menschenglück.

Es muß von Freiheit der Gefang'ne singen,  
Indes um ihn nur Schloß und Miegel stiert;  
Es muß sein Lied von Menschenliebe klingen,  
Indessen er des Glucks Deute wirbt.  
Er träumt und singet, bis der Ton verklungen,  
Das Echo malt und matter kehrt zurück,  
Die letzte Saite ihm im Herz gesprungen,  
Anklägerin des Märtyrergeschick.

Abb. 3 und 4 Teil II und III der Hohenasperg-Lieder Schabets, abgedruckt im Württ. Seeblatt am 20. 4. bzw. 25. 4. 1850. Stadtarchiv Friedrichshafen.

ein. Der Zeitungskopf erhielt darüber hinaus ab 1. Juli den Hinweis: »Das Seeblatt ist die in der Seegegend am meisten gelesene und verbreitete Zeitung.« Als Schabet, nachdem er seine in der Haft erworbene Verfassungstreue offenbar lange genug unter Beweis gestellt hatte, wieder zum Abdruck amtlicher Bekanntmachungen zugelassen wurde, ersetzte er den Hinweis im Zeitungskopf ab 12. November 1850 durch die Formulierung: »Das Seeblatt ist das Amtsblatt im Königlich Württembergischen Oberamtsbezirk Tettmang.«

Weil das Blatt (wohl aus organisatorischen oder finanziellen Gründen) »vorläufig«, wie es vom Juli bis November im Impressum hieß, nur im bisherigen Turnus (viermal die Woche) erscheinen konnte und der Übergang zur täglichen Ausgabe nicht gelang, deutete Schabet ab 10. September 1850 mit dem veränderten Untertitel »Anzeige-Blatt für Stadt und Land« eine mögliche Aufgabe des erhobenen Anspruchs einer Tageszeitung an<sup>53</sup>. Im nicht erhaltenen Jahrgang 1851 oder spätestens mit Beginn des Jahrgangs 1852 wurden der 1850 eingeführte Haupt- und Untertitel dann im neuen Namen »Das Seeblatt für Stadt und Land« zusammengefaßt, den auch die nachfolgenden Verleger bis zum 19. Dezember 1864 beibehielten. 1851 oder mit Jahresbeginn 1852 mußte Schabet, wohl infolge nachlassender

53 Im Impressum hieß es noch bis Nr. 177 v. 11. 11. 1850: »erscheint vorläufig wöchentlich viermal«.

Abonnentenzahl, auch den Erscheinungsturnus ändern. Von den bisherigen vier Wochen Ausgaben (Montag, Dienstag, Donnerstag und Samstag) fiel die Dienstags-Ausgabe fortan weg; es sollte fast 40 Jahre dauern, bis wieder eine vierte Wochen Ausgabe erscheinen konnte<sup>54</sup>.

Im Zuge der fortschreitenden Restauration verfügte König Wilhelm von Württemberg am 1. Februar 1852 die Auflösung der demokratischen und Volksvereine, deren »Fortdauer als staatsgefährlich« angesehen und unter Strafe gestellt wurde. Dieses Verbot traf auch die 1843 gegründete Bürgergesellschaft in Friedrichshafen, die 1848/49 als Volksverein tätig gewesen war, obwohl sie sich inzwischen auf unpolitische Geselligkeit zurückgezogen hatte. In einer letzten, nun beaufsichtigten Versammlung vom 21. Februar hatten ihre Mitglieder nur noch über die Verwendung des Vereinsvermögens zu beschließen<sup>55</sup>.

Obwohl das Seeblatt sich nun von der demokratischen Bewegung der Jahre 1848/49 wiederholt distanzierte, zu »Gesetzlichkeit und Religiosität – dieser einzig wahren Grundlage, Richtschnur und Fortbildungsschule einer richtig verstandenen Freiheit« – bekannte<sup>56</sup> und in den Landgemeinden wieder neue Leser gewann<sup>57</sup>, galt ihm der nächste Schlag der Reaktion. Am 16. Februar 1852 beschloß die Amtsversammlung des Oberamts, mit Wirkung vom 1. Juli nur noch das Tettninger »Volksblatt« als Organ für amtliche Bekanntmachungen im Oberamtsbezirk zuzulassen<sup>58</sup>. Schabet reagierte auf diese Hiobsbotschaft am 21. Februar mit einem namentlich gekennzeichneten Gedicht »Verzage nicht!« auf der Titelseite; es beklagte das schuldlose Opfer von Bosheit und »irrem Urtheil«. Am 26. und 28. Februar konnte er mehrere aufmunternde Zuschriften abdrucken, die mit der Tettninger Entscheidung keineswegs einverstanden waren und dem Seeblatt das ältere Anrecht, das bessere Profil und die größere Leserschaft bescheinigten; man sei keineswegs bereit, sich in der Lektüre der beiden Zeitungen »beschränken und kommandiren« sowie »das obskure Tettninger Blatt nur so nolens volens aufhalsen« zu lassen. Einer Zuschrift aus dem Teuringer Tal zufolge hieß es überall: »Dem Schabet geschieht Unrecht.«<sup>59</sup> Weitere Leserzuschriften vom März und Juni 1852 warfen dem Volksblatt vor, seit Jahren Seeblatt-Artikel ohne Quellenangabe nachzudrucken<sup>60</sup>.

54 Bis 1864 blieb der Erscheinungsturnus (Montag, Donnerstag, Samstag) unverändert. Vom 14. 5. 1864 bis 16. 6. 1866 erschien die Zeitung am Montag, Mittwoch und Samstag, vom 19. 6. 1866 bis 13. 9. 1890 am Dienstag, Donnerstag und Samstag. Vom 14. 9. 1890 bis 31. 12. 1908 kam als 4. eine Sonntags-Ausgabe hinzu; erst ab Januar 1909 erschien das Blatt täglich außer sonn- und feiertags. Der Umfang von 4 Seiten pro Nummer blieb bis ins frühe 20. Jahrhundert unverändert.

55 Seeblatt 1852, S. 64, 78, 82, 86, 96. Die Neugründung einer unpolitischen Nachfolgeorganisation wurde ab Februar 1852 vorbereitet.

56 Vgl. Seeblatt, Nr. 2 v. 3. 1. 1852, S. 8. Weitere Zeugnisse zum neuen Verhältnis zur demokratischen Vergangenheit S. 23, 28, 36, 39, 40, 43, 45, 47–48, 52, 60. Die Distanzierung galt insbesondere den »Radikalen«, »Rothen« und »Umstürzern«, also der extremen Linken, und den »Schwätzern« der Jahre 1848/49. Am 24. 1. 1852 wurde aus Friedrichshafen berichtet: »Auch hier bestehen keine politischen Parteien mehr und die Jahre 1848 und 1849 sind so ziemlich vergessen, woher es auch kommt, daß sich der Geselligkeitssinn dahier wieder mehr gehoben hat und die oberschwäbische Gemüthlichkeit wieder eingekehrt ist.«

57 Vgl. Hinweise auf die erfreuliche Zunahme der Abonnements im Seeblatt 1852, S. 8 u. 18.

58 Vgl. Tagesordnung zur Sitzung vom 16. 2.: Seeblatt, Nr. 16 v. 5. 2. 1852, S. 64; Volksblatt (Tettning), Nr. 76 v. 2. 7. 1852; dazu evtl. weitere Berichte im Febr. 1852 im Volksblatt.

59 Seeblatt 1852, S. 91, 100, 103. Pfarrer FUCHS (Jettenhausen) schrieb u. a.: »Können nicht beide neben einander gedeihen, so hätte man den Nachschöbling im Keime schon tödten sollen, lieber als das vorgehene.« Nr. 27 v. 1. 3., S. 107, enthielt auf der Titelseite die Kopfzeile: »Uebrigens glauben wir: Es sei gegen das Seeblatt billiger zu verfahren. – Fiat restituito in integrum!«

60 Nr. 29, 32 u. 75 v. 6. 3., 13. 3. u. 24. 6., S. 115, 127, S. 302; es wurde angedeutet, daß eigenständige Tettninger Beiträge nur von den Mitarbeitern Faßnacht und Butscher geliefert würden. Redakteur Pfanner nahm zu den Verunglimpfungen nur einmal, in einer »Erklärung an die Redaktion des Seeblattes«, kurz Stellung: Volksblatt, Nr. 76 v. 2. 7. 1852, S. 306.

Trotz solcher verspäteten Schützenhilfe hatte Schabet durch die Entscheidung vom Februar 1852 aber den seit 1848 mit dem Volksblatt zäh und mit wechselndem Erfolg geführten Kampf um die amtlichen Nachrichten und damit auch um die Amts-Abonnenten zum drittenmal und nun auf lange Zeit (bis 1924!) verloren. Schon am 22. März verschwand aus dem Zeitungskopf der bisherige Hinweis auf die Funktion als »Amtsblatt im Königlich Württembergischen Oberamtsbezirk Tettngang«<sup>61</sup>. Eine am 22. März abgedruckte neue Formulierung konnte über den drohenden Einbruch nicht hinwegtäuschen, auch wenn sie noch optimistisch verbreitete: »Das Seeblatt ist als Anzeigebblatt am meisten verbreitet und gelesen im Oberamtsbezirk Tettngang«. Sie wurde schon in der folgenden Nummer, vielleicht auf Intervention aus Tettngang, unterdrückt.

Nun kündigten auch Abnehmer in der nächsten Umgebung das bisherige Seeblatt-Abonnement auf, um ab Juli 1852 das Tettnganger »Volksblatt« zu beziehen<sup>62</sup>. Letzteres ließ den alten Titel acht Jahre später fallen und nannte sich vom Dezember 1860 bis April 1933 als privatwirtschaftlich geführte Tageszeitung nur noch »Amtsblatt für den Oberamtsbezirk Tettngang«<sup>63</sup>.

Ein knappes Jahr später wurde der 29jährige Redakteur von einem weiteren Schicksalsschlag getroffen. Seine junge Frau Waldpurga geb. Kudermann, eine Bauerntochter aus Bermatingen, die er im Februar 1851 geheiratet hatte, verstarb – erst 24 Jahre alt – am 13. Januar 1853 an Magenfieber<sup>64</sup>. Kinder aus dieser Ehe lassen sich, nachdem beim Luftangriff vom 28. April 1944 das Familien- und das Taufregister der kath. Pfarrei St. Nikolaus sowie die Inventuren und Teilungen (Heirats- und Nachlaßakten) des Stadtarchivs verbrannt sind, nicht nachweisen. Da eine zweite Eheschließung des jungen Witwers in Friedrichshafen aber nicht stattgefunden hat, wird man annehmen dürfen, daß der 1883 beim Tod Schabets erwähnte Sohn Fridolin aus der Ehe mit Waldpurga Kudermann hervorgegangen ist.

Im Spätjahr 1853 geriet Schabet mit einem Artikel, den er aus einem anderen Blatt übernommen hatte, wieder in die Mühlen der staatlichen Pressezensur. Der am 24. November erschienene Artikel nahm aus katholischer Sicht Stellung zum aktuellen badischen Kirchenkampf; unter dem Titel »Ist dieß der Lohn für unsere Treue?« schilderte er, wie der Erzbischof und die Priester vom Staat »auf skandalmäßige Weise durch die brutale Gewalt zum Meineid gezwungen werden wollen«. Das Oberamt Tettngang veranlaßte eine polizeiliche Beschlagnahme der fraglichen Nummer 137; diese Entscheidung wurde am 1. Dezember 1853 vom Kriminalsenat des Gerichtshofs für den Donaukreis in Ulm bestätigt und anschließend im Staatsanzeiger veröffentlicht<sup>65</sup>.

61 Die bisherige, zuletzt am 8. 3. enthaltene Formulierung war bereits in den Nrn. 31–32 vom 11. und 13. 3. unterdrückt, in den Nrn. 33–35 vom 15.–20. 3. 1852 aber noch einmal erschienen. – Erst im Januar 1909 erhielt das Seeblatt wieder einen Untertitel als »Tage- und Anzeigebblatt der Stadt Friedrichshafen«; ab Juli 1912 firmierte es zusätzlich als »Amtliches Organ für sämtliche Behörden der Stadt Friedrichshafen und der benachbarten Gemeinden«. Es dauerte noch bis Juli 1924, bis die Zeitung wieder als »Amtliches Organ für die städt. Behörden und das Oberamt Tettngang« erscheinen durfte!

62 So die Gemeinde Ailingen; vgl. das jetzt im Stadtarchiv Friedrichshafen befindliche Zeitungsexemplar aus dem Gemeindearchiv Ailingen, wo das Seeblatt-Abonnement ab Juli 1852 vom Volksblatt fortgesetzt wird.

63 Die weitere Entwicklung der Tettnganger Zeitung ist ausführlich dargestellt bei P. HEIDTMANN: 75 Jahre Druck und Verlag Lorenz Senn – 130 Jahre Tettnganger Heimatzeitung (wie Anm. 3). Der Verzicht auf den »Amtsblatt«-Titel ab Mai 1933 war von den Nationalsozialisten erzwungen, die dem bisherigen Zentrumsblatt die Funktion als Amtsblatt im Oberamtsbezirk entzogen.

64 StA Ludwigsburg, F 901, Bd. 494: kath. Eheregister Friedrichshafen 1831–1875, Jg. 1851/3, und Bd. 495: Kath. Totenregister 1831–1870, Nr. 1853/1. Waldpurga Kudermann war am 11. 1. 1829 in Bermatingen geboren. Ihre jüngere Schwester Franziska, \*Bermatingen 1. 10. 1831, lebte seit 1850 auf der Mühle in Löwental: ∞ I. 29. 10. 1850 Xaver Roth, Bürger und Müller ebd., \*Löwental 7. 1. 1826, † ebd. 3. 4. 1869; ∞ II. 31. 8. 1869 Gustav Franz von Briel, Bürger und Müller in Löwental, \*Baiefurt 14. 10. 1836.

65 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049, mit einem Exemplar der beanstandeten Nummer.

*Weggang aus Friedrichshafen (1855)*

Die Kette von Enttäuschungen, Mißerfolgen und Schicksalsschlägen, wohl verbunden mit Anfeindungen des früheren Revolutionsanhängers und Häftlings in der noch engen Friedrichshafener Gesellschaft, mag den früher forschen Draufgänger allmählich in die Resignation getrieben haben. 1855 veräußerte Schabet nicht nur Verlag und Druckerei des Seeblatts<sup>66</sup>, sondern auch sein gesamtes Anwesen an der Stichbahn zum Hafengebäude. Bereits im Mai 1856 ließ ein sonst nicht näher bekannter Louis Gans als neuer Besitzer des Anwesens eine kleine Grenzänderung zum westlich angrenzenden Garten, den Schabet an den Radwirt Baptist Merk verkauft hatte, protokollieren<sup>67</sup>. Später wurde das samt Nebengebäude bis 1944 unverändert erhaltene Haus Wilhelmstraße 37 als Friedrichshafener »Doktorhaus« bekannt, in dem nacheinander die Stadtärzte Dr. Faber und Dr. Miller wohnten und ihre Praxen unterhielten. Die letzten 30 Jahre vor der Zerstörung befand sich das Haus im Besitz der Reichsbahn, die hier Dienstwohnungen für Bahnbeamte vergab.

Die Spur Carl Ignaz Schabets verliert sich danach im Dunkeln. Er ist offenbar von Friedrichshafen weggezogen. Möglicherweise konnte er an einem neuen Ort, unbelastet vom Makel der durchlittenen Haft, erneut als Drucker und Verleger tätig werden. Ob er vielleicht in die Firma seines gleichaltrigen protestantischen Schwagers Karl Kronmüller, Bürger und Buchdrucker in Kornwestheim, eingestiegen ist, wäre noch zu untersuchen. Kronmüller hatte sich im Februar 1852 mit Schabets Schwester Maria Johanna verbunden<sup>68</sup>.

Denkbar erscheint auch, daß Carl Ignaz Schabet – wie viele verfolgte oder von der Trendwende enttäuschte 1848er – zeitweise nach Amerika ausgewandert ist. In den Auswandererakten des Oberamts Tettngang wird sein Name jedoch nicht genannt<sup>69</sup>.

Nachdem die älteste Schwester Rosalia Schabet bereits 1846 ledig verstorben und die Mutter des Redakteurs am 19. Oktober 1854 verschieden war, lebte nach 1855 nur noch der Vater Franz Ignaz Schabet als Buchbinder in Friedrichshafen, bis auch er am 18. März 1868 im Alter von 77 Jahren starb. Die Danksagung für die Anteilnahme am Todesfall, erschienen im Seeblatt am 24. März, war »im Namen der Hinterbliebenen« unterzeichnet von »Johanna Cronmüller, geb. Schabet«<sup>70</sup>. Auch dies spricht dafür, daß Carl Ignaz zu diesem Zeitpunkt abwesend war und nicht als Familiensprecher handeln konnte.

Am Lebensende ist Carl Ignaz Schabet offenbar nach Friedrichshafen zurückgekehrt. Am 28. November 1883 zeigte die Oberin des Spitals Friedrichshafen (Karlstraße 4), die Barmherzige Schwester Kiliana, beim Standesamt Friedrichshafen an, daß der in Friedrichshafen wohnhafte »Carl Ignaz Schabeth, Spitalit, ehemal. Buchdrucker« katholischer Konfession,

66 Durch die aufgekündigten Abonnements von Gemeinden, Pfarreien und anderen Behörden sind von Juli 1852 bis Ende 1860 keine zusammenhängenden Seeblatt-Ausgaben mehr erhalten. Aus Schabets Ägide sind nach Juli 1852 nur noch zwei Nummern vom 20. 6. 1853 und 24. 11. 1853 vorhanden. Der genaue Zeitpunkt des Verlegerwechsels läßt sich daher nicht anhand des Impressums ermitteln.

67 Staatl. Vermessungsamt Friedrichshafen, Meßurkundenband Friedrichshafen, Jg. 1855/56, S. 67.

68 StA Ludwigsburg, F 901, Bd. 494: kath. Eheregister Friedrichshafen 1831–1875, Jg. 1852/2: Karl Kronmüller, \*Kornwestheim 18. 5. 1824, ∞ 19. 2. 1852 Maria Johanna Schabet, \*Friedrichshafen 18. 8. 1821.

69 StA Sigmaringen, Wü 65/35 (Oberamt Tettngang), Bü 58–77: Auswanderungen 1835–1870; die Jahrgänge 1851–1862 wurden mit negativem Befund durchgesehen. – Noch nicht eingesehen wurde das umfangreiche, seit 1988 erscheinende Quellenwerk *Germans to America*, ed. by Ira M. GLAZIER [...], das in 36 Bänden alle in amerikanischen Häfen angekommenen Einwanderer der Jahre 1850–1880 nachweist. In Betracht käme insbes. der 1989 erschienene Bd. 9 (Dec. 1854 – Dec. 1855).

70 StA Ludwigsburg, F 901, Bd. 495: Kath. Totenregister Friedrichshafen 1831–1870, Nr. 1846/17, 1854/28, 1868/8. Seeblatt Nr. 33 vom 24. 3. 1868; in derselben Ausgabe erschien eine weitere Danksagung für die Teilnahme am Todesfall Schabet, unterzeichnet: »Der Anverwandte Anton Hager«. Dieser hatte 1863 mit Josepha Schabet (\* 1821) eine Nichte des Buchbinders geheiratet.

am frühen Morgen um 1 Uhr im Alter von »55« (richtig: 60) Jahren verstorben war. Am 4. Dezember 1883 erschien im Seeblatt die Danksagung, die »der trauernde Sohn Fridolin Schabet« allen Wohltätern seines verstorbenen Vaters »sowie für die ehrende Leichenbegleitung« aussprach<sup>71</sup>.

## Heinrich Zimmermann als Verleger und Redakteur (1855–1860)

### *Herkunft aus Südbaden*

Neuer Inhaber als Verleger, Drucker und Redakteur der Friedrichshafener Zeitung war seit Frühjahr 1855 der 24jährige *Georg Heinrich Zimmermann*. Als Bauernsohn am 18. September 1830 in Hüsingingen bei Lörrach geboren<sup>72</sup>, hatte Zimmermann die Buchdruckerlehre bei Carl Rudolf Gutsch in *Lörrach*, dem Verleger des »Oberländer Boten«, absolviert<sup>73</sup>. Ob er dort bis zum Wechsel nach Friedrichshafen gearbeitet hat, ist nicht bekannt.

### *Verleger in Friedrichshafen (1855–1860)*

Der Wechsel zum selbständigen Verleger und Drucker in *Friedrichshafen* ist wohl einige Wochen vor der Eheschließung zu datieren, bei der sich Zimmermann am 29. März 1855 in Hüsingingen mit der gleichaltrigen Bauerntochter Marie Elisabeth Sturm aus Hüsingingen verband<sup>74</sup>; die eigene wirtschaftliche Basis dürfte die damals erforderliche kommunale Heiratserlaubnis erwirkt haben.

Von der katholischen Familie Schabet war das Seeblatt nun in die Hand eines Protestanten aus dem Markgräflerland übergegangen. Ob sich dieser Wechsel an einen Angehörigen der konfessionellen Minderheit, der auch noch Nichtschwabe war, auf die Zahl und Zusammensetzung der Abonnenten ausgewirkt hat, läßt sich leider nicht mehr feststellen. Friedrichshafen galt seit 1812 zwar als »paritätische« Stadt, besaß aber nach der Volkszählung vom Dezember 1846 erst einen Anteil von knapp 18% Protestanten. Die Sommeraufenthalte des protestantischen Königshauses im Schloß Friedrichshafen, die günstigeren Verkehrsverbindungen seit dem Bahnanschluß und der zunehmende Fremdenverkehr führten jedoch in den folgenden 20 Jahren zu einem raschen Wachstum der ev. Bevölkerung in Friedrichshafen von 209 (1846) auf 848 Personen (1871) mit einem Anteil von zeitweise (1864) über 32% der Stadtbevölkerung.

Bei der Taufe seiner drei Töchter wird Heinrich Zimmermann im Taufbuch der ev. Kirchengemeinde Friedrichshafen im Januar 1856, August 1857 und März 1859 als Buchdruckereibesitzer bezeugt. 1856 war er noch Bürger seiner Heimatgemeinde Hüsingingen, vor August 1857 hat er jedoch das Bürgerrecht in Friedrichshafen erworben<sup>75</sup>.

71 Standesamt Friedrichshafen, Sterberegister Nr. 59/1883 (mit falschem Geburtsdatum 15. 10. 1828 statt 1823 und falschem Alter); Seeblatt, Nr. 141 vom 4. 12. 1883.

72 Ev. Pfarrarchiv Friedrichshafen, Familienregister Bd. II, S. 713.

73 Josef LORENZ: *Der Alb-Bote: Älteste Zeitung im Landkreis Waldshut*, in: *Heimat am Hoch-Rhein: Jahrbuch des Landkreises Waldshut* 11 (1986), S. 134–141, hier S. 137.

74 Ev. Pfarrarchiv Friedrichshafen, Familienregister Bd. II, S. 713. Die Frau war am 9. 7. 1830 in Hüsingingen geboren.

75 Ebd. und Taufregister I (1812–1864): Emma Elisabeth (\* 29. 12. 1855, get. 20. 1. 1856), Anna Maria (\* 20. 7. 1857, get. 6. 8. 1857), Mathilde Elise (\* 21. 2. 1859, get. 10. 3. 1859). Paten waren Lokomotivführer Karl Kaiser in Friedrichshafen (1856, 1859) und Mechaniker Julius Sturm aus Hüsingingen, derzeit in Ravensburg (1857) sowie weitere Verwandte aus Hüsingingen und Steinen.

Wo Zimmermann die Druckerei und Redaktion unterhielt, wird nicht überliefert. Es läßt sich nur vermuten, daß er die von Schabet aufgebaute Betriebseinrichtung kaufen und auch die bisherigen Betriebsräume im Hintergebäude des Hauses 189 »an der Ravensburger Straße« am Bahnübergang beim Gasthaus »zur Sonne« vom neuen Besitzer des Anwesens mieten konnte. Aus Zimmermanns Ägide sind bisher nur zwei einzelne Seeblatt-Ausgaben (vom 17. 12. 1857 und 25. 10. 1858) bekanntgeworden<sup>76</sup>. Aus der Nummern- und Seitenzählung läßt sich entnehmen, daß das Blatt unter Zimmermann wie zuletzt unter Schabet dreimal wöchentlich im Umfang von jeweils 4 Seiten erschienen ist.

Die erwähnte Nummer vom Dezember 1857 hatte unter Verweis auf einen Artikel der »Allgemeinen Zeitung« einen kurzen, 9zeiligen Hinweis auf die »verödete Konzilienstadt« Konstanz enthalten, welche »durch die Nachlässigkeit, wenn nicht durch die politische Rache der Landesregierung, die Vortheile ihrer unvergleichlichen Lage einbüße«. Diese offene Kritik an der badischen Regierung führte dazu, daß die Nummer 148 vom Kriminalsenat am kgl. Gerichtshof für den Donaukreis in Ulm am 28. Dezember 1857 verboten wurde; diesem Umstand verdanken wir ihre Überlieferung in den staatlichen Zensurakten<sup>77</sup>. Von diesem Einzelfall abgesehen scheint Zimmermann mit dem Seeblatt jedoch nicht aufgefallen zu sein.

#### *Verleger in Waldshut (1860–1896)*

1860 verkaufte Zimmermann den Seeblatt-Verlag und zog nach Waldshut ins Badische zurück<sup>78</sup>. Er übernahm dort am 1. September 1860 Verlag und Druck des seit 1850 von seinem früheren Lehrherrn Gutsch herausgegebenen »Alb-Boten«, den er bis zum Bezug eines neu erbauten Verlagshauses in der Waldshuter Vorstadt (1875 an der Ecke Post- und Bismarckstraße) in dem von Gutsch eingerichteten Haus in der Hintergaß (später Wallstraße) fortführte. Gleichzeitig kaufte Zimmermann auch die bisher von Gutsch betriebene Waldshuter Buchhandlung in der Vordergaß (später Kaiserstraße)<sup>79</sup>.

Heinrich Zimmermann stand bis zum Tod am 21. Januar 1896 an der Spitze seines Waldshuter Unternehmens, das seine Witwe Elise (1830–1903) ebenfalls bis zu ihrem Tod weiterführte; bis 1901 ist die Zeitung dreimal wöchentlich erschienen. Von 1903 bis 1949 leitete der Sohn Carl Zimmermann (1871–1949) das Unternehmen; die von 1950–1971 bestehende Kommanditgesellschaft führten nacheinander Carls Nichten Herta Petri-Zimmermann und Dr. med. Mathilde Lindemann mit ihrem Gatten Dr. med. Max Lindemann. Nachdem schon 1966 eine Kooperation mit dem »Schwarzwälder Boten« in Oberndorf, der seither den Mantel der Waldshuter Zeitung liefert, zustande gekommen war, ist seit 1973 auch der Südkurier an einer neuen Kommanditgesellschaft »H. Zimmermann K. G. Druckerei und Verlag« beteiligt. Von ihr wird der Alb-Bote bis heute herausgegeben.

76 Nr. 148 vom 17. 12. 1857 im HStA Stuttgart (vgl. folg. Beleg), Nr. 125 vom 25. 10. 1858 im Stadtarchiv Friedrichshafen.

77 HStA Stuttgart, E 146, Bü 5049. Das Verbot der Nr. 148 wurde im Januar 1858 auch im Staatsanzeiger für Württemberg bekanntgemacht.

78 Ev. Pfarrarchiv Friedrichshafen, Familienregister Bd. II, S. 713. Im Februar 1861 verzichtete Heinrich Zimmermann, Buchdrucker in Waldshut, für sich und seine Familie auf das Friedrichshafener Bürgerrecht und auf die Staatsbürgerschaft in Württemberg; bei dieser Gelegenheit wurde sein Vermögen mit 8000 fl. beziffert: StA Sigmaringen, Wü 65/35 (Oberamt Tettngang), Bü 74.

79 Josef LORENZ: 125 Jahre Alb-Bote, 4seitige Beilage in: Alb-Bote, Nov. 1975; DERS.: Seit fast 150 Jahren: Schwarze Kunst in Waldshut – Druck- und Zeitungswesen einer Kreisstadt; 1833 erschien mit dem »Waldshuter Intelligenzblatt« die erste Zeitung der Kreisstadt – 1850 in die Heimatzeitung Alb-Bote umgewandelt, in: Alb-Bote Nr. 104 v. 7. 5. 1982; DERS.: Der Alb-Bote (wie Anm. 73), S. 134–141.

## August Rösch als Verleger und Redakteur (1860–1862)

### *Herkunft aus Reutlingen*

Neuer Inhaber von Verlag und Druckerei wurde mit dem 44jährigen *August Rösch* wieder ein Protestant. Rösch war als Sohn eines Rotgerbers am 10. Dezember 1815 in der ehemaligen Reichsstadt Reutlingen geboren worden<sup>80</sup>. Im Alter von 27 Jahren hatte er sich zum erstenmal um eine Druckereikonzession am Bodensee beworben. Das Gesuch des damals noch ledigen Buchdruckers und Buchhändlers aus Reutlingen um Bewilligung einer Druckerei in der Oberamtsstadt Tettngang wurde am 4. September 1843 bewilligt, das Projekt kam aber nicht zur Ausführung<sup>81</sup>. Der zeitliche Zusammenhang mit dem konkurrierenden Antrag Schabets für eine Konzession in Friedrichshafen ist auffällig. Die vorhersehbare Konkurrenzsituation und der konfessionelle Aspekt mögen dazu beigetragen haben, daß Röschs Bemühungen 1843 scheiterten.

### *In Freudenstadt und Dornstetten (1844–1860)*

Ein Jahr später konnte sich Rösch in *Freudenstadt* niederlassen. Im November 1844 erwarb er bei der Vermögensliquidation des Carl Dillenius das seit Januar 1843 von diesem zweimal wöchentlich herausgegebene Unterhaltungsblatt »Der Gränzer: Blatt insbesondere für die Interessen des Schwarzwaldes«<sup>82</sup>. Schon im folgenden Frühjahr, am 22. April 1845, heiratete Rösch in Mühlen am Neckar die 24 Jahre alte Marie Agnes Schneider, eine Tochter des Mühlener Kronenwirts. In Freudenstadt wurden dem Ehepaar vom Dezember 1845 bis Dezember 1855 sieben Kinder geboren<sup>83</sup>. Im November 1846 erlangte Rösch für sich selbst das Bürgerrecht in Freudenstadt, während er seiner Familie das Reutlinger Bürgerrecht vorbehielt<sup>84</sup>.

15 Jahre lang setzte der geschäftstüchtige Rösch sich als Verleger, Drucker und Redakteur mit sichtlichem Erfolg für den Aufbau der Zeitung ein, die spätestens ab 1847 als »Amts- und Intelligenz-Blatt für das Oberamt Freudenstadt« dreimal wöchentlich erscheinen durfte und damit auf eine solide wirtschaftliche Basis gestellt war<sup>85</sup>. 1848 errichtete Rösch ein eigenes

80 Ev. PfA Friedrichshafen, Familienregister Bd. II, S. 543; Augusts Eltern waren der Rotgerber Johann Georg Rösch und Marie Magdalene geb. Fais. Rösch entstammte einer alten, im späten 16. Jahrhundert zugewanderten Handwerkerfamilie, »in der hauptsächlich die Rotgerberei und die Schuhmacherei betrieben wurde«: Johann SOMMER: Woher kommt die Reutlinger Familie Rösch, in: Reutlinger Heimatblätter (Reutlinger Nachrichten), Nr. 6 v. März 1950.

81 P. HEIDTMANN: 75 Jahre Druck und Verlag LORENZ Senn – 130 Jahre Tettnanger Heimatzeitung (wie Anm. 3), S. [5].

82 H. ROMMEL: Vom Freudenstädter Zeitungswesen in 108 Jahren, in: Freudenstädter Heimatblätter (Beilage zur Schwarzwaldzeitung Der Grenzer), Bd. VII Nr. 2 (25. 11. 1950), Sp. 13–16; *100 Jahre Buchdruckerei Kaupert Schwarzwaldzeitung Der Grenzer: Familienbesitz*, Hrsg.: Buchdruckerei und Verlag Oskar Kaupert GmbH, Freudenstadt 1958, S. 9–13.

83 Ev. PfA Friedrichshafen, Familienregister Bd. II, S. 543. Die Frau war am 21. 2. 1821 in Mühlen a. N. geboren.

84 StadtA Freudenstadt, Gemeinderatsprotokoll vom 19. 11. 1846, § 4; das erforderliche Vermögen wurde durch das mit 1 200 fl. bezifferte Heiratsgut der Frau nachgewiesen. Ein Protokolleintrag vom 5. 7. 1848, § 4, beziffert das bewegliche Vermögen anlässlich der Versicherung mit insgesamt 2 283 fl.; davon entfallen 1 000 fl. auf die »vollständige Buchdruckerei Einrichtung« und 400 fl. auf »Bücher, Musicalien, Papier, Latten?lager«; der Rest verteilt sich auf Möbel und privates Inventar.

85 Erst unter Rösch trat »Der Gränzer« im Oberamt Freudenstadt 1847 als Amtsblatt die Nachfolge für das seit 1827 erscheinende »Intelligenzblatt (ab 1841 Amts- und Intelligenzblatt) für die Oberamtsbezirke Nagold und Freudenstadt« an, so daß im Stadtarchiv Freudenstadt das Nagolder Blatt bis 1846, »Der Gränzer« ab 1847 vorliegt. Die Broschüre von 1958 datiert die Zulassung als Amtsblatt bereits ins Jahr 1845.

Haus (Stuttgarter Straße 11, zwischen dem Gasthaus »zur Post« und dem späteren Amtsgericht) und verlegte die bisher in Mieträumen bei Schreiner Braun (Hofstraße) untergebrachte Druckerei, in der er mindestens einen Gesellen beschäftigte, in den Neubau<sup>86</sup>.

Nachdem Rösch sein Blatt geschickt durch die Revolutionsjahre 1848/49 gebracht hatte, mußte er in den Teuerungsjahren 1851–1854 offenbar ums Überleben kämpfen. Der Erscheinungsturnus wurde von drei auf zwei wöchentliche Ausgaben reduziert. Im Februar 1856 scheint sich der Drucker um eine berufliche Veränderung bemüht zu haben<sup>87</sup>. Aber erst im März 1858 erfolgte zum Preis von 7750 fl. der Verkauf des »Gränzers« an den Buchdrucker Matthäus Kaupert (1809–1871) aus Nürnberg, der zuvor (1845–1858) in Ellwangen an der Jagst das »Amts- und Intelligenzblatt für den Jagstkreis« herausgegeben hatte. Am 24. April 1858 stellte sich Kaupert den Lesern als neuer Inhaber des Freudenstädter Amtsblattes vor. Seine Nachfahren haben die Freudenstädter Zeitung als Familienbetrieb, zuletzt im Verband der Südwestpresse, bis gegen 1970 fortgeführt<sup>88</sup>.

Nach dem Verkauf des »Gränzers« blieb Rösch zunächst in Freudenstadt wohnen, bevor er in die benachbarte Kleinstadt *Dornstetten* zog, wo die älteste Tochter 1859 zur Konfirmation ging<sup>89</sup>. Seine Nachfahren wußten aus der Familienüberlieferung noch um 1950 zu berichten, daß Rösch in dieser Zeit eine Hammerschmiede im Tal betrieben habe; nach einem anderen Zeugnis soll er eine Waldsamenhandlung geführt haben<sup>90</sup>.

#### *Verleger in Friedrichshafen (1860–1862)*

Nach Recherchen, die der Wolfacher Verlegersohn Wilhelm Sandfuchs 1936 durchgeführt hat, fällt der Erwerb des Seeblatts durch Rösch nicht genau mit dem Weggang Zimmermanns (zum 1. September 1860) zusammen. Wie Sandfuchs noch feststellen konnte, soll Rösch das »Seeblatt für Stadt und Land« erst am 25. Oktober 1860 von Zimmermann gekauft haben<sup>91</sup>. Der neue Verleger Rösch wurde offenbar bald nach seinem Zuzug Bürger von *Friedrichshafen*<sup>92</sup>.

Wo sich Druck und Redaktion der Zeitung befanden, wird auch von Rösch nicht überliefert; wie bei Zimmermann erscheint denkbar, daß er die frühere Schabet'sche Druckereierichtung kaufen und evtl. auch die beim Hotel »Sonne« gelegenen Räume mieten konnte.

Ab Januar 1862 erschien das weiterhin dreimal wöchentlich (Montag, Donnerstag und Samstag) mit je 4 Seiten ausgegebene Seeblatt, wie im Abonnementsaufruf vom 23. De-

86 Der Buchdruckergeselle Adam Fromer wird 1849 genannt: H. ROMMEL: Vom Freudenstädter Zeitungswesen (wie Anm. 82), Sp. 15.

87 StadtA Freudenstadt, Gemeinderatsprotokoll vom 15. 2. 1856, § 11: Dem Buchdrucker Rösch wird das gewünschte Zeugnis über Gewerbe, Bürgerrecht und Ruf ausgestellt.

88 Der Haupttitel wurde im April 1862 in »Grenzer«, 1921 in »Schwarzwald-Zeitung Der Grenzer« geändert.

89 Ev. PfA Friedrichshafen, Familienregister Bd. II, S. 543. Röschs Freudenstädter Haus befand sich nach ROMMEL später im Besitz des Sattlermeisters Mast.

90 H. ROMMEL: Vom Freudenstädter Zeitungswesen (wie Anm. 82), S. 16. Im StadtA Freudenstadt, Gemeinderatsprotokoll Freudenstadt vom Nov. 1859, § 9, erscheint jedoch »Buchdrucker August Rösch von hier« (also in Freudenstadt wohnhaft) anlässlich einer ihm angelasteten Ehrenkränkung; zu diesem Zeitpunkt wurde ihm ein Vermögen von 6000 fl. bescheinigt. Nach W. SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigtäler«, 1939 (s. folgende Anm.), S. 33, ist der Besitz »einer Hammerschmiede im nahen Christophstal« erst in den zweiten Freudenstädter Aufenthalt (1863–1866) zu datieren.

91 Wilhelm SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigtäler« [in Wolfach]; Ein Beitrag zum Werden der badischen Heimatpresse, Diss. phil. München 1937 (Zeitung und Leben, 45), Würzburg-Aumühle 1939, S. 32–33.

92 Die Eintragung der Familie ins ev. Familienregister weist darauf hin, daß Rösch das örtliche Bürgerrecht besaß; Nichtbürger wurden damals nicht eingetragen.

zember 1861 angekündigt, mit einer regelmäßigen 4seitigen Samstags-Beilage »Erzähler am See«. Trotz dieser Aufwertung des Blattes veräußerte es Rösch im Januar 1862 an den seit etwa fünf Jahren in der Friedrichstraße angesiedelten katholischen Buchhändler August Lincke, der aus Görlitz (Oberlausitz) gebürtig war<sup>93</sup>. Dieser Wechsel ist umso beachtlicher, als der Protestant Rösch sich im Lauf der Jahre immer deutlicher auf die Seite der in Deutschland vorherrschenden antirömischen Strömungen geschlagen hatte. War er in Freudenstadt bereits gegen den Trierer »Heiligen Rock«, das österreichische Konkordat (1855) und den Freiburger Erzbischof Vicari (1842–1868) aufgetreten, so schrieb er nun im »Seeblatt« gegen das zur parlamentarischen Behandlung anstehende badische Konkordat<sup>94</sup>. Der Besitzwechsel 1862 bewirkte für das Seeblatt offenbar auch eine Richtungsänderung.

Die Verkaufsverhandlungen kamen wohl erst am Jahreswechsel zustande. Inserate vom 30. 12. und 2. 1., in denen ein vollständiges Exemplar des Seeblatt-Jahrgangs 1861 gesucht wurde, weisen auf eine entsprechende Forderung des Kaufinteressenten Lincke hin; bis dahin scheinen die Verleger des Blattes Archivexemplare ihrer Zeitung nicht aufbewahrt oder beim Ortswechsel mitgenommen zu haben<sup>95</sup>. Am 3. 1. 1862 wurde im Tettlinger Amtsblatt, am 6. 1. auch im Seeblatt, berichtet, daß der Buchhändler Lincke die Konzession zur Betreibung einer Buchdruckerei in Friedrichshafen beantragt habe. Am 16. und 18. 1. folgte der Hinweis, daß sich Buchdruckerei und Expedition des Seeblattes »von jetzt ab im Hause des Buchhändlers Lincke in der Neustadt« (im späteren Haus Friedrichstraße 51) befinden. Das Impressum belegt »Redaktion, Druck und Verlag von August Rösch« aber noch bis zum 27. Januar 1862. Am 30. Januar erschien erstmals August Lincke im Impressum mit denselben Funktionen; am selben Tag stellte sich dieser mit dem Hinweis, daß er zur Betreibung der Rösch'schen Buchdruckerei und zur Herausgabe des Seeblattes »von hoher Kreisregierung concessionirt« worden sei, auch auf der Titelseite als neuer Inhaber des Blattes vor.

Als Linckes Witwe 1880 in zweiter Ehe den aus Zurzach (Schweiz) gebürtigen Redakteur Robert Gessler<sup>96</sup> heiratete, firmierte das Unternehmen fortan unter dessen Namen. Unter dem Namen »Robert Gessler« bestehen Verlag, Druckerei und Buchhandlung bis heute im Besitz eines Enkels fort.

#### Weitere Verlegerstationen von Rösch (1862–1871)

August Rösch, der sich kaum zwei Jahre am Bodensee aufgehalten hatte, gab im unmittelbaren Anschluß an den Friedrichshafener Verkauf das kurz zuvor gegründete »Schaffhauser Intelligenzblatt« heraus. Schon am 12. Juni 1862 verkaufte er das junge Blatt in Schaffhausen, das bereits 1 000 Leser zählte, an den Buchdrucker J. H. Oechslin<sup>97</sup>.

93 Karl August Lincke, \*Lichtenberg (Krs. Görlitz/Schlesien) 12. 5. 1826, †Friedrichshafen 17. 5. 1879, seit mind. 1856 Buchhändler in Friedrichshafen, ab 1862 Verleger und Redakteur des Friedrichshafener »Seeblattes«; Fritz MAIER u. Georg WIELAND: 150 Jahre Zeitung in Friedrichshafen: 1844–1994 150 Jahre Friedrichshafener Heimatzeitung; 1945–1995 50 Jahre Schwäbische Zeitung. Friedrichshafen 1995, S. 39–42.

94 W. SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigtäler« (wie Anm. 91), S. 38.

95 Die Archivreihe im heutigen Verlag Gessler setzt erst mit dem Jahrgang 1861 ein. Zwei jetzt vorhandene gebundene (jedoch unvollständige) Jahrgänge 1845 und 1848 sind erst in jüngerer Zeit hinzuerworben worden.

96 Robert Gessler, \*Zurzach (Schweiz) 16. 1. 1849, †Friedrichshafen 28. 2. 1903, ab 5. 7. 1879 verantwortlicher Redakteur beim Friedrichshafener Seeblatt; nach Heirat mit der Witwe Lincke (Febr. 1880) ab 17. 7. 1880 als Inhaber des Unternehmens Lincke Verleger, Buchdrucker und Buchhändler in Friedrichshafen. F. MAIER u. G. WIELAND: 150 Jahre Zeitung in Friedrichshafen (wie Anm. 93), S. 43 ff.

97 W. SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigtäler« (wie Anm. 91), S. 33. In Schaffhausen hatte Rösch u. a. gegen die Jesuiten und gegen den »Peterspfennig« geschrieben: ebd., S. 38.

Die Familie blieb während der Schaffhauser Episode offenbar in Friedrichshafen wohnen, von wo sie aber noch im selben Jahr nach Göppingen zog<sup>98</sup>. Der Göppinger Gemeinderat hatte am 23. Oktober 1862 Röschs Gesuch um Konzessionierung einer Buchdruckerei befürwortet, »indem eine Concurrenz in dieser Richtung nur wohlthätig sein könne«<sup>99</sup>. Rösch machte sich nämlich daran, neben dem seit 1827 erscheinenden Göppinger »Wochenblatt« eine neue Zeitung unter dem Titel »Der Hohenstaufen« herauszubringen. Obwohl das neue Blatt ab Januar 1863 erfolgreich eingeführt und als Organ der »Demokraten« und »Fortschrittlichen« mit Abonnenten vorwiegend in der Arbeiterschaft bis 1879 zunächst zweimal wöchentlich gedruckt wurde (es ist bis 1945 erschienen), trennte Rösch sich bereits nach wenigen Wochen von der Neugründung. Der Käufer, der 25jährige Buchdrucker Johannes Adam Rieber aus Ebingen, hatte bereits fürs erste Quartal des Jahres 1863 Gewerbesteuer zu entrichten<sup>100</sup>!

Noch im Jahr 1863 kehrte der Rastlose nach *Freudenstadt* zurück, wo er im Juli 1863 auf eine noch in Göppingen stehende Kautionshinweise konnte<sup>101</sup>. In Göppingen und Freudenstadt soll sich Rösch nun auch als Holzhändler und Gütermakler betätigt haben; bald wandte er sich aber wieder dem Zeitungswesen zu, das ihm mit erfolgreichen organisatorischen und redaktionellen Anschubleistungen offenbar finanzielle Gewinne eingebracht hat<sup>102</sup>.

Mit Einwilligung des Freudenstädter Gemeinderats, der Druckaufträge aus dem nahen badischen Ausland erwartete, durfte er nun auch hier neben der Druckerei Kaupert eine zweite Druckerei einrichten. 1865 verkaufte Rösch diese Druckerei, die im Gasthaus »zum Schwanen«, später bei Tuchmacher Nestle (Stuttgarter Straße) untergebracht war, an den 30jährigen Buchdrucker Christian Seeger aus Straßburg. Von Seeger wurde in diesem Betrieb von 1866 bis zum März 1868 »Der Murgtalbote: Ein politisches und unterhaltendes Volksblatt« für Abonnenten im badischen Grenzland gedruckt. Nach Einstellung des Blattes, das mit dem Motto »Recht und Gerechtigkeit, Licht und Aufklärung« angetreten war, siedelte Seeger nach Brackenheim über<sup>103</sup>.

Am 17. Oktober 1866 wurde Rösch zum Preis von 6900 fl. neuer Besitzer der erst im November 1865 im badischen *Wolfach* entstandenen Bezirkszeitung »Der Kinzigthäler«; ihr Gründer Adolf Neef (1823–1893), ein aus Wolfach gebürtiger Lithograph, war zum Verkauf seines Blattes gezwungen, weil er die aus Kassel bezogene kostspielige Druckereieinrichtung nicht fristgerecht hatte bezahlen können. Da der wohlhabende Rösch als Ausländer jedoch nicht offiziell als Redakteur auftreten durfte, erschien das Blatt zunächst noch unter dem Namen des bisherigen Inhabers; zudem mußte ein Wolfacher Bürger die presserechtliche redaktionelle Verantwortung übernehmen. Die Auffrischung im redaktionellen Stil des Blattes fiel nach Röschs Eintritt in die Redaktion im November 1866 sofort auf. Am 15. Januar 1867 erhielt der Württemberger vom badischen Innenminister die erforderliche Konzession zur Herausgabe des Wolfacher Blattes, so daß der Neefsche Deckmantel wegfallen konnte. Schon im April 1867 bezog Rösch mit seinem Zeitungsbetrieb ein neu gekauftes Haus in der Vorstadtstraße<sup>104</sup>.

98 Ev. Familienregister Friedrichshafen, Bd. II, S. 543.

99 StadtA Göppingen, Bestand B 1, Gemeinderatsprotokoll 1862–1864, Bl. 12 b v. 23. 10. 1862, § 29.

100 Martin KÖHLE: 140 Jahre Zeitungen in Göppingen: Die Geschichte des Göppinger Zeitungswesens von 1827–1967 (Hohenstaufen, 6), Göppingen 1968, S. 15.

101 Ev. Dekanatamt Göppingen, Nr. 608.7: Familienregister, Bl. 449 (mitgeteilt vom StadtA Göppingen am 4. 1. 1994); StadtA Freudenstadt, Gemeinderatsprotokoll vom 16. 3. 1865, § 1: Streit um die Restzahlung für ein von Rösch im Dezember 1863 gekauftes Waldgrundstück.

102 W. SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigthäler« (wie Anm. 91), S. 33.

103 H. ROMMEL: Vom Freudenstädter Zeitungswesen (wie Anm. 82), Sp. 14 u. 16.

104 W. SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigthäler«, S. 30–33; H. ROMMEL: Vom Freudenstädter Zeitungswesen, Sp. 13–16.

Es folgten dreieinhalb recht erfolgreiche Aufbaujahre, in denen sich das Blatt unter deutlicher Mitwirkung des Wolfacher Oberamtmanns und Landtagsabgeordneten Schupp vehement für die Ziele der Nationalliberalen Partei und für die badische Kirchenpolitik gegen den »Ultramontanismus« engagierte. Schon zwei Monate nach Schupps Versetzung auf eine andere Stelle verkaufte Rösch den »Kinzigtäler« am 7. Januar 1870 um 13 500 fl. an den aus Hannover stammenden, zuletzt in Mannheim ansässigen Buchdrucker August Sandfuchs (1840–1908). Sandfuchs übernahm die Leitung der Zeitung am 1. März 1870; sein Familie hat das Blatt dann bis ins 20. Jahrhundert fortgeführt<sup>105</sup>.

August Rösch erwarb nun den seit 1865(?) in Oberkirch erscheinenden »Renchtäler« und zog nach *Oberkirch*. Hier, nach acht oder mehr Ortswechseln, blieb die Druckerei Rösch schließlich auf Dauer ansässig, nachdem ihr Gründer August Rösch schon am 16. Mai 1871 vom Tod ereilt wurde<sup>106</sup>. Ab 1871 wurde das Unternehmen von der Witwe Maria (1821–1903), später vom Sohn August Rösch (1854–1905) weitergeführt. Die Familie Rösch hat den bis 1907 dreimal wöchentlich und in nationalliberaler Ausrichtung herausgegebenen »Renchtäler« bis 1936 verlegt. Die Druckerei lag anfangs am Exerzierplatz beim katholischen Pfarrhaus und konnte 1887 in einen Neubau an der Grendelstraße umziehen (später Haus Sander, 1978 abgebrochen); sie hat zumindest bis ins Jahr 1950 bestanden<sup>107</sup>.

### Übersicht der erhaltenen Seeblatt-Jahrgänge 1844–1862

1844\*: Montfort-Museum, Tettngang.

1845 (mit 52% Lücken): Verlag Gessler, Friedrichshafen.

1846 (mit 11% Lücken): Kreisarchiv Bodenseekreis, Friedrichshafen.

1847\*: Stadtarchiv Friedrichshafen; 2. Ex. (mit Lücken): Kreisarchiv Bodenseekreis.

1848: Bodenseebibliothek Friedrichshafen; 2. Ex. (mit Lücken) Verlag Gessler; 3. Ex. (Jan.–Juni) Kreisarchiv Bodenseekreis.

1849: nicht erhalten (bisher ist nur 1 Nummer bekannt).

1850\*: Stadtarchiv Friedrichshafen.

1851: nicht erhalten.

1852 Jan.–Juni: Stadtarchiv Friedrichshafen; Rest nicht erhalten.

1853–1860: nicht erhalten (bisher sind nur 4 Einzelnummern bekannt).

1861: Verlag Gessler.

1862: Verlag Gessler.

Bis auf die mit \* markierten Bände, die erst später vom Stadtarchiv Friedrichshafen angekauft bzw. in Tettngang aufgefunden wurden, waren die aufgeführten Jahrgänge in eine vom Stadtarchiv Friedrichshafen 1987 veranlaßte Verfilmung des Seeblatts und der Nachfolge-

<sup>105</sup> W. SANDFUCHS: Die Geschichte des »Kinzigtäler«, S. 30–41.

<sup>106</sup> Ebd., S. 39–40.

<sup>107</sup> Hans-Martin PILLIN: Oberkirch – die Geschichte der Stadt, Bd. 2: In großherzoglich badischer Zeit 1803–1918, Oberkirch 1978, S. 51–57, und Bd. 3: Vom Ende des Ersten Weltkriegs bis 1976, Oberkirch 1986, S. 89. Nach PILLIN, dem der »Renchtäler« erst ab 1879 zur Verfügung stand, ist dieses Blatt 1865 von Rösch »mit Unterstützung vieler, dem politischen Liberalismus nahestehender Bürger Oberkirchs« gegründet worden. Die Zeitangabe erscheint jedoch zweifelhaft, da Rösch bei Beginn seiner Tätigkeit in Wolfach 1866/67 noch keine Konzession in Baden besaß; eine parallele Tätigkeit in Wolfach und Oberkirch erscheint zudem kaum denkbar.

blätter bis 1945 einbezogen. Kopien dieser Filme haben auch die Württ. Landesbibliothek in Stuttgart, die Universitätsbibliothek in Konstanz, die Vorarlberger Landesbibliothek in Bregenz und das Mikrofilmarchiv der deutschsprachigen Presse in Dortmund erworben.

Ab 1862 ist die im Verlag Lincke/Gessler herausgegebene Zeitung bis auf wenige Lücken (2. Jahreshälfte 1937 und viele Einzelnummern von Januar bis April 1945) vollständig erhalten.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Georg Wieland, Stadtarchiv, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen

## Großherzog Friedrich I. am Bodensee

### Eine Glückwunsch-Adresse des Bodensee-Geschichtsvereins aus dem Jahr 1902.

VON HANSMARTIN SCHWARZMAIER

Der Titel dieses kleinen Aufsatzes erinnert an einen Artikel »Kaiser Wilhelm I. am Bodensee«, den Graf Eberhard von Zeppelin 1888 in dieser Zeitschrift veröffentlicht und der Großherzogin Luise von Baden als »Gedenkblatt« gewidmet hat.<sup>1</sup> Er steht im Zusammenhang mit dem Tod des deutschen Kaisers am 9. März 1888 und richtet sich an seine Tochter, die badische Großherzogin. Ein Nekrolog auf den am 15. Juni 1888 verstorbenen Kaiser Friedrich III. schließt sich an.<sup>2</sup> Der Verfasser des Textes, der Graf v. Zeppelin-Ebersberg, wohnhaft in Konstanz, war schon damals aktives Mitglied des Vereins, dessen Präsident er später wurde<sup>3</sup>. Wir werden ihm wieder begegnen.

Der detaillierte Bericht über die Bodensee-Aufenthalte des verstorbenen Kaisers geht von einem ersten Besuch des preußischen Prinzen in Friedrichshafen im Jahr 1828 aus und berichtet dann minutiös von den zahlreichen Reisen, die ihn zu seinen Verwandten ins Bodenseegebiet führten, ehe der badische Großherzog die Mainau erwarb und zu seinem regelmäßigen Sommersitz ausbaute<sup>4</sup>. Seit 1874, so berichtet Graf Zeppelin, sei der Kaiser dann jährlich, von seinen Sommerkuren in Ems und Gastein kommend, auf der Mainau eingekehrt, um anschließend bei seinen württembergischen Verwandten in Friedrichshafen einige Tage zu verbringen. Historische Bezüge verbanden ihn vor allem mit Konstanz, denn dort, auf dem Konstanzer Konzil (1417) sei sein Vorfahr Friedrich von Hohenzollern, der Burggraf von Nürnberg, von Kaiser Sigismund mit der Mark Brandenburg belehnt worden, habe der Aufstieg des Hauses Hohenzollern seinen Anfang genommen.

Was hier in allen Einzelheiten dargestellt wird, ist mehr als eine Eloge auf den Deutschen Kaiser. Vielmehr geht es um die Verklammerung mittelalterlicher Reichsgeschichte am Bodensee mit jener des neuen Kaiserreichs unter preußischer Führung. An die Stelle der Habsburg-österreichischen Geschichte des Spätmittelalters und der vornapoleonischen Periode der Neuzeit tritt nun das Hochmittelalter im Zeichen der Abteien St. Gallen und Reichenau, der Herzöge von Schwaben und ihrer Residenz auf dem Hohentwiel. Es ist die Welt, die Joseph-Viktor von Scheffel in seinem Ekkehard-Roman zum Leben erweckte und zugleich neu deutete. 1854, also bald, nachdem der badische Großherzog auf der Mainau seinen Paradiesgarten erbauen ließ, hat sich Scheffel in St. Gallen und auf dem Hohentwiel aufgehalten, und schon im darauffolgenden Jahr ist sein Roman erschienen, der zu einem Kultbuch in Baden, ja im ganzen deutschen Sprachraum werden sollte<sup>5</sup>. Nun konnte es auch

1 E. GRAF ZEPPELIN, Kaiser Wilhelm am Bodensee. Ein Gedenkblatt im Auftrage des Ausschusses des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, verfaßt und IKH der Frau Großherzogin Luise von Baden in tiefster Ehrfurcht gewidmet, in: SVG Bodensee 17 (1888) S. 37–53.

2 Ebd. S. 54–55.

3 Graf Eberhard v. ZEPPELIN, 22. 5. 1842–30. 10. 1906, war der jüngere Bruder des Luftschiffpioniers Graf Ferdinand v. Z. (1838–1917); vgl. GÖTHA, Gräfl. Familien 1942 S. 664; sein Nachruf in den SVG Bodensee 36 (1907) S. XI–XXII, mit Schriftenverzeichnis.

4 Erwerbung der Mainau am 1. Dezember 1853 durch den damaligen Prinzregenten Friedrich von Baden aus dem Besitz der Gräfin Louise Douglas. Vgl. Alexander und Johanna DÉES DE STERIO, Die Mainau. Chronik eines Paradieses (Stuttgart–Zürich 1977) S. 61 ff. Ebd. S. 68: »Jeden Sommer: Kaiser-Tage«.

5 Vom Trompeter zum Ekkehard. Scheffels Briefe ins Elternhaus 1853/55, hrsg. von Wilhelm ZENTNER (Karlsruhe 1934).

im politischen Sinne aufgegriffen werden. In einem bemerkenswerten Anachronismus hatte Scheffel den »Alten aus der Heidenhöhle«, den nach seiner Absetzung 888 in Neudingen verstorbenen und auf der Reichenau begrabenen Kaiser Karl III. noch einmal im Kampf gegen die Ungarn als eine Lichtgestalt eingreifen lassen, den letzten karolingischen Kaiser, der das ganze Reich Karls des Großen regiert hatte. Nun kehrte er wirklich in Kaiser Wilhelm I. zurück, um im neuen deutschen Reich zu herrschen, und die Dichter und Gelehrten wetteiferten miteinander, ihn in diesem Sinne zu verherrlichen. Scheffel selbst, inzwischen zum Dichturfürsten geworden, war sich nicht zu gut, 1876 an einem Festspiel mitzuarbeiten, welches auf der Schloßterrasse der Mainau vor dem Kaiser zur Aufführung kam und in dem die Ritter des Deutschen Ordens -in der Kommende Mainau- den Geist nationaler Wehrhaftigkeit an die Offiziere des 6. badischen Infanterie-Regiments Nr. 114 weitergaben, die dieses Spiel darboten. 1880 schrieb Scheffel den »Willkomm« auf den Kaiser, diesmal in Wallensteins Heer spielend und wiederum in einen gewaltigen Kaisergruß einmündend, der die Zuschauer sehr beeindruckt habe<sup>6</sup>. Inzwischen hatte Scheffel seinen Wohnsitz auf der Mettnau ausgebaut, wo er 1871 ein Grundstück erworben und darauf das Haus »Seehalde« hatte erbauen lassen; 1878 ließ er das dortige Pächterhaus zum »Scheffelschlöbchen« erweitern und verbrachte dort seine letzten Jahre als Gutsbesitzer; zwei Jahre zuvor war er vom badischen Großherzog in den Adelsstand erhoben worden<sup>7</sup>.

Der Umweg über Kaiser Wilhelm I. führt, wie nicht anders zu erwarten, zu Großherzog Friedrich I. von Baden, dem Schwiegersohn jenes Mannes also, der als preußischer Prinz mit seinen Soldaten die badische Revolution von 1848/49 blutig beendete. In Baden gedachte man seiner lange Zeit in Erbitterung und Haß, und der badische Prinz, der 1852 nach dem Tod des Vaters anstelle seines geisteskranken Bruders Ludwig die Regentschaft übernahm, hatte schwer unter dieser Hypothek zu leiden, eine Monarchie weiterzuführen, die auf den preußischen Bajonetten ruhte. 1856 heiratete er Luise von Preußen und wurde Großherzog, nachdem sich gezeigt hatte, daß sein Bruder regierungsunfähig bleiben würde. Das Vertrauen, das sich Friedrich bei den Badenern allmählich erworben hat, der eiserne Arbeitswille, mit der er in Wirtschaft und Verkehr, Bildung und Wissenschaft, Kunst und Kultur eine neue, von liberalem Geist geprägte Ära in seinem Lande eingeleitet hat, bestimmten dort das innenpolitische Klima. Als Vermittler zwischen dem preußischen König und den deutschen Fürsten und ihren Regierungen wurde er zum Kaisermacher, dem es schließlich gelang, in Versailles die Formel zu finden, mit der das deutsche Kaiserreich unter preußischer Führung die ersehnte deutsche Einheit erlangen sollte. Die zweite Hälfte der langen Regierungszeit Friedrichs ist bestimmt von der hohen Achtung, die man ihm allenthalben entgegenbrachte und die ihn schließlich zu einer charismatischen Persönlichkeit werden ließ<sup>8</sup>.

Es konnte nicht ausbleiben, daß die Festtage der fürstlichen Familie, die Jubiläen der Regierung Friedrichs und seiner Ehe, zu staatlichen Feiertagen wurden, bei denen allen Ständen des Landes Gelegenheit geboten wurde, die Verbundenheit mit dem großherzoglichen Hause zu bekunden. 1877 feierte man das 25jährige Jubiläum der Regentschaft Friedrichs, 1881 die silberne Hochzeit des Fürstenpaares in Verbindung mit dem 25jährigen Regierungsjubiläum als Großherzog, und zugleich legte man auch die Hochzeit der Prinzessin Viktoria mit dem Kronprinzen und späteren König Gustav Adolf von Schweden auf diesen Termin, so daß man in Baden Gelegenheit zu einem dreifachen Jubelfest erhielt. Bezeich-

6 Bei Graf Zeppelin beschrieben S. 48.

7 Vgl. die im Jahr nach Scheffels Tod erschienene Biographie von Johannes PROELSS, Scheffels Leben und Dichten (Berlin 1887).

8 Alfred DOVE, Großherzog Friedrich von Baden als Landesherr und deutscher Fürst (Heidelberg 1902); Walther Peter FUCHS, Studien zu Großherzog Friedrich I. von Baden (Stuttgart 1995), mit weiterer Lit.

nend ist, daß dies, am 20. September, nicht nur zu einem großen Fürstentreffen wurde, sondern mit einer umfassenden Kunst- und Gewerbe-Ausstellung in Karlsruhe verbunden wurde, mit der die Leistungsfähigkeit des badischen Staats sinnfällig gemacht wurde<sup>9</sup>. 1888 wurde zum Trauerjahr für das Fürstenhaus, das im Februar den Prinzen Ludwig durch den Tod verlor, wenig später den Tod des alten Kaisers und im Juni auch jenen Kaiser Friedrichs III., des Bruders der Großherzogin beklagen mußte. Im September meldet der Hofbericht lakonisch, daß man am 28. September in Konstanz den deutschen Kaiser, also Wilhelm II., empfangen habe, der einen Besuch auf der Mainau abstattete.

Nun häufen sich die Jubiläen: 1892 aus Anlaß des 40jährigen Jubiläums der Regentschaft, 1896 das 40jährige Regierungsjubiläum und der 70. Geburtstag Friedrichs I., 1902 schließlich das 50jährige Regentschaftsjubiläum und 1906, als Krönung, die Goldene Hochzeit, das 50ste Regierungsjubiläum und der 80. Geburtstag des Großherzogs. Gesteigert haben sich auch die Geschenke, die Grußadressen und Huldigungen, die dem Fürsten und seinem Haus aus dem ganzen Land zukamen, und um sie geht es im folgenden. Denn was hier alles zusammenkam, Kunstvolles, Kunstgewerbliches, kalligraphische und gemalte Meisterwerke auf Pergament in aus Leder und Holz gearbeitetem aufwendigem Rahmen, in Schmuckschatteln und Kassetten aus Edelmetall, sogar in Form von Schreinen und Altären, je nachdem, was der Auftraggeber zu bezahlen vermochte, entsprach zugleich seinem Selbstverständnis in Bezug auf den Landesherrn<sup>10</sup>. Sie kamen aus allen Teilen des Landes und aus allen Ständen. Die Kammern des badischen Landtags sind regelmäßig vertreten, die Kirchen und Schulen, die Universitäten, die Wirtschafts- und Gewerbeverbände und -vereine, die Kreis- und Städtetage, die badischen Militärvereine, und nicht zuletzt der Frauenverein mit allen seinen Untergliederungen und Ortsgruppen. Von außerhalb meldeten sich die Badener in Nürnberg und Köln, Hamburg und Wiesbaden, in Straßburg und Metz, in Konstantinopel und Alexandria, Nordamerika und Brasilien<sup>11</sup>. In den Tausenden von Namen, die diesen Adressen beigefügt sind, tritt die Bevölkerung Badens in ihren verschiedenen beruflichen, politischen und vereinsgebundenen Gliederungen und Organisationen auf und verkörpert die bürgerliche und auch die bäuerliche Gesellschaft an der Wende des 19. zum 20. Jahrhunderts. Es wäre zu kurz gedacht, dahinter nur eine Pflichtübung in Untertanengesinnung zu suchen. Denn einerseits hat sich das Großherzogspaar seinerseits aus höfischer Aussonderung befreit und hat es zugelassen, daß sich die Distanz zu den »Landeskindern« verringerte, die ihrerseits aus Untertanen zu Bürgern des Landes geworden sind, die dem

9 Karl Fr. RUDOLF, Friedrich Großherzog von Baden. Lebensbild eines deutschen Fürsten zu dessen 50jähr. Regierungsjubiläum am 24. April 1902, S. 44, wo diese Aktivitäten aufgelistet sind. Hierzu sind zu vgl. die aus diesem Anlaß gemalten Bilder von Johann Baptist Tuttinè und Heinrich Issel: »Festzug der badischen Landbevölkerung in den Landestrachten ausgeführt am 22. September 1881...«, ein Gemäldezyklus von 3 Tafeln, die das Badische Landesmuseum 1995 erwerben konnte: »Für Baden gerettet«. Erwerbungen des Badischen Landesmuseums 1995 aus der Sammlung der Markgrafen und Großherzöge von Baden, hrsg. von Harald SIEBENMORGEN und Rosemarie STRATMANN-DÖHLER. Ausstellungskatalog des Bad. Landesmuseums (Karlsruhe 1996), S. 290 f. 1997 fand eine Sonderausstellung des Bad. Landesmuseums zu diesem Themas statt; vgl. Brigitte HECK, Der Karlsruher historische Festzug von 1881 (Sigmaringen 1997).

10 Katharina SIEFERT, »Badenia huldigt dem Großherzog«. Der Adressenschrein zum 40jährigen Regierungsjubiläum Großherzog Friedrichs I. (Katalog einer Studienausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe 1997), ein von Hermann Götz entworfener Adressenschrein der badischen Gemeinden zum April 1892. In der Ausstellung wurden weitere Huldigungsadressen aus dem Jahr 1892 gezeigt, die sich heute teils im Badischen Landesmuseum, teils im Generallandesarchiv Karlsruhe befinden.

11 Kostbare Grübe. Kunsthandwerk vor 100 Jahren in badischen Huldigungsadressen, bearb. von Hansmartin SCHWARZMAIER (Begleitheft zur Ausstellung des Generallandesarchivs Karlsruhe in der L-Bank 1997) S. 8 ff.

Fürsten nicht ohne Selbstbewußtsein entgegenzutreten wußten. Andererseits hat dieser es verstanden, den Identifikationsprozess des Einzelnen mit dem großherzoglichen Haus zu fördern, und hat dadurch ein badisches Heimatgefühl erst entstehen lassen, das es bis zu diesem Zeitpunkt nicht gegeben hatte. Der Wortlaut und die Emblemik der Texte ist freilich der Sprache des kaiserzeitlichen Deutschland entnommen, und auch die Dichter und Maler, die daran beteiligt waren, haben diese und keine andere Sprache gesprochen, für unsere Begriffe erfüllt von Pathos bis hin zu nationaler Überheblichkeit und Selbstüberschätzung der eigenen geistigen und politischen Kräfte.

Die badischen Huldigungsadressen sind erst vor zwei Jahren in den Blickpunkt der Öffentlichkeit gelangt, als das Inventar des Schlosses in Baden-Baden versteigert wurde. Dorthin war nach 1918, nach dem Ende der badischen Monarchie, nicht nur das Kunstgut des ehemaligen großherzoglichen Hauses gelangt, sondern auch die Huldigungsadressen, die sich bis dahin im Karlsruher Schloß befunden hatten. Dort wurden sie überreicht, gelesen und gewürdigt, dann aber zumeist abgelegt und ein Jahrhundert lang nicht mehr betrachtet, wenn auch sorgfältig verwahrt<sup>12</sup>. Die gegenständlichen Dinge hat das Badische Landesmuseum, die Schrift- und Bildtexte in Brief- und Urkundenform das Generallandesarchiv Karlsruhe 1995 erworben, und in vielen Ausstellungen der darauffolgenden Jahre 1996 und 1997 wurde versucht, den geschichtlichen Wert des bis dahin unbekannt gebliebenen Materials zu taxieren<sup>13</sup>. Eines von den ca. 800 Stücken, die uns überliefert sind, soll nun näher betrachtet werden.

Es stammt aus dem Jubiläumsjahr 1902 und aus dem Bodenseegebiet, das sonst unter den Huldigungsadressen weniger stark vertreten ist als das badische Kerngebiet um die Residenzstadt Karlsruhe, um Baden-Baden und die Universitätsstädte Heidelberg und Freiburg<sup>14</sup>. Dennoch braucht es uns -nach dem anfangs Gesagten- nicht zu verwundern, daß der Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung im April 1902 (für das Tagesdatum wurde eine Lücke gelassen) sich mit einem eigenen Blatt unter die Gratulanten mischte<sup>15</sup>. Es ist unterschrieben von Dr. Eberhard Graf Zeppelin als I. Präsidenten des Vereins, von dem damaligen II. Präsidenten, dem Bürgermeister Heinrich Schützinger von

12 Hierzu vgl. den 6bändigen Versteigerungskatalog des Auktionshauses Sotheby's: Die Sammlung der Markgrafen und Großherzöge von Baden. Baden-Baden 5.–21. Oktober 1995, mit ausführlicher Einleitung über die Herkunft des Materials. Die vom Ministerium für Wissenschaft und Forschung Baden-Württemberg für das Generallandesarchiv und die Badische Landesbibliothek Karlsruhe erworbenen Bestände der Hausbibliothek und des Archivgutes (einschließlich der ca. 800 Huldigungsadressen) sind, da sie nicht zur Versteigerung gelangten, in dem Katalog von Sotheby's nicht aufgeführt.

13 Vgl. die Anm. 9 gen. Kataloge. Ferner Franz-Josef ZIWES (Hrsg.), Badische Synagogen aus der Zeit von Großherzog Friedrich in zeitgenössischen Photographien (Karlsruhe 1997), die Wiedergabe eines im gleichen Zusammenhang 1896 entstandenen Fotobandes.

14 Das im folgenden betrachtete Stück hat die Signatur GLA Karlsruhe, 69 Baden Sammlung 1995 D/641. Das 50jährige Regentschaftsjubiläum im April 1902 hat zahlreiche literarische Zeugnisse hervorgebracht, die in dem Anm. 9 zit. Werk von Karl Fr. RUDOLF genannt sind; aus demselben Jahr das Anm. 8 genannte biographische Werk von Alfred DOVE sowie Ottokar LORENZ, Friedrich, Großherzog von Baden. Ein Charakterbild mit einem Anhang biographischer Nachrichten nach meist handschriftlichen Quellen (Berlin 1902). Ferner Julius KATZ, Ansprachen SKH des Großherzogs Friedrich von Baden anlässlich des 50jährigen Regierungsjubiläums und Chronik der Jubiläums-Feier (Karlsruhe 1902).

15 In diesem Zusammenhang ist auf eine frühere Huldigungsadresse des Vereins für Geschichte des Bodensees hinzuweisen, die der Verein im Juli 1892 zum 40jährigen Regierungsjubiläum des Großherzogs erstellte (GLA 69 Baden Sammlung 1995 D/448). Sie ist schmucklos, jedoch in einer Kuntschrift in schwarz und rot mit einer gold-Zeile geschrieben; die A-Initiale ist eine Reichenauer Initiale des 11./12. Jahrhunderts, über der Initiale schwebt eine Möwe. Der Text bezieht sich u. a. auf die Krankheit des Großherzogs, welcher der Verein keine Aufmerksamkeit geschenkt hatte. Stattdessen wurde der Jahresband der Zeitschrift 1892 dem 1891 gestorbenen König Karl von Württemberg



## Ew. Königliche Hoheit

Die 50-Wiederkehr des denkwürdigen Tags, an welchem Ew. Königliche Hoheit die Zügel der Regierung übernommen haben, bietet dem Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung willkommenen Anlass die ehrerbietigsten Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen. Wir alle, gleichviel ob badische Staatsangehörige oder nicht, sind einzig in der dankbaren Verehrung des Volks- und wissenschaftlichen Fürsten, der mit seiner erlauchten Gemahlin unsern Verein bei dessen Gründung als Mitglied beitreten ist, unsern Wirken so oft durch wohlwollende Anerkennung u. namhafte materielle Zuwendungen belohnt und dadurch zu gesteigertem Regsamkeit uns angespornt hat.

In ihm verehren wir aber auch den deutschen Bundesfürsten, der durch seine entsagungsvolle und opfernde Mitarbeit an der Aufrichtung und Ausgestaltung des deutschen Reichs nicht wenig dazu beigetragen hat, dass das deutsche Volk wieder zu Ehren und Ansehen gekommen ist. Dessen Name daher mit goldnen Lettern in der deutschen Geschichte des XIX. Jahrhunderts prangt.

Von der Warte des Hl. Gebhard bis hin zur Felsenburg des Hohentwiel und zum lieblichen Eiland Pfäfers, von der Zelle des Hl. Gallus bis zur alten Reichsstadt auf der Insel des Obersees und bis zu den Höhen des Heiligenbergs vereinen wir uns in dem ehrerbietigsten Segenswunsch, dass Ew. Königliche Hoheit noch recht lange ihres hohen Amtes walten mögen zum Glück und Heil des badischen Landes, zur Ehre und Freude des deutschen Reichs und Volkes.

ALLEREHRFÜRCHTVOLEST!

DER 1. PRÄSIDENT

DER 2. PRÄSIDENT

*Friedrich von Pappe*

*Georg von Pappe*

SCHRIFTFÜHRER

*Wolfgang von Pappe*

14. APRIL 1900

Lindau, sowie dem Schriftführer Medizinalrat Th. Lachmann von Überlingen. Ob der Vorstand im April 1902 in Karlsruhe war, um den Gruß des Vereins persönlich zu überbringen, wissen wir nicht, da die kleineren Vereine und Verbände nicht eigens in der Gästeliste aufgeführt sind, die das Oberhofmarschallamt erstellte, doch dürfen wir es annehmen. Die Adresse des Vereins, die sie mitbrachten, war dem Kunstmaler G. Haid in Nonnenhorn in Auftrag gegeben worden, von dem sich freilich nur ermitteln läßt, daß er damals Vereinsmitglied geworden ist, also bis dahin keine nähere Verbindung mit ihm hatte. Bekannt ist er nicht, und man wird, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch sagen müssen, daß er kein großes Kunstwerk zustandegebracht hat. Auf einem Karton von angemessener Größe (41,3×53,5 cm), um das ein schlichtes dunkelgrünes Passepartout gelegt war, hat er sein Bild mit einem dicken Bleistift vorgezeichnet, ehe er es als Aquarell farbig ausmalte. Auch die Schrift des Huldigungstextes ist, gemessen an den kalligraphischen Meisterwerken, mit denen wir es sonst zu tun haben, schlicht und nicht gerade professionell zu nennen, in einer einfachen Kapitale auf dem Blatt angeordnet<sup>16</sup>. Ob das Blatt einen Umschlag besaß, also in eine Ledermappe eingelegt war, läßt sich ebenfalls nicht sagen; erhalten hat sich jedenfalls keine. Im Protokoll der Ausschußsitzung des Vereins zu Friedrichshafen vom 10. April 1902 heißt es unter Tagesordnungspunkt 3: »Anlässlich des 50jährigen Regierungs-Jubiläums SKH des Großherzogs von Baden soll von Seiten des Vereins eine Glückwunsch-Adresse an den hohen Jubilar gerichtet werden, welche von Herrn Kunstmaler Haid-Nonnenhorn kunstvoll ausgeführt werden soll. Der vorgelegte Entwurf wird unter allgemeiner Anerkennung gutgeheißen.« Er folgt der Wortlaut des Textes, der offenbar in der Tageszeitung gedruckt wurde, denn er ist dem Protokoll als Zeitungsausschnitt beigefügt: »Eure Königliche Hoheit! Die 50. Wiederkehr des denkwürdigen Tages, an welchem Eure Königliche Hoheit die Zügel der Regierung übernommen haben, bietet dem Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung willkommenen Anlaß, seine ehrerbietigsten Glückwünsche zum Ausdruck zu bringen.

Wir alle, gleichviel ob badische Staatsangehörige oder nicht, sind einig in der dankbaren Verehrung des volks- und wissenschaftsfreundlichen Fürsten, der mit seiner erlauchten Gemahlin unserem Vereine schon bei seiner Gründung (1871) als Mitglied beigetreten ist, unser Wirken so oft durch wohlwollende Anerkennung und namhafte materielle Zuwendungen belohnt und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit angespornt hat.

In ihm verehren wir aber auch den deutschen Bundesfürsten, der durch seine entsagungsvolle und aufopfernde Mitarbeit an der Aufrichtung und Ausgestaltung des deutschen Reiches nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das deutsche Volk wieder zu Ehren und Ansehen gekommen ist, und dessen Name daher mit goldenen Lettern in der deutschen Geschichte des XIX. Jahrhunderts prangt.

Von der Warte des heiligen Gebhard bis hinab zur Felsenburg des Hohentwiel und zum lieblichen Eilande der Mainau, von der Zelle des heiligen Gallus bis zur alten Reichsstadt auf der Insel des Obersees und bis zu den Höhen des Heiligenberges vereinigen wir uns in dem ehrerbietigsten Segenswunsche, daß E. K. H. noch recht lange Ihres hohen Amtes walten möge zum Glück und Heile des deutschen Landes, zur Ehre und Freude des deutschen Reiches und Volkes. Allerehrfurchtvollst!« (Unterschriften).

Eine handschriftliche Zufügung im Protokoll erläutert: »Diese Adresse wurde auf Veranlassung des Herrn Bürgermeisters Schützinger – Lindau durch Kunstmaler Haid– München

gewidmet. Unterschrieben ist die Adresse von 1892 vom ganzen Vorstand, an der Spitze dem Hofrat Dr. Moll aus Tettngang, an dessen Stelle im gleichen Jahr noch Graf Zeppelin trat. Dr. Moll wurde Ehrenpräsident, und auch ihm wurde eine von dem Vorstandsmittglied Stadtrat Ludwig Leiner in Konstanz gefertigte, »prächtig ausgestattete Adresse« überreicht.

16 Generallandesarchiv Karlsruhe, 69 Baden/D 641.

in sehr hübscher Weise ausgeführt. Das Kunstblatt zeigt einen gesunden, kräftigen, reich tragenden Weinstock, dessen fünf Hauptwurzeln symbolisch die fünf Bodensee-Uferstaaten, und durch kleinere Ausläufer, die aus den betreffenden Staaten herankommenden, den Bodensee speisenden Gewässer andeuten. Übertagt ist das Ganze von den Ruinen des Hohentwiel, in einiger Entfernung der lieblichen Mainau und dem Panorama, das sich dem Blick vom Hohentwiel über den See öffnet. Eine beigefügte kurze, poetisch gehaltene Ansprache erklärt das Ganze<sup>17</sup>. Das Blatt ist also, um es zu wiederholen, beherrscht von dem seine Mitte durchschneidenden Rebstock mit gelben Trauben. Die Länder Österreich, Bayern, Württemberg, Baden und die Schweiz sind durch ihre Wappen symbolisiert. Das aus der Vogelschau gesehene Bild des ganzen Bodensees ist von Westen nach Osten gezeichnet; die Berge ganz im Hintergrund in morgendlicher Beleuchtung müßten demnach jene des Montafon sein. In den Ranken der Rebe hängt die Initiale D des Textbeginns, und in der Öffnung der Initiale steht das Ordensschloß Mainau, von der Seeseite gesehen. Auch das alles beherrschende Bild des Hohentwiel ist zwar vergrößert, jedoch nach der Natur gezeichnet. Der Standort des Malers ist der freie Platz vor dem Eingang zur oberen Burg, die Karlsbastion vor dem Eugenstor, Platz der späteren Freilichtfestspiele. Schon 1906 hat man damit begonnen, zunächst in einer eigens dafür errichteten Festspielhalle, später, wie gesagt, auf dem freien Platz vor der Burg. Das erste Stück, das dort 1906 gespielt wurde, das von dem Schauspieler Rudolf Lorenz verfaßte Werk »Unter der Reichssturmflagge«, führt in das Mittelalter zurück, zu Karl dem Großen, der den Schwaben angeblich die Reichssturmflagge (später das Emblem des Herzogtums Württemberg) verlieh, zu Hadwig und Ekkehard, zu Barbarossa beim Frieden von Konstanz, und schließlich zu Konradin und seinem Gefährten Friedrich von Baden vor ihrer Hinrichtung in Neapel<sup>18</sup>.

Damit ist der Bereich angesprochen, in dem auch die Huldigungsadresse des Bodensee-Vereins angesiedelt ist. Es ist, wenn man so will, die Welt Joseph-Viktor von Scheffels. Die Bodensee-Landschaft, das Land des Sees, der Berge und des Weins, erscheint zunächst in seiner politischen Vielfalt mit seinen 5 Anrainer-Staaten. Der Hohentwiel, die württembergische Festung, gehörte auch 1902 zum Königreich Württemberg, und sein Historiker Othmar Schönhuth war württembergisches Landeskind. Die Reichssturmflagge war an das Haus Württemberg übergegangen und war Bestandteil seines Wappens. Der badische Großherzog hatte zwar den westlichen Teil des Sees in sein Land eingliedern können, mit der alten Bischofsstadt Konstanz, dem geistlichen Zentrum Schwabens, mit Radolfzell, Überlingen und Meersburg, mit den Abteien Reichenau, Salem und Petershausen, wobei die beiden Letzteren 1803 zu seinem Hausbesitz geschlagen wurden, mit der Deutschordenskommande Mainau. Aber es war doch der kleinere Teil des Seegebietes, auch wenn das Vogelschaubild den badischen Anteil hervorhebt. Doch wie Friedrich auf der Mainau, so saß der württembergische König in dem benachbarten Friedrichshafen, das aus dem Kloster Hofen und der Reichsstadt Buchhorn zusammengewachsen war, während die Reichsstadt Lindau Bayern zugefallen war. Um Scheffels Hohentwiel, die alte schwäbische Herzogsburg, stritt man sich lange und erregt.

Über dem allem steht die geistige und kulturelle Einheit im Zeichen des mittelalterlichen Reichs. Karl der Große, so meinte man, hatte hier das Herzogtum Schwaben neu begründet

17 Das handschriftliche Vereinsprotokoll machte mir freundlicherweise Herr Professor Maurer, Stadtarchiv Konstanz zugänglich. In den Vereinsnachrichten der SVG Bodensee findet sich keine Eintragung darüber. Dort ist in Jahrg. 36 (1907) eine Todesanzeige des Großherzogs, erneut mit dem Hinweis, daß er Vereinsmitglied seit 1871 gewesen sei.

18 Irmgard SCHLEGEL, Die Hohentwiel-Festspiele. In: Hohentwiel. Bilder aus der Geschichte des Berges, hrsg. von Herbert BERNER (Konstanz 1957) S. 351 ff.; Casimir BUMILLER, Hohentwiel (2. Aufl. Konstanz 1997) S. 189.

– in Wirklichkeit geschah dies 100 Jahre später. Die Herzogin Hadwig hatte auf dem Hohentwiel residiert und stand mit den Mönchen von St.Gallen in lebhaftem Gedankenaustausch. Der Friede von Konstanz mit den lombardischen Städten repräsentierte Reichsgeschichte am Bodensee wie das Konstanzer Konzil, und der Gedanke an Konradin lenkte zugleich den Blick auf seinen Freund Herzog Friedrich von Österreich aus dem Haus der Markgrafen von Baden, den man zu den Vorfahren der badischen Großherzoge rechnete, um mit ihm die Reichstreue des mit dem deutschen König zusammen hingerichteten Freundes zu dokumentieren. Die Einheit des mittelalterlichen Reiches überwölbte die politische Landschaft am Bodensee, wie sie sich dem Beschauer des 19. Jahrhunderts darbot. Die Kaiser des neuen Reichs wurden in dieses historisierende Bild einbezogen als die Erben der mittelalterlichen Kaiser bis hin zu den Staufern, und als die Festhalle unter dem Hohentwiel eingeweiht wurde – unter der Schirmherrschaft des Fürsten Egon von Fürstenberg –, da besuchte auch Kaiser Wilhelm II. Singen und den Hohentwiel und ließ sich von der nationalen Euphorie beeindrucken, die ihm in Wort und Bild, in glanzvollen festlichen Demonstrationen entgegengebracht wurde.

Hierüber wäre noch vieles zu sagen, und dies würde in die Reichsideologie der wilhelminischen Zeit hinüberführen, die auch das Bodenseegebiet mit seiner langen vorderösterreichischen Tradition ergriffen hat. Die gemalte Adresse des Geschichtsvereins drückt dies auf eine etwas unbeholfene, aber signifikante Weise aus. Die Wünsche, die an den Jubilar gerichtet werden, sind dabei mit Händen zu greifen. Sie sind keineswegs nur an das Vereinsmitglied gerichtet. Zugleich sind sie kulturpolitischer und zugleich wirtschaftlicher Natur. Man hofft auf eine Belebung des Fremdenverkehrs und begrüßt die Anzeichen wirtschaftlicher Expansion, wie sie etwa in der Dampfschiffahrt und natürlich auch in den Luftschiffen des Grafen Zeppelin sichtbar wurden. Damit ist die ganze Spannung dieser Periode um die Jahrhundertwende angedeutet, der ungebremste Fortschrittsglaube, dem sich auch die Bilder aus einer verklärten und in weltweiten Dimensionen verstandenen Vergangenheit zuordneten. Unsere bescheidene, aber in diesem Sinne höchst anspruchsvolle Huldigungsadresse hat versucht, dies auszudrücken.

Anschrift des Verfassers:  
Prof. Dr. Hansmartin Schwarzmaier  
Katzenbergstr. 4 a, D-76228 Karlsruhe

# Deutschnationale Politik und Körperkultur am Bodensee. Das Beispiel Vorarlberg<sup>1</sup>

VON WOLFGANG WEBER

## Ausgangslage

In einem Schreiben vom 4. August 1937 teilte der Vorarlberger Sicherheitsdirektor Dr. Hermann Victorin dem Bundeskanzleramt in Wien mit, *daß die deutsch-völkischen Turnvereine die Kraftquellen der hiesigen nationalsozialistischen Bewegung sind*<sup>2</sup>. Der Innsbrucker Politologe Anton Pelinka übernahm Jahrzehnte später diese Einschätzung in leicht veränderter Form. 1983 konstatierte er: *Turnen und Sport, Turnvereine und Sportverbände des ›Dritten Lagers‹ waren der logische Nährboden des Nationalsozialismus*<sup>3</sup>. Im folgenden sollen die Urteile von Victorin und Pelinka an Hand einschlägiger turngeschichtlicher Quellen in österreichischen Archiven überprüft werden. Wenn es zutrifft, daß der Nationalsozialismus in Österreich auf dem Boden der deutschnationalen Turn- und Sportverbände gediehen ist, dann ist zu erwarten, daß sich in der Ideologie oder im Sozialprofil der hier zur Diskussion stehenden Bewegungen Gemeinsamkeiten finden lassen.

## Die politische Dimension des Deutschen Turnens in Österreich

Am 7. und 8. September 1919 versammelten sich in Linz 47 Delegierte des Turnkreises Deutsch-Österreich, 40 Abgeordnete des Deutschen Turnerbundes (1889) sowie je ein Vertreter des Arndt-Verbandes und des Wiener Akademischen Turnvereins<sup>4</sup>. Ziel dieses Treffens war die Gründung eines einheitlichen Dachverbandes aller deutschnationalen Turnvereine Österreichs. In einem »Gemeinsamen Ausschusse der völkischen Turnverbände« erarbeiteten die 89 Turnfunktionäre die programmatischen Grundsätze, entlang derer sich der neue Turnverband mit dem Namen »Deutscher Turnerbund (1919)« entwickeln sollte. Die als »Leitsätze des Deutschen Turnerbundes (1919)« veröffentlichten sechs Richtlinien<sup>5</sup> legten als Ziel des Verbandes *die Schaffung und Stärkung geistiger und körperlicher Tüchtigkeit und des Stammesbewußtseins im deutschen Volke* fest. Aufgabe des Turnens, welches im Sinne Friedrich Ludwig Jahns als »Gesamtheit aller Leibesübungen« definiert wurde, waren die Erhaltung von *Gesundheit, Kraft und Gewandheit*, die Schaffung von *geistigen und sittlichen Werten* und die Förderung der *Wehrhaftigkeit* des deutschen Volkes. Als Vorgabe für

1 Dieser Aufsatz basiert auf einem Vortrag, der am 13. 06. 1996 bei der Tagung »Spektrum der Sportwissenschaft in Österreich« der Österreichischen Sportwissenschaftlichen Gesellschaft an der Universität Innsbruck referiert wurde. Ich danke Dr. Hubert Weitensfelder für Hinweise und Anregungen zum vorliegenden Artikel.

2 Vorarlberger Landesarchiv (in der Folge VLA), Sicherheitsdirektion Vereine 1938–1945, Schreiben des Sicherheitsdirektors an das Bundeskanzleramt vom 4. 8. 1937, S. 2.

3 Siehe dazu Pelinkas Vorwort in, WALSER, Harald, Die illegale NSDAP in Tirol und Vorarlberg 1933–1938 (Materialien zur Arbeiterbewegung 28), Wien 1983, S. VII.

4 FEND, Kuno, Geschichte über die Anfänge des Turnens im Allgemeinen und die weitere Entwicklung im Besonderen in Vorarlberg, unveröffentlichtes Manuskript, Götzis 1983, S. 24.

5 MEHL, Erwin, Grundriß des deutschen Turnens, Wien, 3. Aufl. 1923, S. 13.



Abb. 1 Die ideologischen Grundlagen des Deutschen Turnens in Österreich (Rassereinheit–Völkereinheit–Geistesfreiheit) manifestierten sich u. a. auch auf den Fahnen der Turnvereine wie diese Abbildung der Schwarzacher Turnvereinsfahne aus dem Jahre 1926 zeigt. (Original Rolf Braam, Reproduktion Stadtarchiv Dornbirn)

die Vermittlung von moralischen Werten dienten die sogenannten arischen Weistümer *Rassenreinheit–Volkeseinheit–Geistesfreiheit*. Um sicher zu gehen, daß die österreichischen Turner und Turnerinnen bei dieser Arbeit nicht durch Außenstehende behindert würden, genehmigte der Deutsche Turnerbund (DTB) seinen Mitgliedsvereinen die *Mitwirkung an Wettbewerben und Schauvorführungen anderer Leibesübungen betreibender Verbände nur dann (...), wenn daran ausschließlich Angehörige germanischer Volksstämme teilnehmen und deutsches Volkstum und deutsches Volksempfinden dadurch nicht beeinträchtigt werden*. Zudem schloß er *alle politischen Parteibestrebungen sowie Anhänger internationaler Richtungen* aus dem Turnerbund aus<sup>6</sup>.

Bei der Umsetzung dieses Programms erwies sich der Deutsche Turnerbund (DTB) jedoch als inkonsequent und verstrickte sich in Widersprüche. So war etwa das Teilnahmeverbot an »fremdvölkischen« Turnfesten insbesondere für die Vorarlberger Turnvereine problematisch, da sie aufgrund der geographischen Lage enge Verbindungen mit den deutschen und Schweizer Turnverbänden pflegten. Derartige Kontakte institutionalisierten sich 1875 in der Gründung des Bodensee-Turnerbundes, dem 14 Turnvereine aus der Ostschweiz, Baden, Württemberg, Bayern und Vorarlberg angehörten<sup>7</sup> sowie 1901 in der Gründung des Rheintalisch-Vorarlbergischen Turnverbandes, der die Turnvereine des österreichischen und schweizerischen Rheintales umfasste<sup>8</sup>. Diese Beziehungen waren für den Aufbau und die weitere Entwicklung des Turnens in Vorarlberg maßgeblich. Den Vorarlberger Turnvereinen wurde von Seiten der DTB-Bundesleitung in Wien gestattet, im kleinen Grenzverkehr Beziehungen zu deutschen und Schweizer Turnorganisationen zu unterhalten; sie durften jedoch nicht an deren Turnfesten teilnehmen. 1923 untersagte der DTB einigen Vorarlberger Wettturnern den Besuch des Deutschen Turnfestes in München, weil Juden und »fremdvölkische« Turner daran teilnehmen würden; er entsandte jedoch in der Person des Bundesturnwartes einen Spitzenfunktionär zu diesem Turnfest<sup>9</sup>. 1928 setzten sich einige Vorarlberger Turner über dieses Teilnahmeverbot hinweg und besuchten das Eidgenössische Turnfest in Luzern sowie das Deutsche Turnfest in Köln. Der DTB schloß diese Turner deswegen von der Teilnahme an seinen Verbandswettkämpfen aus<sup>10</sup>. In diesem Zusammenhang muß auf den im sechsten Leitsatz des DTB bei Turnfesten geforderten *Nachweis des völkischen Wissens* hingewiesen werden, der öfters die Teilnahme von ausländischen Turnern und Turnerinnen an österreichischen Turnfesten verhinderte. So veranstaltete der dem DTB angehörende Vorarlberger Turngau, die Dachorganisation aller deutschnationalen Turnvereine des Landes, 1923 sein 20. Gauturnfest. Im Vorfeld des Festes gab der Vorarlberger Turngau zehn sogenannte völkische Fragen aus, die die Turner und Turnerinnen im Anschluß an die Turnübungen zu beantworten hatten. Dieser theoretische und der praktische Teil wurden dann zu einer Gesamtnote addiert. Die 1923 gestellten Fragen bezogen sich vor allem auf Daten und Fakten aus der deutschen Turngeschichte sowie auf die Organisationsstruktur des DTB. Die gemeldeten Schweizer Turnvereine, die bis dahin regelmäßig an Turnfesten der Vorarlberger teilgenommen hatten, zogen daraufhin ihre Nennung für das Gauturnfest

6 MEHL (wie Anm. 5), S. 13.

7 WAGNER, Hermann, Zur Geschichte des Turnwesens in Österreich, in: Deutsche Turn-Zeitung, Heft 19 (1884), S. 197.

8 Seit 1885 trafen sich Turnvereine aus dem Schweizer und Vorarlberger Rheintal einmal jährlich zu einem Wettturnen. 1901 wurde dieser bis dato losen und freiwilligen Vereinigung mit der Gründung des Rheintalisch-Vorarlbergischen Turnverbandes ein statutenrechtlicher Rahmen gegeben siehe: Neurauter, Eugen, Der Rheintalisch-Vorarlbergische Turnverband, in: Feierabend, Heft 31 (1933), S. 385–386.

9 WEBER, Wolfgang, Von Jahn zu Hitler. Politik- und Organisationsgeschichte des Deutschen Turnens in Vorarlberg 1847–1938 (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs NF 1), Konstanz 1995, S. 137 f.

10 WEBER (wie Anm. 9), S. 137 f.



Abb. 2 Aus Anlaß des 20. Vorarlberger Gäuturnfestes in Bludenz fand am 1. 7. 1923 ein Festumzug vom Stadtzentrum zum Festplatz an der Reichstraße statt. (Original Ferdinand Heidegger, Reproduktion Stadtarchiv Dornbirn)

zurück, da ihnen betreffs des völkischen Kenntnismachweises von Vorarlberger Seite alles mögliche vorgetragen worden war<sup>11</sup>.

Sehr widersprüchlich ging der Deutsche Turnerbund mit dem in seinen Leitsätzen postulierten Beitrittsverbot für *Anhänger internationaler Richtungen* um. 1925 trat der österreichische Malermeister Heinrich Reisecker dem DTB-Verein Deutscher Turnverein Feldkirch als passives Mitglied bei. Reisecker hatte die Jahre des Ersten Weltkrieges im Schweizer Exil verbracht und dort Kontakte zu Wladimir Iljitsch Lenin unterhalten. 1920 ging er nach Linz und gründete mit Gleichgesinnten die oberösterreichische Landesleitung der KPÖ. Wenig später ließ er sich in Feldkirch nieder und erwarb bald den Ruf eines prominenten Vertreters der Vorarlberger kommunistischen Bewegung. Trotz seiner konträren politischen Überzeugung und trotz des Beitrittsverbots für »Internationalisten« in den DTB-Statuten wurde Reisecker in den Turnverein Feldkirch aufgenommen. Er wurde nie ausgeschlossen, auch nicht während der Illegalität der KPÖ von 1933–1945<sup>12</sup>.

Weniger großzügig als in der Causa Reisecker verfuhr der DTB hingegen mit jenem Vorstand des Vorarlberger Turnvereins Höchst, der sich 1918/19 in der Mehrheit vom Deutschnationalismus der österreichischen Turnbewegung ab- und der »internationalistischen« Sozialdemokratie zuwandte. Fünf der sieben Vereinsfunktionäre, darunter der Obmann Albert Blum, hatten ihre persönlichen Schlüsse aus dem Ersten Weltkrieg gezogen und sich nach

11 Turnen und Sport, Heft 13 vom 27. 3. 1924, S. 50.

12 Zu Reiseckers Person siehe: WEBER, Jürgen und WEBER, Wolfgang, »Jeder Betrieb eine rote Festung!« Die KPÖ in Vorarlberg 1920–1956 (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 32), Dornbirn 1994, S. 110, 121, 132, 159–162, 169, 170, 173, 179, 202, 223, 252.

dem Kriegsende als Sozialdemokraten deklariert. Trotz dieser ideologischen Umkehr sprachen ihnen die überwiegend deutschnationalen Mitglieder des Turnvereins Höchst in den Jahreshauptversammlungen von 1919 bis 1921 das Vertrauen aus. Im Herbst 1921 jedoch provozierten die zwei verbliebenen deutschnationalen Vereinsfunktionäre, der Turnwart August Reiner und der Beirat Josef Helbok, im Verein eine Eskalation zwischen Sozialdemokraten und Deutschnationalen. Der Konflikt endete 1922 nach der Anrufung aller zuständigen behördlichen Instanzen in der Auflösung des Turnvereins Höchst. Die Behörde sprach das Vermögen des Vereins dem Vorarlberger Turngau, einem Mitgliedsverband des DTB, zu. Dieser ermunterte Reiner und Helbok zur Neugründung eines völkischen Turnvereins in Höchst und übergab ihnen das Vermögen des aufgelösten Vereins<sup>13</sup>.

Hinsichtlich des in den DTB-Leitsätzen ausgesprochenen Verbotes aller *politischen Parteibestrebungen* zeigte sich der Deutsche Turnerbund bei weitem nicht so konsequent wie im Falle des Turnvereins Höchst. Bei der Formulierung dieser Forderung ging der DTB im Jahr 1919 davon aus, daß seine ideologische und körperkulturelle Arbeit keine Politik sei, da sie nur der *Schaffung und Stärkung geistiger und körperlicher Tüchtigkeit und des Stammesbewußtseins im deutschen Volke*<sup>14</sup> diene. Im Gegensatz zu den »internationalen Parteien« der Sozialdemokratie und der Christlichsozialen, die das deutsche Volk entlang von Klassen- bzw. entlang von Religionsgegensätzen organisieren wollten, strebe der DTB die Einheit der Deutschen fernab jeglicher Klassen-, Religions- oder Standesunterschiede an; somit sei er nicht politisch, da er *das Wohl des gesamten Volkes im Auge habe*<sup>15</sup>. Nachdem die deutschnationalen Parteien Österreichs bei drei Parlamentswahlen zwischen 1919 und 1923 rund fünf Prozent ihrer Wählerschaft verloren hatten<sup>16</sup>, setzte bezüglich des Engagements für die Parteipolitik im DTB jedoch ein Umdenkprozeß ein. In einem Leitartikel der Zeitschrift »Turnen und Sport« forderte der Obmann des Kreises 2 Steiermark-Kärnten des DTB, Dr. Robert Hesse, die Turner und Turnerinnen auf, *hinein in die völkischen Parteien zu gehen, da sie in der hohen Auffassung der völkischen Notwendigkeiten derzeit vielleicht am weitesten vorgedrungen sind*<sup>17</sup>. Ihre Aufgabe sei, *dafür zu sorgen, daß die Gefahren der Tagespolitik die Parteien nicht auf Abwege bringen, die sie von den völkischen Zielen entfernen und der reinen Interessensvertretung der ihnen angeschlossenen Kreise in die Arme treiben*<sup>18</sup>. Turner und Turnerinnen waren nach Hesse die Gralhüter der »unpolitischen Sendung« der deutschnationalen Bewegung in Österreich. Er wurde in diesen Überlegungen vom Obmann des DTB, Klaudius Kupka, unterstützt. Kupka schrieb neun Tage vor der Nationalratswahl am 21. Oktober 1923: *Wir deutschvölkischen Turner haben auch im politischen Leben, also außerhalb unseres Verbandslebens, unsere Pflicht zu erfüllen. Wir dürfen uns nicht abseits stellen und etwa durch Wahlenthaltung unseren Gegnern – in Wien z. B. den Sozialdemokraten und den mit ihnen verbündeten Juden und Tschechen – zum Siege verhelfen*<sup>19</sup>. Die in den Stellungnahmen von Hesse und Kupka zum Ausdruck kommende inhaltliche Wende des DTB in der Frage der Parteipolitik machte allerdings keine ideologische Neuorientierung notwendig. Denn der DTB verstand es weiterhin, den Mythos seiner unpolitischen Positionen aufrecht zu erhalten. Wie das geschah, illustriert etwa eine Resolution des oberösterreichischen Inn-Traun-Gaues vom 10. Februar 1924.

13 WEBER (wie Anm. 9), S. 213 f.

14 MEHL (wie Anm. 5), S. 13.

15 Turnen und Sport, Heft 4 vom 24. 1. 1924, S. 13.

16 Zu den Wahlergebnissen vgl. WEINZIERL, Erika und SKALNIK, Kurt (Hrsg.), Österreich 1918–1938. Geschichte der Ersten Republik, 2 Bände, Graz–Wien–Köln 1983, Band 2, S. 1092.

17 Turnen und Sport, Heft 4 vom 24. 1. 1924, S. 13.

18 Turnen und Sport, Heft 4 vom 24. 1. 1924, S. 13.

19 Turnen und Sport, Heft 20 vom 18. 10. 1923, S. 1.

In dieser Entschließung hielt der Inn-Traun-Gau fest, daß sich der Turnerbund und seine Vereine aufgrund der Statuten von der Tages- und Parteipolitik fernhalten müßten; von den einzelnen Turnern könne hingegen verlangt werden, *daß sie auch im öffentlichen Leben, jeder nach seinen Kräften und seiner Eignung, sich betätigen. Unsere Leitworte Rassenreinheit-Volkeseinheit-Geistesfreiheit müssen zur Tat werden. (...) Im öffentlichen Leben ist dies nur möglich durch Betätigung in der Politik und – mit den Tatsachen rechnend – an der Seite der völkischen Parteien*<sup>20</sup>. Nach Ansicht des DTB blieben die politischen Parteien ein notwendiges Übel, das vorrangige Ziel der Volkeseinheit sei es, *ein Volk ohne Parteien zu werden*<sup>21</sup>. Die Parteien stellten jedoch *bei den gegenwärtigen Verfassungsverhältnissen in Deutschland und Österreich eine Notwendigkeit dar; die völkischen Parteien schon deshalb, weil es auch nichtvölkische Parteien gibt*<sup>22</sup>.

Nach dieser Bestandsaufnahme und der Entscheidung, sich am demokratisch-parlamentarischen Kräftespiel zu beteiligen, bemühte sich der Deutsche Turnerbund um Bündnispartner. Dazu definierte er, was seiner Ansicht nach die Aufgabe einer völkischen Partei sei. Eine solche Partei habe die Aufgabe, *die Arbeit der an der sittlichen, geistigen und körperlichen Erziehung des Volkes wirkenden Vereinigungen zu schützen und zu fördern, weiter dafür zu sorgen, daß, falls nichtvölkische Kräfte in Gesetzgebung und Verwaltung die Geschicke des Volkes beeinflussen, die völkischen Endziele nicht in Gefahr kommen*<sup>23</sup>. Diesen Anforderungen entsprachen im Österreich der Zwischenkriegszeit die Großdeutsche Volkspartei, der Landbund und die NSDAP. Ganz im Sinne der oben erwähnten Forderung des Inn-Traun-Gaues beteiligten sich Turner und Turnerinnen des Deutschen Turnerbundes als Privatpersonen an der täglichen Arbeit dieser politischen Parteien. So war z. B. der Vorstand des DTB-Kreises Steiermark-Kärnten, Dr. Robert Hesse, Obmannstellvertreter der Großdeutschen Volkspartei Österreichs, und der Obmann des Vorarlberger Turngaues, Alfred Wehner, stand der Landesorganisation der Großdeutschen Volkspartei in Vorarlberg vor<sup>24</sup>. Vorarlberger Turner beteiligten sich in der ersten Hälfte der 20er Jahre an Ortsgruppen Gründungen des nationalsozialistischen Vereins für Österreich in Bregenz, Dornbirn und Feldkirch und sie spielten eine bedeutende Rolle beim Aufbau der SA<sup>25</sup>.

Die Wiege der Vorarlberger SA war der am 5. Januar 1925 vom Bregenzer Bundesbahnoberinspektor Franz Sumetinger angemeldete *Landesverein Vorarlberg des Vaterländischen Schutzbundes*. H. Walser verweist darauf, daß die österreichweite Gründung dieser Organisation erst am 18. Mai 1925 als *Vaterländischer Sturmbund* erfolgt sei, also beinahe vier Jahre nach der am 6. August 1925 erlassenen behördlichen Genehmigung der Vorarlberger Landesorganisation<sup>26</sup>. Sumetinger selbst war Mitglied der Bregenzer Ortsgruppe des nationalsozialistischen Vereins für Österreich<sup>27</sup>. Als Hauptaufgabe des Schutzbundes legten die Statuten die *Sicherung der freistaatlichen Staatsverfassung, Schutz von Personen und Eigentum, Unterstützung der bestehenden Sicherheitsorganisationen, Abwehr eines Putsches, Eingreifen bei Elementarereignissen, Veranstaltungsschutz* fest<sup>28</sup>. Zur Durchführung dieser Aufgaben wurden die Mitglieder des Verbandes paramilitärisch ausgebildet. Mitglieder konnten sowohl

20 Turnen und Sport, Heft 7 vom 14. 2. 1924, S. 30.

21 Turnen und Sport, Heft 9 vom 1. 3. 1924, S. 33.

22 Turnen und Sport, Heft 4 vom 24. 1. 1924, S. 13.

23 Turnen und Sport, Heft 4 vom 24. 1. 1924, S. 13.

24 Zu Wehners Biographie siehe: Feierabend, Heft 12 (1930), S. 121, 123.

25 Zu den Ortsgruppen Gründungen siehe: WEBER (wie Anm. 9), S. 118–120, 138, 159–160, zur SA siehe, WEBER (wie Anm. 9), Kapitel 3.7. und 3.22; WALSER (wie Anm. 3), S. 63–67.

26 WALSER (wie Anm. 3), S. 63.

27 VLA, BH Bregenz, Sch. 2 Vereine, Zl. 7/455. Sumetinger scheint in dieser am 27. 3. 1924 der Behörde vorgelegten Mitgliedsliste der Ortsgruppe Bregenz des NSVÖ als siebtes Mitglied auf.

28 VLA, VLandreg., I–146/1925.

Einzelpersonen als auch Körperschaften werden. 1931 wurde der Schutzbund in Österreich als nationalsozialistische Formation reorganisiert und in Sturmabteilung umbenannt<sup>29</sup>. Die Vorarlberger SA bildete bis 1933 gemeinsam mit der Tiroler SA den Sturmbann I/7, unter den Bedingungen der Illegalität konnten sich die Vorarlberger von den Tirolern lösen und bildeten eine eigene »Jäger-Standarte 3« mit drei Sturmbännen, was nach dem Organisationsplan der SA von 1931 eine theoretische Größe von 900–1 200 Mann bedeutete<sup>30</sup>. Daß diese Zahl in der legalen Zeit der NS-Bewegung jemals erreicht wurde, ist aufgrund des vorliegenden Quellenmaterials zu bezweifeln. Nach derzeitigem Stand der Forschung kam es bis zum Jahresbeginn 1933 nur in Dornbirn, Lustenau und Götzis zur Aufstellung von SA-Einheiten. Dabei spielten Turner eine bedeutende Rolle, was seinen Grund u. a. im Inhalt des Trainingscurriculums des Deutschen Turnerbundes hatte.

In seinem Grundsatzprogramm von 1919, den sogenannten Leitsätzen, hatte der DTB das Wehrturnen als verpflichtende Disziplin für seine Mitgliedsvereine festgeschrieben. Bei Verbandswettkämpfen mußte jeder teilnehmende Verein eine Wehrturnabteilung für die »Mannschaftsbewerbe« stellen. Die einzelnen Disziplinen dieses Turnzweiges umfaßten Handgranatenwerfen und Sturmlaufen ebenso wie Marsch- und Orientierungsübungen, womit sie dem Übungskanon der SA sehr nahe kamen. In Vorarlberg wurde das Wehrturnen in den Vereinen des Vorarlberger Turngaues 1927 eingeführt. Die Leitung dieser Turnriegen übernahmen militärisch geschulte Mitglieder, beim größten Turnverein des Landes, dem TV Dornbirn 1862 etwa der ehemalige Unteroffizier der Tiroler Kaiserjäger, Eugen Kölbl. Kölbl war 1930 der NSDAP beigetreten, noch im selben Jahr SA-Scharführer geworden, 1931–1933 leitete er die SA des gesamten Landes, ehe er 1933 nach Deutschland floh und in Lindau Sonderbeauftragter der SA wurde<sup>31</sup>. Zwischen 1927 und 1933 war er Leiter der rund 90 Mann zählenden Wehrzugriege beim TV Dornbirn. Auf seine Initiative hin wurde in Lustenau ein SA-Sturm mit rund 90 Mitgliedern und in Götzis eine SA-Schar mit 12 Männern aufgebaut. Diese SA-Standorte wurden sowohl in Lustenau wie in Götzis von Turnern geführt<sup>32</sup>. Gemeinsam mit dem SA-Sturm Dornbirn ergibt dies eine Anzahl von wenigen hundert SA-Männern in der legalen Phase der NSDAP in Vorarlberg, wovon in Dornbirn rund 42% und in Lustenau rund 25% zugleich Mitglied in den Wehrzugriegen des Turnvereins waren. Die Vereinsleitungen verhielten sich gegenüber diesem hohen Anteil von parteipolitisch organisierten Turnern durchaus ambivalent. Als die Dornbirner NS-Ortsgruppe im Januar 1933 beim dortigen Turnverein den Antrag stellte, eine Turnhalle des Vereins einmal wöchentlich für einen Trainingsabend der SA zu mieten, lehnte die Vereinsleitung dieses Begehren mit der Begründung ab, es gehe nicht an, *einer politischen Partei eine der Turnhallen zur Verfügung zu stellen*. Wenn die Nationalsozialisten das Bedürfnis nach paramilitärischen Training hätten, könnten sie dem Wehrzug des Turnvereins beitreten<sup>33</sup>. Diese Ambivalenz der Vereinsfunktionäre im Hinblick auf ihre Stellung zu politischen Parteien war das Ergebnis strategischer inhaltlicher Auseinandersetzungen in der österreichischen Turnbewegung.

Mitte der 20er Jahre wurde im Turnerbund Kritik laut, daß die deutschnationale Bewegung in Österreich von mehreren Parteien repräsentiert werde. Dies entspreche nicht dem Jahnschen Prinzip der Volkeseinheit und bringe der völkischen Sache im Kampf gegen die internationalen Parteien der Sozialdemokratie und der Christlichsozialen nur Nachteile. Es sei daher an der Zeit, daß es nur *eine einzige völkische Partei, die alle Klassen und Stände*

29 WALSER (wie Anm. 3), S. 63.

30 WALSER (wie Anm. 3), S. 64 f.

31 Bundesarchiv Koblenz, Außenstelle Berlin-Zehlendorf (ehemals Berlin Document Center) DOB 27/06/98-SA.

32 WEBER (wie Anm. 9), S. 140 f., S. 191 f., S. 239.

33 VLA, VLandreg., Ia-1124/1934, Berufung des TV Dornbirn vom 23. 8. 1933.

des Volkes umfaßt, gebe<sup>34</sup>. In der Folge entspann sich ein Kampf zwischen Großdeutscher Volkspartei und NSDAP-Hitlerbewegung um diesen Alleinvertretungsanspruch im deutsch-nationalen Lager der Republik Österreich. Zu Beginn der 30er Jahre war diese Auseinandersetzung zugunsten der NSDAP entschieden. 1931 trafen in Wien der Führer der österreichischen SA, Hermann Reschny, und die DTB-Bundesleitung zu einer Aussprache zusammen. Im Anschluß daran erklärte Reschny für die NSDAP, von der Gründung von Turn- und Sportvereinen absehen zu können, *da mit Rücksicht auf die satzungsgemäßen deutschvölkisch-arischen Grundsätze des Deutschen Turnerbundes keine Absichten bestünden, die Parteiangehörigen aus den Turnvereinen des Deutschen Turnerbundes abzuführen*<sup>35</sup>. Im Mai 1933 empfahl die Landesorganisation Vorarlberg der Großdeutschen Volkspartei ihren Mitgliedern den Eintritt in die NSDAP, *da diese Bewegung die hauptsächlichen Forderungen der Großdeutschen Volkspartei, besonders den Anschlußwillen und den Antisemitismus, gleichfalls vertritt*<sup>36</sup>. Ähnliches galt für den Deutschen Turnerbund: Er praktizierte ebenso einen ausgeprägten Antisemitismus und machte sich seit seiner Gründung 1919 für einen Anschluß Österreichs an Deutschland stark. Hinzu kam eine vergleichbare berufssoziologische Positionierung der Mitglieder von DTB und NSDAP.

### Ideologische, symbolische und soziologische Gemeinsamkeiten von NSDAP und DTB

Der Deutsche Turnerbund hatte in seinem Gründungspapier u. a. die Rassenreinheit zur Grundlage seiner Arbeit erklärt. Um diesen zweifelhaften Wert zu erhalten, führten alle seine Mitgliedsvereine den sogenannten Arierparagraphen in ihren Statuten. Dieser schloß Menschen jüdischen Glaubens von der Ausübung der Körperkultur in deutschen Turnvereinen aus. Der Arierparagraph hatte in Österreich bereits an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert dazu geführt, daß die Mehrzahl der deutschnationalen Turnvereine aus der Deutschen Turnerschaft austrat und eigene antisemitische Landesverbände gründete, da sich die Deutsche Turnerschaft weigerte, den Arierparagraphen verpflichtend für alle seine Mitgliedsverbände einzuführen<sup>37</sup>. Der DTB (1919) verstand sich als legitimer Nachfolger dieser Turnorganisationen und praktizierte einen scharfen Antisemitismus. Als etwa im Jahre 1923 der Deutsche Sportverein Leoben aus dem Steirischen Fußballverband ausgeschlossen wurde, weil er sich geweigert hatte, gegen den jüdischen Sportklub Hakoah ein Meisterschaftsspiel zu bestreiten, wurden die Leobener vom DTB gelobt und der steirische Fußballverband gerügt: *Hoffen wir, daß es doch noch ein paar Sportvereine in der Steiermark gibt, die diesem häßlichen Liebesdienste des Fußballverbandes für das Judentum kein Verständnis entgegenbringen. (...) Sportler, schließt Euch auf allen Gebieten in arischen Sportverbänden zusammen! (...) Laßt euch nicht mit den Juden, den Todfeinden unseres Volkes, zusammenzwingen. Gründet arische Verbände, verweigert den Juden den Eintritt in eure Vereine (...)*<sup>38</sup>.

Ebenso kompromißlos wie den Antisemitismus vertrat der DTB den Anschluß Österreichs an Deutschland. Seine Mitgliedsvereine waren angehalten, den Leitsatz der Volkes-

34 Turnen und Sport, Heft 4 vom 24. 1. 1924, S. 14.

35 Zur Abwehr der klerikalen Angriffe gegen den Deutschen Turnerbund, Wien 1929, S. 17.

36 Vorarlberger Tagblatt vom 8. 5. 1933.

37 Für eine zusammenfassende Darstellung zur Problematik des Arierparagraphen siehe: WEBER, Wolfgang, Zur Entwicklung und Bedeutung der völkisch-deutschen Turnbewegung in Vorarlberg unter besonderer Berücksichtigung des Turnvereins Dornbirn 1862, Diplomarbeit, Univ. Innsbruck 1989, S. 38–45, 62–67.

38 Turnen und Sport, Heft 21 vom 25. 10. 1923, S. 86.

einheit bei ihren Feiern und Festen hochzuhalten und zu zelebrieren. Drei Beispiele aus Vorarlberg illustrieren dies.

Die Organisatoren des 20. Vorarlberger Gauturnfestes 1923 in Bludenz legten als Ziel der Feier fest: *Eine völkische Erhebung und eine bleibende Festigung unseres Willens durchzuhalten durch die Not der Zeit und weiterhin unsere Kräfte zu sammeln bis zu einem großen Augenblicke, in dem die Führer uns rufen werden mitzuhelfen am Wiederaufbau des von uns allen ersehnten großen und einigen Vaterlandes, das alle deutschen Stämme in sich aufnimmt*<sup>39</sup>.

Beim Kreisturnfest des DTB im Jahre 1924 in Bregenz erinnerte der Bürgermeister der Vorarlberger Landeshauptstadt, Dr. Ferdinand Kinz, in seiner Festansprache daran, daß die Turner und Turnerinnen die Aufgabe hätten, *den Weg zu bahnen, auf dem unsere abgesprengten Volksgenossen im Norden und im Süden, im Osten und im Westen einziehen können in das gemeinsame große Vaterhaus*<sup>40</sup>.

Noch deutlicher als Kinz wurde der Dietwart<sup>41</sup> des Turnvereins Bregenz, Dr. Hermann Schmid, bei einer Sonnwendfeier in den Bregenzer Seeanlagen im Jahr 1933. Dort äußerte Schmid: *Unser Vaterland ist nur das große deutsche Vaterland. Dieser Boden, auf dem wir stehen, ist deutsch und muß deutsch bleiben. Wir werden den deutschen Brüdern, die im Weltkriege Schulter an Schulter mit uns gekämpft haben, die Treue bewahren. Heil Alldeutschland!*<sup>42</sup>

Antisemitismus und Großdeutschland-Visionen waren zwei ideologische Konstanten, die der Deutsche Turnerbund und die NSDAP in Österreich teilten. Derartige Übereinstimmung äußerte sich aber auch in der Symbolik beider Bewegungen. Im Frühjahr 1920 beschlossen die österreichischen Nationalsozialisten, ein rechtsläufiges Hakenkreuz mit eckigen Haken als Symbol ihrer Bewegung zu wählen. Auf einem gemeinsamen Parteitag der deutschen, österreichischen und tschechischen Nationalsozialisten im August 1920 soll Adolf Hitler diese Hakenkreuzversion zum offiziellen Abzeichen der NS-Bewegung erklärt haben<sup>43</sup>. Ein Jahr zuvor hatte der Deutsche Turnerbund bei seinem Gründungstreffen in Linz im September 1919 ein rechtsläufiges Hakenkreuz mit runden Balken zum Emblem des DTB erklärt. Die runden Balken wurden von vier F gebildet, welche den Wahlspruch der Turnbewegung Frisch-Fromm-Fröhlich-Frei symbolisierten. Derartige symbolische Nähe führte in Vorarlberg bereits sehr früh zu Gleichsetzungen von NS- und Turnbewegung. Als der Vorarlberger Turngau im Jahre 1923 das bereits erwähnte Gauturnfest in Bludenz vorbereitete, wurden in der lokalen Presse Gerüchte kolportiert, daß es sich dabei um ein Hakenkreuzfest handle und die sportlichen Wettkämpfe nur ein Vorwand für parteipolitische Propaganda seien. Die Leitung des Turngaues wies in einer Presseaussendung solche Vorwürfe zurück und hielt fest, daß *das Hakenkreuz schon lange bevor es ein angefeindetes vielumstrittenes Parteisymbol unserer Tage geworden ist, das Emblem der Deutschen Turnerschaft war (...)* Turnvater Jahn selbst verwendete es als Abzeichen seiner jungen Turnerscharen, *das heute noch im allgemeinen Gebrauch steht. Die Deutsche Turnerschaft lehnte von jeher jede Politik in ihren Reihen ab, sie ist volksbewußt, hat aber mit der modernen na-*

39 Turnen und Sport, Heft 5 vom 5. 7. 1923, S. 21.

40 Turnen und Sport, Heft 26 vom 25. 7. 1924, S. 104.

41 Die wesentliche Aufgabe eines Dietwartes (diet = Volk) bestand in der ideologischen Schulung der Turner und Turnerinnen entlang der hier vorgestellten politischen Inhalte des Deutschen Turnens. Diese Funktion wurde erstmals beim Deutschen Turnerbund (1889) im Jahre 1905 eingeführt, siehe: BENDA, Franz, Der Deutsche Turnerbund 1889. Seine Entwicklung und Weltanschauung (Dissertationen der Universität Wien 216), Wien 1991, S. 254-258.

42 VLA, BH Bregenz, III-1516/1935, Bericht des Kriminalbeamten vom 25. 6. 1933.

43 GRÄNZ, Alois, Das Hakenkreuz, in: SCHILLING, Alexander, Dr. Walter Riehl und die Geschichte des Nationalsozialismus, Leipzig 1933, S. 378 f.

# 71. Jahres Bericht 1933 des Turnvereins Dornbirn



## Ehrenmitglieder

Frz. Spiegel  
H. Hämmerle  
Georg Höfle  
Ignaz Fessler  
Vikt. Hämmerle  
Aug. Feierle  
Konrad Gohm

Bapt. Hämmerle  
Rob. Bertolini  
Hans Hartmann  
Jul. Fußenegger  
Wilh. Jäger  
Joh. Kleinbrod  
Theod. Liebisch

Albert Ulmer

RODOLF STAUB

Abb. 3 Vorarlbergs deutschnationalen Turnvereinen war die symbolische Nähe ihres links im Vordergrund zu sehenden Turnereblems zum Hakenkreuz der NS-Bewegung bewußt. (Original TS Dornbirn, Reproduktion Stadtarchiv Dornbirn)

*tionalsozialistischen Bewegung, welche das Hakenkreuz in ihrem Parteiabzeichen hat, nicht die geringste Berührung*<sup>44</sup>.

Elf Jahre später, am 7. August 1934, verbot die österreichische Bundesregierung das Tragen des DTB-Emblems, da es von den in Österreich seit dem 19. Juni 1933 illegalen Nationalsozialisten und Nationalsozialistinnen vermehrt als Ersatz für das verbotene NS-Parteiabzeichen getragen worden war<sup>45</sup>. Die Verwendung der traditionellen Farben der deutschen Demokratie- und der Turnbewegung, Schwarz-Rot-Gold, wurde ebenfalls unter Strafe gestellt. Im Herbst 1933 mußte der Turnverein Feldkirch die vor seiner Skihütte auf der Alpe Furx seit Jahren aufgezugene Vereinsfahne, die die deutschen Reichsfarben und das DTB-Emblem zeigten, einholen<sup>46</sup>. Gegen Mitglieder des Turnvereins Götzis wurde im Frühjahr 1934 wegen verbotener politischer Betätigung ermittelt, weil sie beim Begräbnis eines verstorbenen Vereinsangehörigen am offenen Grab einen Trauerkranz mit schwarz-rot-goldener Schleife niedergelegt hatten<sup>47</sup>.

Zu diesen symbolischen und ideologischen Gemeinsamkeiten kamen noch Übereinstimmungen hinsichtlich der Berufsstruktur der Mitglieder. Sowohl NSDAP als auch Deutscher Turnerbund rekrutierten ihre Anhängerschaft vor allem aus den Mittelschichten der Bevölkerung. Dies zeigt ein Beispiel aus der Stadt Dornbirn. 1932/33 sah die soziale Stellung der männlichen Mitglieder des Turnvereins sowie der männlichen Parteimitglieder der Dornbirner NSDAP-Ortsgruppe folgendermaßen aus<sup>48</sup>:

soziale Stellung	NS-Ortsgruppe (76 Männer)	Turnverein Dornbirn (538 Männer)
Angestellte	32,9%	29,9%
Arbeiter	10,5%	5,0%
Handwerker	38,6%	30,6%
Selbständige	17,1%	32,3%
Bauern	1,3%	1,1%
Sonstige	0,9%	1,3%

Ein Vergleich dieser Zahlen mit der Dornbirner Wohnbevölkerung ist aufgrund des unterschiedlich organisierten statistischen Materials nur bedingt möglich<sup>49</sup>. Deutliche Abweichungen ergeben sich in den Sparten Landwirtschaft und Selbständige. Beim Turnverein und bei der NS-Ortsgruppe waren 1,1% bzw. 1,3% in der Landwirtschaft beschäftigt, bei der Dornbirner Bevölkerung 10,1%. Im Jahre 1934 waren 3,7% der Dornbirner in freien Berufen tätig, während es bei den Turnern und Nationalsozialisten zwei Jahre zuvor 32,3% bzw. 17,1% waren. In dieser Gruppe sowie bei den Arbeitern und Handwerkern ergeben sich auch die signifikantesten Abweichungen zwischen Turnverein und NSDAP. Es bleibt

44 Turnen und Sport, Heft 2 vom 14. 6. 1923, S. 6.

45 Österreichisches Staatsarchiv, AdR, BKA ZI.215.770-GD2.

46 VLA, BH Feldkirch, III-Sammelakt Versammlungen/1933.

47 VLA, BH Feldkirch, III-256/1935.

48 Die Zahlen für die NS-Ortsgruppe Dornbirn wurden aufgrund des Biographischen Datensatzes »Legale NSDAP Tirol-Vorarlberg« am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck errechnet. Die Zahlen zum Turnverein Dornbirn beruhen auf einer Mitgliederliste des Turnvereins; siehe: VLA, BH Feldkirch, Politische Expositur Dornbirn III-47/1933.

49 Bei der Volkszählung 1934 wurde nicht nach der sozialen, sondern der wirtschaftlichen Stellung unterschieden. Für Dornbirn lauten die Ergebnisse: Industrie und Gewerbe 59,5%, Handel und Verkehr 11,8%, Land- und Forstwirtschaft 10,1%, ohne Beruf 8,8%, Freie Berufe 3,7%, Öffentlicher Dienst 2,8%, ohne Angabe 2,2%, Geld- und Kreditwesen 0,8%, häuslicher Dienst 0,3%; siehe: BOHLE, Albert, Dornbirner Geschichte aus dem Kirchturmkopf von St. Martin, in: Dornbirner Schriften XI. Beiträge zur Stadtkunde, S. 3–108, hier S. 56.

aber festzuhalten, daß sich 88,6% bzw. 92,8% der NSDAP- bzw. Turnvereinsmitglieder in Dornbirn aus den Mittelschichten rekrutierten.

### Zusammenarbeit von NSDAP und deutschnationalen Turnvereinen

Die hier diskutierten berufssoziologischen, symbolischen und ideologischen Gemeinsamkeiten waren meines Erachtens der Grund für Doppelmitgliedschaften in Turnvereinen und NSDAP-Ortsgruppen. 1932 zählte die NSDAP in Vorarlberg zehn Ortsgruppen mit 550 Mitgliedern. 143 dieser Personen waren zugleich auch Mitglied in einem örtlichen Turnverein<sup>50</sup>. Das legt die Vermutung nahe, daß es bei der Rekrutierung neuer Mitglieder zu Kooperationen zwischen der NSDAP und den deutschnationalen Turnvereinen gekommen ist. Ein Beispiel aus der Stadt Feldkirch bestärkt diese These.

Am 25. Mai 1932 veranstaltete der Feldkircher Turnverein gemeinsam mit der Ortsgruppe der NSDAP eine Gedenkfeier für den in den 1920er Jahren in Deutschland hingerichteten Albert Leo Schlageter. Die Feier wurde in der Turnhalle des Vereins abgehalten. Wenige Tage später traten sechs Männer neu in die Feldkircher NS-Ortsgruppe ein. Fünf dieser Männer kamen aus dem Turnverein<sup>51</sup>.

Ein weiterer Grund für die große Attraktivität der NSDAP bei den Turnern und Turnerinnen war die Funktionärstätigkeit prominenter NS-Aktivistinnen in den Turnvereinen. So war etwa der Vorarlberger Bezirksverbandsleiter und »Gauleiter« Anton Plankensteiner 1932 Obmann des Turnvereins Dornbirn, der Führer der Vorarlberger SA, Eugen Kölbl, Wehrzugriegeleiter beim Dornbirner Turnverein. Der Bregenzer Besenfabrikant und Turner Otto Weber leitete die HJ des Landes; Rudolf Gunz, einer von zwei Landtagsabgeordneten der NSDAP der Jahre 1932/33, war viele Jahre Dietwart des Turnvereins Hard. Die Hälfte der Vorarlberger Ortsgruppenleiter des Jahres 1932 waren Mitglieder in den örtlichen Turnvereinen, weitere Turner hatten leitende Funktionen in den NS-Ortsgruppen inne<sup>52</sup>. In Feldkirch waren z. B. der Turn- und der Zeugwart des Vereins SA-Führer, der Schriftführer und der Kassier der NS-Ortsgruppe waren aktive Turner, der Leiter der NS-Betriebszellenorganisation war ebenfalls Turner<sup>53</sup>. In Lustenau gehörten die beiden ersten NS-Ortsgruppenleiter der Altersriege des Turnvereins 1880 an, der Propagandawart der NSDAP war Passivturner, der Leiter der NS-Motorstaffel und der Führer des SA-Standortes waren Aktivturner. Kassier, Schrift-, Diet-, und Zeugwart des Turnvereins 1880 waren ebenfalls NSDAP-Mitglieder<sup>54</sup>.

Die hier beschriebene enge Beziehung zwischen NSDAP und deutschnationalen Turnvereinen fand nach dem Verbot der Hitlerpartei in Österreich am 19. Juni 1933 kein Ende. Im Gegenteil: Die NS-Turner beteiligten sich an den illegalen Aktivitäten der NSDAP. Der von Nationalsozialisten im Juli 1934 betriebene Putsch gegen die Regierung Dollfuß ging von einer Turnhalle des DTB in Wien aus. Fünf der hingerichteten Putschisten, u. a. Otto Planetta und Franz Holzweber, waren Mitglieder völkischer Turnvereine, bei den Straßenkämpfen im Gefolge des Putschversuches fielen auf NS-Seite 17 weitere Turner<sup>55</sup>. Als Reaktion auf

50 WEBER (wie Anm. 9), S. 270 f.

51 VLA, BH Feldkirch, III-Sammelakt Versammlungen/1933; Biographischer Datensatz »Legale NSDAP Tirol-Vorarlberg« am Institut für Zeitgeschichte der Universität Innsbruck; Mitgliederliste des Turnvereins Feldkirch in: VLA, VLandreg., Prs.-596/1933.

52 Siehe zu diesen Angaben die Kapitel 3.6, 3.7., 3.9., 3.11., 3.13., 3.15., 3.17. bis 3.20., 3.22., 3.26., 3.31. in: WEBER (wie Anm. 9).

53 VLA, VLandreg., Prs.-757/1933.

54 VLA, VLandreg., Prs.-757/1933 und BH Feldkirch, III-12/1937 und BH Feldkirch, III-436/1938.

55 BERNETT, Hajo, Die österreichischen Schulturnreformer unter den politischen Rahmenbedingungen der nationalsozialistischen Ära, in: Margarete Streicher. Ein Leben für die Leibeserziehung (Schriftenreihe des Streicher-Archivs 1), Salzburg 1991, S. 175–197, hier S. 181.



Abb. 4 Anton Plankensteiner (3. v.l.), Obmann des Turnvereins Dornbirn und NS-»Gauleiter« von Vorarlberg Ende der 1920er Jahre vor der Skihütte des Turnvereins am Bödele. (Original und Reproduktion Stadtarchiv Dornbirn)

die Juli-Ereignisse stellte die austrofaschistische Regierung den DTB noch im selben Monat unter staatliche Verwaltung und verhängte bis zum Herbst 1934 ein Betätigungsverbot für alle deutschnational-völkischen Turnvereine in Österreich. Trotzdem ließen sich österreichische Turner und Turnerinnen des DTB nicht von einem Engagement für die illegale NSDAP abhalten. Ihre Aktivitäten reichten vom Stören sogenannter vaterländischer Kundgebungen des Austrofaschismus durch Heil-Hitler-Rufen über den Aufbau bzw. Erhalt illegaler NS-Parteiorganisationen bis zu Sprengstoffanschlägen und Kidnapping.

Im August 1934 deckten die Vorarlberger Sicherheitsbehörden die illegale SS des Landes auf. Dies war nur möglich geworden, weil die Behörde über einen Konfidenten in der Bregenzer SS verfügt hatte. Die österreichische SS wurde am 27. Januar 1930 durch den Wiener »Gauleiter« Eduard Frauenfeld gegründet<sup>56</sup>. In ihrer legalen Zeit wies sie in Vorarlberg zwei Standorte in Bregenz und in Dornbirn mit 38 Männern auf. Sie unterstanden dem SS-Sturm 2/I/29 in Lindau, dessen Führer Thyson auch die leitenden Funktionäre in Vorarlberg ernannte<sup>57</sup>. Nach dem Gang in die Illegalität 1933 konnte die Vorarlberger SS ihren Mannschaftsstand bedeutend ausbauen, die Schätzungen reichen von 250 bis 485 Männern, organisatorisch wurde sie als Sturmbann III der SS-Standarte 37 mit Sitz in Innsbruck unterstellt<sup>58</sup>. Rund ein Drittel der Bregenzer SS-Offiziere der Jahre 1933/34 gehörten dem dortigen Turnverein an<sup>59</sup>. Bereits vor der Aufdeckung der SS im Jahre 1934 waren in der

56 WALSER (wie Anm. 3), S. 67.

57 VLA, BH Bregenz, C-4449/1933.

58 WALSER (wie Anm. 3), S. 67 f.

59 WEBER (wie Anm. 9), S. 272.

NS-Szene Gerüchte kursiert, daß einer der SS-Offiziere ein Spitzel der österreichischen Bundesregierung sei. Nach der Zerschlagung der SS im August 1934 entführten die verbliebenen SS-Männer diesen Offizier über den Grenzfluß Leiblach nach Deutschland und übergaben ihn dort dem Sonderbeauftragten der Österreichischen Legion. Dieser überwies ihn in das Legionsstraflager Lechhausen, von wo er im Herbst 1934 mit Hilfe deutscher Hitlergegner nach Österreich flüchtete. Von den sieben an seinem Kidnapping beteiligten Personen waren vier Mitglieder des Turnvereins Bregenz<sup>60</sup>.

Am Beispiel Vorarlberg zeigt sich das Ausmaß der Beteiligung von DTB-Mitgliedern an illegalen NS-Aktivitäten. 715 der rund 3300 Mitglieder des DTB-Verbandes »Vorarlberger Turngau« wurden zwischen 1933 und 1937 wegen illegaler NS-Betätigung abgestraft; 71 dieser Turner flüchteten nach Deutschland und traten dort der Österreichischen Legion bei<sup>61</sup>. Die Straftäter kamen aus 14 der insgesamt 32 deutschnationalen Vorarlberger Turnvereine<sup>62</sup>. Sechs Turnvereinen wurde von der Behörde zwischen 1934 und 1938 die Tätigkeit eingestellt. Aus dem Turnverein Götzis heraus wurde 1934 ein illegaler SS-Standort gegründet, 90% der 1936/37 aufgedeckten illegalen HJ hatte ihre personelle Basis in den Jugendriegen von sechs Turnvereinen des Landes. In Bregenz und Dornbirn wurden Turnvereinsmitglieder beim Kassieren von Mitgliedsbeiträgen für die verbotene NSDAP gefaßt, in Dornbirn stand ein Turner, auf dem Weg zum wöchentlichen Abendtraining das »Kampfblatt« der NSDAP Tirol-Vorarlberg, den »Roten Adler«, verteilt zu haben<sup>63</sup>. Keine dieser Straftaten wurde im Rahmen von Turnvereinsaktivitäten begangen. Nichtsdestotrotz bleibt eine (zumindest räumliche) Nähe von nationalsozialistischen und turnerischen Aktivitäten zu konstatieren.

In Feldkirch etwa verteilten 1936 Angehörige der illegalen HJ im Anschluß an die Trainingsabende der Zöglingstruppe des dortigen Turnvereins NS-Propagandamaterial an die »HJ-Turner«<sup>64</sup>. Die nationalsozialistischen Druckwerke stammten zum Teil aus Deutschland, zum Teil aus eigener Produktion. Auf Anweisung der illegalen Zentraleitung der österreichischen HJ in Wien produzierte die Vorarlberger HJ 1936 eine eigene Zeitschrift mit dem Titel »Die Fanfare«. Sie enthielt neben Nachrichten aus der regionalen NS-Szene auch solche aus anderen österreichischen Bundesländern. Derartige Informationen, weiteres Propagandamaterial und einschlägige NS-Literatur sowie das Geld für die Druckkosten erhielten die Vorarlberger durch drei Kuriere der Wiener HJ-Leitung, teilweise wurden sie auch aus Deutschland eingeschmuggelt<sup>65</sup>. Koordiniert wurden die HJ-Aktivitäten in Vorarlberg von Lindau aus, Ziel war es, *in der nationalsozialistischen Jugend die Idee Hitlers wachzuhalten und unsere gegenseitige Kameradschaft im Geiste Hitlers zu festigen*<sup>66</sup>. Das durchschnittliche Alter der Vorarlberger Hitlerjungen 1936/37 betrug 17 Jahre, rund ein Drittel davon war arbeitslos, der Rest befand sich in weiterführender schulischer oder handwerklicher Ausbildung. Sie entstammten durchwegs kleinbürgerlichen Verhältnissen, rund 10% waren Kinder von Alleinerzieherinnen, rund 92% besaßen die österreichische Staatsbürgerschaft, der Rest verteilte sich auf deutsche, tschechoslowakische und jugoslawische Staatsangehörige<sup>67</sup>.

60 Zu den Einzelheiten dieses Entführungsfalles siehe: WEBER (wie Anm. 9), S. 129–131.

61 VLA, VLandreg., Prs.-318/1937, Politischer Lagebericht Nr. 1, S. 15.

62 Für einen Überblick zu diesen Straftaten siehe: WEBER (wie Anm. 9), S. 273.

63 Ausführlich zu diesen Beispielen siehe: WEBER (wie Anm. 9), Kapitel 3.3. bis 3.11., 3.13. bis 3.15., 3.17. bis 3.20., 3.22., 3.26., 3.29., 3.31.

64 VLA, BH Feldkirch, III-515/1936.

65 VLA, BH Feldkirch, III-12 Sammlekt NS-Tätigkeit/1936.

66 VLA, BH Bregenz, III-2322/1934.

67 WEBER (wie Anm. 9), S. 112–152, 157–175, 188–197, 234–245, 250–255.

Die Bundesleitung des DTB, der Vorstand des Vorarlberger Turngaues und die einzelnen Turnvereine waren bemüht, die an dieser Stelle beschriebene politische Betätigung ihrer Mitglieder bei Androhung des Vereinsausschlusses zu unterbinden. So versandte etwa der Turnrat des Turnvereins Götzis bereits im Juli 1933 ein Rundschreiben, in dem er alle Vereinsmitglieder aufforderte, von jeglicher (Partei-)Politik in- und außerhalb des Vereins Abstand zu nehmen, sich *strengstens zurückzuhalten* und den Anweisungen der Behörden zu folgen<sup>68</sup>. Allein der hier aufgezeigte ideologische Überbau des Deutschen Turnens in Österreich ließ derartige Bemühungen scheitern. Wie hoch der Anteil von NS-Turnern und -Turnerinnen war, illustriert auch der Jahresbericht des Turnvereins Dornbirn 1938. Dort heißt es mit Bezug auf die politischen Ereignisse der vergangenen Monate:

*Noch festzustellen wäre, daß wir mit der Partei (d. i. die NSDAP, WW), den Formationen in bestem Einvernehmen zusammenarbeiten, obwohl wir die besten Leute nach dem Umsturz an diese abtreten mußten und viele heute für unseren Verein durch die Beanspruchung in der Partei und in den Formationen keine Zeit mehr für unsere Arbeit finden, aber auch dies wird sich wieder ändern, wenn der neue Staat aufgebaut ist und die Ostmark alles nachgeholt hat, was das Altreich uns noch vor ist*<sup>69</sup>.

### Zusammenfassung

Die eingangs zitierten Aussagen über die deutschnationalen Turnvereine als »Kraftquellen« bzw. »logischen Nährboden« des Nationalsozialismus in Österreich halten einer quellenkritischen Überprüfung bis zu einem bestimmten Grade stand. Der Deutsche Turnerbund (1919) und die NSDAP-Österreich weisen in ihrem ideologischen Überbau sowie in ihrem Sozialprofil Gemeinsamkeiten auf: Beide Bewegungen rekrutierten ihre Anhänger aus den Mittelschichten; Antisemitismus und Großdeutschland-Idee zählten zu den Grundlagen ihrer Theorie und Praxis. Diese Basis machte in den 1920er und 1930er Jahren ein politisches Bündnis zwischen NSDAP und DTB möglich, welches auch nach dem Verbot der NSDAP in Österreich 1933 seine Fortsetzung fand: In Vorarlberg wurde z. B. zwischen 1933 und 1937 rund ein Fünftel der DTB-Mitglieder wegen illegaler NS-Betätigung abgestraft. Das bayerische Lindau spielte eine bedeutende strategische Rolle als Koordinationsstelle für die illegalen SA- und HJ-Aktivitäten, für SS- und NSDAP-Aktionen ist eine derartige Rolle auf Grundlage der Quellen nicht nachzuweisen, jedoch anzunehmen, da die legale Vorarlberger SS von Lindau aus geleitet wurde. Es bleibt jedoch festzuhalten, daß nicht die gesamte deutschnationale Turnerschaft Vorarlbergs in das Lager Hitlers überlief. Ermittlungen österreichischer Behörden ergaben 1933, daß sich zwischen 50% und 60% der Bregenzer Turnvereinsmitglieder zum Nationalsozialismus bekannten, der Rest je zur Hälfte zur Großdeutschen Volkspartei und zur Vaterländischen Front<sup>70</sup>. Das deutschnationale Lager im Vorarlberg der 1930er Jahre erweist sich also bei näherer Betrachtung als weitaus inhomogener und fraktionierter als die Landesgeschichtsschreibung bisher annahm.

Anschrift des Verfassers:

Mag. Dr. Wolfgang Weber, Vorarlberger Landesarchiv,  
Kirchstr. 28, A-6901 Bregenz

68 VLA, BH Feldkirch, III-298/1936, Aufruf des TV Götzis vom 27. 7. 1933.

69 Chronik TV Dornbirn 1938.

70 VLA, BH Bregenz, III-2462/1934.



## Ein christlicher Demokrat in schwerer Zeit: Der badische Zentrumspolitiker, Landtagsabgeordnete und Herdwanger Bürgermeister Otto Osterwald (1887–1967)

VON EDWIN ERNST WEBER

Im katholisch und ländlich strukturierten Oberland sowohl Württembergs und Badens wie auch des preußischen Regierungsbezirks der Hohenzollerischen Lande vollzieht sich der Aufstieg des Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik vor allem in der politischen und weltanschaulichen Auseinandersetzung und Konfrontation mit der Zentrumspartei, die hier das politische Terrain bereits seit der Kulturkampfzeit nahezu absolut und unangefochten beherrscht. Die folgende biographische Studie zu dem aus dem badischen Herdwangen bei Pfullendorf stammenden Bürgermeister, Zentrumspolitiker und Landtagsabgeordneten Otto Osterwald soll exemplarisch Verlauf, Inhalte und Formen dieser Auseinandersetzung zwischen Nationalsozialismus und politischem Katholizismus dokumentieren und nicht zuletzt auch auf die Grenzen und Brüche im Widerstandsverhalten von katholischer Kirche und Zentrum zu Beginn der braunen Gewalt- und Unrechtsherrschaft verweisen.<sup>1</sup>

Otto Osterwald entstammt einer alteingesessenen Herdwanger Bauern- und Handwerkerfamilie, die sich in der Ortsgeschichte bis in das 18. Jahrhundert zurückverfolgen läßt.<sup>2</sup> Er wird am 17. November 1887 als zweites von vier Kindern des Landwirts und Wagnermeisters Valentin Osterwald (1849–1913) und seiner Ehefrau Karolina geb. Männer (1860–1939) geboren.<sup>3</sup> Nach dem Tod des Stiefbruders Philipp 1904 ist Otto Osterwald das einzige überlebende Kind der Familie, das die Nachfolge des Vaters sowohl als Bauer wie auch als Handwerker im elterlichen Betrieb im Herdwanger Unterdorf antreten soll.<sup>4</sup> Von 1894 bis 1902 besucht er die Volksschule seines Heimatdorfes, sodann absolviert er bis April 1905 eine Wagnerlehre bei seinem Vater und besucht gleichzeitig die Gewerbeschule in Pfullendorf.<sup>5</sup> Nach Ablegung der Gesellenprüfung geht der damals 17jährige Otto Osterwald im

---

Geringfügig überarbeitete und mit Anmerkungen versehene Fassung eines am 6. November 1997 auf Einladung des Fördervereins Ramsberg–St. Wendelin in Herdwangen gehaltenen Vortrags.

- 1 Das wichtige Thema des Verhältnisses zwischen Nationalsozialismus und politischem Katholizismus im deutschen Südwesten harrt bislang noch einer systematischen Aufarbeitung. Einen ersten Einstieg in das Thema bieten Joachim KÖHLER, *Die katholische Kirche in Baden und Württemberg in der Endphase der Weimarer Republik und zu Beginn des Dritten Reiches*. In: Thomas SCHNABEL (Hrsg.), *Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg 1928–1933*. Stuttgart u. a. 1982, S. 257–294, sowie die Aufsätze zum Thema Kirche und Nationalsozialismus im Rottenburger Jahrbuch für Kirchengeschichte Bd. 2 (1983).
- 2 Vgl. Stammtafeln der Familien Osterwald und Thum aus Herdwangen o. D. (um 1930) (Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26); außerdem Familienregister der Pfarrei Herdwangen 1810–1919 (Pfarrarchiv Herdwangen).
- 3 Aus der am 13. 1. 1887 geschlossenen Ehe gehen neben Otto noch die Schwestern Paula (1889 geboren und gestorben) und Johanna (1890–1892) hervor, der ältere Bruder Philipp (1880–1904) geht auf eine voreheliche Beziehung der Mutter zurück (vgl. Familienregister 1810–1919, wie Anm. 2).
- 4 Das väterliche Anwesen von Otto Osterwald ist das Haus Nr. 2 im Herdwanger Unterdorf (Familienregister 1810–1919, wie Anm. 2).
- 5 Zum schulischen und beruflichen Werdegang von Otto Osterwald bis zu seiner Wahl als Bürgermeister 1921 vgl. seinen selbstverfaßten Lebenslauf v. 7. 8. 1933, außerdem Lebenslauf von Otto Osterwald, zusammengestellt von Gertrud und Adam Stiebel o. D. (beide in: Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26), Personalbogen des badischen Landtagsabgeordneten Otto

Mai 1905 nach traditioneller Handwerkersitte »in die Fremde« und ist in der Folge bis Oktober 1906 in wechselnden Handwerks- und Gewerbebetrieben in Lichtental bei Baden-Baden, Wiesbaden, Mönchengladbach, Solingen, Lübeck, Stuttgart und Reichenbach bei Göppingen tätig.<sup>6</sup> Seine Wanderzeit nutzt er gleichzeitig zum Besuch von Fortbildungskursen.

Anschließend arbeitet Osterwald offenkundig wiederum im väterlichen Betrieb in Herdwangen, ehe er vom 5. Oktober 1909 bis 23. Januar 1911 seinen Militärdienst bei der 2. Kompanie des badischen Trainbataillons 14 in Durlach ableistet.<sup>7</sup> Nach der erneuten Rückkehr in den Heimatort und in den elterlichen Landwirtschafts- und Handwerksbetrieb legt Otto Osterwald 1913 die Meisterprüfung als Wagner ab und übernimmt nach dem frühen Tod des Vaters im selben Jahr die Leitung des Familienunternehmens. In die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg fallen auch die Anfänge von Osterwalds öffentlichem und politischem Engagement. Spätestens seit 1908 betätigt sich der junge Herdwanger neben seinem Brotberuf auch als Zeitungskorrespondent u. a. für den »Pfullendorfer Anzeiger«, das »Heuberger Volksblatt« in Meßkirch, die Deutsche Bodenseezeitung in Konstanz sowie später für »Die Gemeinde« in Karlsruhe.<sup>8</sup> Darüberhinaus hält der sprachgewandte und vielseitig interessierte Osterwald Vorträge im katholischen Männerverein, den der damalige Ortspfarrer Hummel 1903 als Forum für die politische Bildung unter katholisch-kirchlichen Vorzeichen in Herdwangen gegründet hatte.<sup>9</sup> Vor allem aber tritt Otto Osterwald bereits im Alter von 20 Jahren der katholischen Zentrumspartei bei, dem politischen Sprachrohr des ultramontan geprägten deutschen Katholizismus.<sup>10</sup> Seine enge Verbindung zur katholischen Kirche erweist sich 1914 schließlich auch in der Übernahme des Recheneramtes für den örtlichen Kirchenfonds.<sup>11</sup> Otto Osterwald bezieht damit bereits in jungen Jahren eindeutig Position im Kulturkampf, der im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert in Herdwangen und vielen anderen Orten zumal des badischen Oberlandes zu einer Polarisierung der politischen Fronten zwischen kirchentreuen »Schwarzen« und liberalen, antiklerikalen »Roten« führt und vielfach das politische Klima über Jahre hinweg nachhaltig vergiftet.<sup>12</sup> Daß diese

Osterwald o. D. (1929) (GLAK 231/10957, fol. 71 f.), Nachruf auf Otto Osterwald im Südkurier Überlingen v. 23. u. 26. 5. 1967; Zeugnis des Vaters Valentin Osterwald, Wagnermeister in Herdwangen, v. 8. 5. 1905 für seinen Sohn Otto Osterwald (Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26).

6 Für die Arbeitsverhältnisse in Lichtental, Wiesbaden, Mönchengladbach, Solingen, Stuttgart und Reichenbach haben sich Zeugnisse erhalten (Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26), die Betätigung in Lübeck dürfte von Mitte Mai bis Ende Juni 1906, in der »Zeitlücke« zwischen den Aufenthalten in Solingen und Stuttgart, erfolgt sein.

7 Vgl. Führungszeugnisse des Militärdienstes 1909/11 sowie des Kriegsdienstes 1914/18 von Otto Osterwald im Anhang seiner Stellungnahme an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen (Bürgermeisterakten Gemeinde Herdwangen 1871–1956, StAF G 27/10 Nr. 187).

8 Vgl. Personalbogen des Landtagsabgeordneten Osterwald (wie Anm. 5), Schreiben von Fr. List, »Redaction« des »Pfullendorfer Anzeigers« an Otto Osterwald v. 10. 11. 1908 (Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26).

9 Vgl. Personalbogen des Landtagsabgeordneten Osterwald (wie Anm. 5), zum katholischen Männerverein vgl. Ulrike ALTHERR, Das religiöse Leben in Herdwangen-Schönach. In: Herdwangen-Schönach. Heimatbuch zur Geschichte der Gemeinde und des nördlichen Linzgau. Hg. v. d. Gemeinde Herdwangen-Schönach. Sigmaringen 1994, S. 78–87, hier S. 82.

10 Erwähnung in der Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 zu den gegen ihn erhobenen Vorwürfen (wie Anm. 7) sowie im Lebenslauf von Otto Osterwald, zusammengestellt von Gertrud und Adam Stiebel o. D. (wie Anm. 5); eine allerdings undatierte Mitgliedskarte der Badischen Zentrumspartei für Bürgermeister Osterwald hat sich im Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, erhalten.

11 Personalbogen des Landtagsabgeordneten Osterwald (wie Anm. 5).

12 Vgl. hierzu Edwin Ernst WEBER, Von agitatorischen Pfarrern, »roten« Bürgermeistern und untauglichen Farren. Herdwangen und Großschönach im Licht der Ortsbereisungsprotokolle des badischen

Abb. 1 Frieda Osterwald geb. Thum, die Ehefrau von Otto Osterwald, um 1920. Vorlage: Kreisarchiv Sigmaringen VI – 2 Nr. Ost/8.



politische Entscheidung für die katholische Zentrumsparlei für einen jungen Mann aus dem badischen oder schwäbischen Oberland keineswegs zwangsläufig ist, zeigt das Beispiel des nahezu gleichaltrigen Johannes Rebholz (1885–1960) aus Kreenheinstetten, der nach seiner Bierbrauerlehre in Sigmaringendorf gleichfalls »in die Fremde« geht, im Unterschied zu Osterwald aber bereits mit 16 Jahren den Freien Gewerkschaften und alsbald auch der Sozialdemokratischen Partei beitrifft und es schließlich zu einem der führenden Gewerkschaftsfunktionäre und Politiker in Hessen bringt.<sup>13</sup>

Den Ersten Weltkrieg macht Osterwald vom zweiten Mobilmachungstag im August 1914 bis zur Demobilmachung im Dezember 1918 überwiegend als Frontsoldat in den mittleren Vogesen mit. Wie schon während seines Wehrdienstes 1909/11 wird ihm auch im Kriegseinsatz von seinen Vorgesetzten durchgehend eine sehr gute Führung bescheinigt, als Anerkennung seiner Eignung wird der junge Herdwanger zum Unteroffizier und schließlich zum

Bezirksamtes Pfullendorf in der 2. Hälfte des 19. und der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. In: Herdwanger-Schönach (wie Anm. 9), S. 204–251, hier. S. 243–247.

13 Vgl. Edwin Ernst WEBER, Johannes Rebholz (1885–1960). In: Christoph SCHMIDER und Edwin Ernst WEBER, Kommunale und kirchliche Archivpflege im ländlichen Raum. Geschichte, Probleme und Perspektiven am Fallbeispiel des Gemeinde- und des Pfarrarchivs Kreenheinstetten. Saulgau 1997, S. 173–186.

Sergeanten befördert.<sup>14</sup> Er habe, so schreibt Osterwald später, im Weltkrieg treu und redlich seine Pflicht getan und selbst dann noch Disziplin und Gehorsam gepflegt, als andere längst Revolution gemacht hätten.<sup>15</sup> Die Rückkehr nach Herdwangen Ende 1918 ist für Otto Osterwald der Ausgangspunkt für einen Aufbruch im familiär-privaten wie auch öffentlich-politischen Bereich: Am 3. März 1919 heiratet er die neun Jahre jüngere Friederika (Frieda) Thum, das einzige Kind des 1907 verstorbenen Herdwanger Postagenten und Metzgermeisters Albert Thum.<sup>16</sup> Die Eheverbindung ist für Osterwald eine »gute Partie« im besten Sinne, die ihm neben einer schönen und intelligenten Frau auch das stattliche Thumsche Anwesen mit Postagentur im Herdwanger Kirchdorf einbringt. Aus der Ehe gehen zwei Töchter hervor, die unmittelbar nach der Geburt 1921 wieder verstorbene Hildegard und die 1930 geborene Gertrud.<sup>17</sup>

Gleichfalls 1919 rückt Osterwald erstmals in ein politisches Vertretungsgremium ein, den Bürgerausschuß seiner Heimatgemeinde. Als dann zwei Jahre später der bisherige Herdwanger Bürgermeister Mathäus Vogler nach 17jähriger Tätigkeit sein Amt aus gesundheitlichen Gründen niederlegt, wird am 1. Mai 1921 Otto Osterwald bei einer Wahlbeteiligung von 63,95% und einem Stimmenanteil von 90,98% zu seinem Nachfolger gewählt.<sup>18</sup> Zur ersten großen Bewährungsprobe des jungen Bürgermeisters wird alsbald nach seiner Wahl die badische Gemeindereform von 1923/24, die vor allem in den damaligen Amtsbezirken Pfullendorf und Überlingen die überkommene, hochkomplizierte kommunale Gemengelage mit ihren zusammengesetzten Gemeinden mit Haupt- und Nebenorten sowie zahlreichen Zwerggemeinden rigoros und vielfach gegen den Willen der Betroffenen bereinigt und vereinfacht.<sup>19</sup> In Herdwangen bringt die Reform die Abtrennung der Teilorte Lautenbach und Sahlenbach, die an Großschönach bzw. Aach-Linz fallen, die Eingemeindung des bislang selbständigen Ebratsweiler sowie die Umgestaltung der bisherigen Samtgemeinde Herdwangen mit ihren weitgehend selbständigen Nebenorten Alberweiler, Mühlhausen, Waldhof und Schwende zu einer Einheitsgemeinde. Daß in Herdwangen die Gemeindereform trotz aller Vorbehalte und Widerstände weitaus weniger konfliktreich als in etlichen Orten der Nachbarschaft, namentlich etwa in Großschönach, in Waldbeuren oder Schwäblishausen, umgesetzt werden kann, rechnet der Pfullendorfer Landrat Osterwald als Verdienst zu. Der Tatkraft und Umsicht des tüchtigen und rührigen Bürgermeisters sei es in der Hauptsache zu verdanken, daß in Herdwangen die Neugestaltung der Gemeinde sich im Großen und Ganzen reibungslos vollzogen habe, heißt es etwa im Ortsbereisungsprotokoll des Pfullendorfer Bezirksamts von 1928.<sup>20</sup>

Auch sonst kann sich die Leistungsbilanz des energischen und modernisierungsfreudigen Bürgermeisters Osterwald in seiner zwölfjährigen Amtszeit mehr als sehen lassen: Auf sein Betreiben hin schließen sich der nebeneinander in Herdwangen bestehende Konsumverein,

14 Führungszeugnisse und Auszüge aus dem Militärpaß des Sergeanten Otto Osterwald 1914/18 (wie Anm. 7).

15 Stellungnahme von Osterwald an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

16 Familienregister der Pfarrei Herdwangen 1810–1919, Stammtafeln der Familien Osterwald und Thum o. D. (wie Anm. 2). Albert Thum (1869–1907) stammt ursprünglich aus Illmensee, seine Ehefrau Augusta geb. Stocker (1863–1939) aus Urnau (Gemeinde Deggenhausertal, Bodenseekreis).

17 Ebenda.

18 Vgl. Bürgermeisterakten der Gemeinde Herdwangen 1871–1956 (wie Anm. 7). Bei insgesamt 455 stimmberechtigten Einwohnern werden 291 Stimmen abgegeben, 14 Stimmen sind ungültig, 252 Stimmen entfallen auf Osterwald.

19 Ausführlich hierzu Edwin Ernst WEBER, Von Samt-, Haupt- und Nebengemeinden. Zur Siedlungs- und Verwaltungsstruktur von Herdwangen und Großschönach bis zur Gemeindereform von 1924. In: Herdwangen-Schönach (wie Anm. 9), S. 183–203.

20 Tagebuch der Ortsbereisung in Herdwangen durch das Bezirksamt Pfullendorf v. 23. 5. 1928 (StAf G 27/2 Nr. 369).

die Konsumgesellschaft und die Molkereigenossenschaft zu einer landwirtschaftlichen Orts-genossenschaft zusammen, deren Vorsitz der Bürgermeister 1924 übernimmt. Osterwald sorgt auch für die Beschaffung eines landwirtschaftlichen Lagerhauses und besorgt selbst ohne weitere Vergütung die Geschäfte der Warenabteilung der Ortsgenossenschaft.<sup>21</sup> Seiner Initiative sind weiterhin ein neuer Weg nach Alberweiler, die Renovierung von Kirche und Rathaus, die Beschaffung neuer Uniformen und Löschgeräte für die 50 Mann umfassende freiwillige Feuerwehr, der Bau einer Farrenwärterwohnung, die Erstellung einer Fuhrwerks-waage, die Einrichtung einer Knaben- und Mädchenfortbildungsschule, der Aufbau einer Krankenschwesternstation, die Gründung einer örtlichen Sanitätskolonne sowie der Ankauf von Wald- und anderem Grundbesitz für die Gemeinde zu verdanken.<sup>22</sup> Darüber hinaus be-treibt Osterwald für seine Gemeinde Wirtschaftsförderung in einem geradezu modern an-mutenden Sinn. Nachdem sein Vorhaben, auf Gemeindekosten eine Fabrik sowie Beamten-wohnungen zu bauen und auf diese Weise eine Fabrikfiliale ins Dorf zu ziehen, offenbar an den Vorbehalten der Gemeindegremien gescheitert ist, verpachtet er einen Teil der 1927 von ihm privat erworbenen Gastwirtschaft zum »Adler« an die Freiburger Firma Mez Vater und Söhne, die dort sodann bis zur Schließung 1930 drei Jahre lang eine Seidenfadenspule-ri betreibt und in der besten Zeit immerhin 35 Arbeitsplätze hauptsächlich für Frauen schafft.<sup>23</sup>

Der Pfullendorfer Landrat findet bei den periodischen Ortsbereisungen in Herdwangen stets höchste Lobesworte für den innovationsfreudigen Osterwald, der sich durch große Umsicht und Tatkraft auszeichne, ein eifriger Förderer der Landwirtschaft sei, sich darüber hinaus aber auch durch den Zuzug von Industrie um die Schaffung von Arbeitsgelegenheit und Verdienstmöglichkeit in seiner Gemeinde bemühe.<sup>24</sup> Auch bei der ganz überwiegenden Mehrheit seiner Herdwanger Mitbürgern findet der umtriebige und energische Bürgermei-ster offenkundig große Zustimmung, wird er doch am 17. April 1930 bei einer Wahlbeteili-gung von stolzen 82,15 Prozent mit 99,48 Prozent der abgegebenen gültigen Stimmen für weitere neun Jahre in seinem Amt bestätigt.<sup>25</sup> In stetig zunehmendem Maße weiß man die Qualitäten Osterwalds auch über seinen Heimatort hinaus zu schätzen und beruft ihn suk-zessive in eine stattliche Fülle von Ehrenämtern im Amtsbezirk Pfullendorf und darüber hinaus im gesamten badischen Bodenseeraum. So wird er Mitglied im Pfullendorfer Steuer-ausschuß, im Verwaltungsrat der Bezirkssparkasse Pfullendorf, in den Bezirksausschüssen des Bezirkswohnungsverbandes sowie des Bezirksfürsorgeverbandes Pfullendorf, im Verwal-tungsrat der Landwirtschaftlichen Winterschule Pfullendorf und im Aufsichtsrat der Ober-badischen Milchzentralgenossenschaft Radolfzell. Seine Amtskollegen aus dem Bezirk Pful-lendorf wählen ihn 1925 zum Vorsitzenden ihrer Bürgermeistervereinigung, darüberhinaus steht er dem Bezirksverein Pfullendorf des Verbandes Badischer Gemeinden vor.<sup>26</sup> Den

21 Vgl. Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7), selbstver-faßter Lebenslauf von Otto Osterwald v. 7. 8. 1933 sowie Lebenslauf von Otto Osterwald, zusammen-gestellt von Gertrud und Adam Stiebel o. D. (wie Anm. 5). Die Zuständigkeit der Ortsgenossenschaft umfaßte den gemeinsamen Bezug von Düngemitteln, Baumaterialien, Futtermitteln, Sämereien etc. sowie den Frischmilchabsatz.

22 Ebenda.

23 Gendarmerie-Protokoll über die angehörten Persönlichkeiten im Verfahren gegen Bürgermeister Osterwald v. 26. 5. 1933, Aussage von Emil Vogler (Bürgermeisterakten Herdwangen 1871–1956, StAF G 27/10 Nr. 187), Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7), Ortsbereisungs-Tagebuch v. 23. 5. 1928 (wie Anm. 20).

24 Ortsbereisungsprotokolle v. 29. 10. 1925, 23. 5. 1928, 12. 5. 1930 (StAF G 27/2 Nr. 369).

25 Bürgermeisterakten Gemeinde Herdwangen 1871–1956 (wie Anm. 7).

26 Vgl. selbstverfaßter Lebenslauf von Otto Osterwald v. 7. 8. 1933 (wie Anm. 5), Stellungnahme Oster-wald an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

Höhepunkt seiner politischen Laufbahn bildet aber am 27. Oktober 1929 seine Wahl in den badischen Landtag in Karlsruhe als Nachfolger des langjährigen Zentrumsabgeordneten und badischen Staatsrats Josef Weißhaupt sen. (1863–1944) aus Pfullendorf. Während die Zentrumspartei 1929 im badischen Landesmittel einen Stimmenanteil von 36,6% erringt, bringt sie es im Heimatort ihres Landtagskandidaten Osterwald auf stolze 72,9%.<sup>27</sup>

Osterwalds Parlamentstätigkeit fällt in die turbulente und krisenreiche Schlußphase der Weimarer Republik mit dem Übergang zur NS-Diktatur. Zwar besitzen im letzten frei gewählten badischen Landtag von 1929 die demokratischen Parteien noch eine deutliche Mehrheit und fallen die radikalen Gruppierungen auf der Rechten wie der Linken mit zusammen 14 Abgeordneten bei insgesamt 88 Volksvertretern zahlenmäßig kaum ins Gewicht.<sup>28</sup> Der politische Stil im Karlsruher Landtag indessen wird zunehmend von den radikalen Kräften bestimmt, von den nationalsozialistischen Abgeordneten initiierte Radauszenen und Handgreiflichkeiten halten zunehmend auch hier Einzug. Der auf die Zerstörung der ersten deutschen Demokratie ausgerichtete kompromißlose Konfrontationskurs der Nazis zielte dabei nicht nur auf die beiden Arbeiterparteien SPD und KPD, sondern in kaum geringerem Maße auf die bürgerlichen Liberalen und das katholische Zentrum, das im badischen Landtag mit 34 Abgeordneten die weitaus stärkste Fraktion bildete und – bis 1932 in Koalition mit der SPD – die maßgebliche Kraft in der badischen Staatsregierung bildete. Auch Otto Osterwald bekommt in zunehmendem Maße die Feindschaft der Nationalsozialisten zu spüren, vor allem im Pfullendorfer Kreisleiter Josef Weißhaupt jun. (1891–1942) erwächst ihm ein unversöhnlicher Gegner, der dem Herdwanger Bürgermeister – wie Landrat Dr. Rudolf Maier noch 1944 mutmaßt – die Übernahme des zuvor von seinem Vater innegehabten Landtagsmandats übelnimmt.<sup>29</sup> Zumal in den Wahlkämpfen der Jahre 1930, 1932 und 1933 wird Osterwald in öffentlichen Versammlungen sowie in Zeitungsartikeln und Flugblättern von den Nationalsozialisten vielfach politisch und persönlich angegriffen und diskreditiert.<sup>30</sup> Der Herdwanger Abgeordnete bezieht seinerseits nicht minder direkt in zahlreichen politischen Veranstaltungen Stellung gegen die Hitler-Bewegung und die von ihr ausgehende Gefahr und stellt darüberhinaus die Räume seines Gasthauses »Adler« der Zentrumspartei als geradezu etatmäßigen Versammlungsort zur Verfügung, während die Herdwanger Veranstaltungen der NSDAP im »Löwen« sowie der »Einkehr« stattfinden.<sup>31</sup> Zu einer dieser Zentrums-Versammlungen kommt im Januar 1932 auch Osterwalds Abgeordnetenkollege, der Landwirt Anton Hilbert aus Untereggingen bei Waldshut, als Redner

27 Vgl. Edwin Ernst WEBER, Herdwangen und Großschönach unter dem Hakenkreuz. In: Herdwangen-Schönach (wie Anm. 9), S. 284–313, hier S. 290 f. Zum Ergebnis der Landtagswahl v. 27. 10. 1929 vgl. Hansmartin SCHWARZMAIER, Der badische Landtag. In: Peter BLICKLE u. a., Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament. Die Geschichte der Volksvertretungen in Baden-Württemberg. Stuttgart 1982, S. 224–245, hier S. 235, 245, zum Herdwanger Resultat vgl. GA Herdwangen I.B.A.XIII Nr. 6.

28 Die NSDAP erringt bei der badischen Landtagswahl v. 1929 7 Prozent der Stimmen und 6 Mandate, die Deutschnationalen (DNVP) 3 Mandate und die Kommunisten 5,9% und 5 Mandate (vgl. SCHWARZMAIER, wie Anm. 27, S. 245); zum Folgenden vgl. ebenda S. 235 ff.

29 Vgl. Protokoll der Ortsbereisung in Herdwangen durch das Landratsamt Überlingen v. 30. 5. 1944 (StAF G 27/2 Nr. 369); zum Pfullendorfer NSDAP-Kreisleiter und späteren Bürgermeister Josef Weißhaupt jun. vgl. Edwin Ernst WEBER, Das Kriegsende 1945 in der Stadt Pfullendorf und Umgebung. In: Von der Diktatur zur Besatzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen. Hg. v. Landkreis Sigmaringen. Saulgau 1995, S. 77–112, hier S. 81, 106.

30 Vgl. Aussage Osterwalds in der Anlage zum Fragebogen der französischen Militärregierung v. 4. 7. 1945 (GA Herdwangen, Theurer-Registratur Az. 004/1–24), als Beispiel Bericht über eine Versammlung der NSDAP-Ortsgruppe Herdwangen in »Der Führer – Das badische Kampfblatt für nationalsozialistische Politik und deutsche Kultur« v. 26. 5. 1932, Wochenbeilage »Bodensee-Rundschau«.

31 Vgl. WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 287 f.

nach Herdwangen, der einen Monat später nach einer despektierlichen Äußerung über Hitler im badischen Landtag zum Intimfeind des Karlsruher Gauleiters Robert Wagner auftritt und während der braunen Gewaltherrschaft schlimme Verfolgungen erdulden muß.<sup>32</sup>

Auch in seinem eigenen Dorf erwachsen dem politisch wie wirtschaftlich gleichermaßen erfolgreichen Osterwald offensichtlich zunehmend Gegner. Der Pfullendorfer Landrat weiß im Ortsbereisungsprotokoll von 1930 zu berichten, daß trotz aller unübersehbaren Erfolge und Leistungen des Bürgermeisters und seiner überwältigenden Wiederwahl einige Wochen zuvor die Zahl seiner politischen Gegner im Ort »nicht gering zu sein scheint.«<sup>33</sup> Die hauptsächlichlichen Widersacher dürfte er sich, so vermutet der Landrat, dadurch zugezogen haben, daß sich auf seine Initiative hin ein Filialbetrieb der Freiburger Firma Mez Vater und Söhne in Herdwangen angesiedelt hatte, der im Frühjahr 1930 nach nur drei Jahren aufgrund der Fusion mit zwei anderen Textilunternehmen wieder geschlossen wurde. Wie sich mit erschreckender Deutlichkeit nach dem politischen Absturz von Osterwald im Frühjahr 1933 offenbart, hat der erfolgreiche Bürgermeister und Politiker nicht wenige Neider unter seinen Mitbürgern, die seinen persönlichen wirtschaftlichen Erfolg mit Argwohn betrachten und ihn des rücksichtslosen Egoismus und Eigennutzes zeihen.<sup>34</sup> Osterwald hatte 1927 die Gastwirtschaft zum »Adler« erworben und in der Folge grundlegend umbauen lassen. Die erforderlichen Geldmittel hatte er nicht zuletzt durch den Verkauf der von seinen Eltern und Schwiegereltern ererbten Anwesen erlangt.<sup>35</sup> Das neue Anwesen wird von dem geschäftstüchtigen Osterwald in der Folge gleich vierfach gewerblich genutzt: Durch die bereits erwähnte Filialfabrik der Firma Mez, sodann durch die von Osterwalds Schwiegermutter und sodann der Ehefrau geleitete Posthilfsstelle, weiter durch die von Osterwald selbst geführte Gaststätte, der Erinnerung von Zeitzeugen zufolge zu jener Zeit die beste Wirtschaft im Dorf,<sup>36</sup> und schließlich zumindest zeitweise von einer in einem Nebengebäude angesiedelten Mechaniker-Reparaturwerkstatt. Die 1933 über ihn ausgeschütteten Unterstellungen und Bezeichnungen wehrt Osterwald mit dem Hinweis ab, daß er seinen schönen Besitz und seine geordneten, keineswegs aber reichen Verhältnisse durchaus nicht auf »jüdische Art« und auf Kosten der Steuerzahler erworben habe, wie ihm seine Neider und Gegner vorwürfen, sondern vielmehr seiner stets in gesundem Sinne angewandten Treusamkeit, dem von Eltern bzw. Schwiegereltern ererbten Vermögen, dem Zusammenhalt der ganzen Familie sowie günstig genutzten Gelegenheiten zu verdanken habe.<sup>37</sup>

Die nationalsozialistische »Machtergreifung« im Frühjahr 1933 macht innerhalb von nur wenigen Wochen alle Leistungen und Erfolge Osterwalds radikal zunichte und verwandelt den angesehenen und einflußreichen Bürgermeister, Politiker und Geschäftsmann in einen allenthalben geschmähten und veremten »Landesverräter«, bei dem, wie Osterwald später schreibt, als Folge der »methodisch gegen mich betriebene(n) Hetze (...) bald jeder glaubte,

32 Zur Herdwanger Zentrums-Versammlung v. Januar 1932 vgl. GA Herdwangen II.B.A.IX Nr. 8, zu Hilbert s. SCHWARZMAIER (wie Anm. 27), S. 238, außerdem Michael KISSENER, Verfolgung – Resistenz – Widerstand. Südwestdeutsche Parlamentarier in der Zeit des Nationalsozialismus. In: Thomas SCHNABEL (Hrsg.), Formen des Widerstandes im Südwesten 1933–1945. Scheitern und Nachwirken. Ulm 1994, S. 95–104, hier S. 99.

33 Ortsbereisungsprotokoll v. 12. 5. 1930 (wie Anm. 24).

34 Gendarmerie-Protokoll v. 26. 5. 1933 (wie Anm. 23), Aussagen von Otto Wetzel, Theodor Vogler u. Emil Vogler.

35 Hierzu und zum Folgenden vgl. Lebenslauf von Otto Osterwald, zusammengestellt von Gertrud u. Adam Stiebel o. D. (wie Anm. 5), Nachruf auf Osterwald im Südkurier v. 1967 (wie Anm. 5), Ortsbereisungs-Tagebuch v. 1928 (wie Anm. 20), Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

36 Protokoll der Zeitzeugenbefragung von Ida Reutter, Herdwangen, durch Kreisarchivar E. WEBER am 24. 10. 1997 (KAS).

37 Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).



Abb. 2 Das Gasthaus »Adler« in Herdwangen, um 1940. Im Vordergrund das Ehepaar Osterwald mit Tochter und Emilie Schlude (li.). Vorlage: Kreisarchiv Sigmaringen VI – 2 Nr. Ost/3.

dem lieben Gott einen Gefallen zu tun, wenn er in irgendeiner Form die Schuhe an mir abputzte».<sup>38</sup> Der Ausgangspunkt für den endgültigen politischen Umsturz und die definitive Zerstörung der noch verbliebenen Reste der deutschen Demokratie durch die Nationalsozialisten ist auch im Land Baden und seinen Gemeinden die Reichstagswahl vom 5. März 1933. Der nur noch bedingt freie Wahlgang macht in Baden die NSDAP mit 45,5% der Stimmen zur weitaus stärksten Partei vor dem auf 27,8% abgesunkenen Zentrum, und auch in Herdwangen liegen die Nationalsozialisten mit 50,1% deutlich vor der Zentrumsparterie mit nur noch 45,8%.<sup>39</sup> In Herdwangen und noch ausgeprägter im benachbarten Großschönach, wo zuvor das Zentrum regelmäßig satte Mehrheiten von zwei Dritteln bis drei Vierteln der Stimmen einfahren konnte, ist bereits seit den Reichstags- und Präsidentenwahlen des Jahres 1932 eine Radikalisierung der Wählerschaft unübersehbar, liegen doch die Stimmenanteile der Nationalsozialisten mit bis über 40% teilweise auffallend deutlich über den Mittelwerten des Amtsbezirks Pfullendorf.<sup>40</sup>

38 Darstellung des Werdegangs der Stumpfenfabrik Otto Osterwald in Herdwangen, Typoskript o. D., verfaßt von Otto Osterwald, mit Anhang zusammengestellt von Gertrud und Adam Stiebel nach Unterlagen von Osterwald (Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26).

39 Zu den Wahlergebnissen zu Baden vgl. SCHWARZMAIER (wie Anm. 27), S. 240, 245, zu Herdwangen vgl. WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 285.

40 Vgl. WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 284 f. Bei der Reichstagswahl v. 31. 7. 1932 kommt in Herdwangen die NSDAP auf 33,8%, in Großschönach auf 42,9% und im gesamten Amtsbezirk Pfullendorf auf 31,6%, bei der Wahl v. 6. 11. 1932 sind es in Herdwangen 35,9%, in Großschönach 35,2% und im Amtsbezirk 29,3%.

Durch das sog. Gleichschaltungsgesetz vom 31. März 1933 waren die demokratisch gewählten Volksvertretungen der Länder und damit auch der badische Landtag aufgelöst und gemäß den Stimmenzahlen der Reichstagswahl im jeweiligen Land neu gebildet worden, wobei es den noch zugelassenen Parteien überlassen blieb, die ihnen entsprechend ihrem Stimmenanteil zufallenden Sitze mit geeigneten Persönlichkeiten zu besetzen.<sup>41</sup> Dem solchermaßen zustande gekommenen gleichgeschalteten badischen Landtag mit seinen 57 Abgeordneten, darunter 30 Nationalsozialisten, 17 Zentrumsvertreter, 8 Sozialdemokraten und 2 Deutschnationale, gehört als Vertreter des Wahlkreises Pfullendorf/Überlingen/Meßkirch/Stockach auch wiederum Otto Osterwald an.<sup>42</sup> Dem Landtag, aus dessen Reihen bereits einzelne Abgeordnete unter Mißachtung der parlamentarischen Immunität in sog. »Schutzhaft« genommen worden waren, wurde von den nach der ungeteilten Macht strebenden Nazis indessen nur noch eine kurze Scheinexistenz gewährt: Seine Mitglieder werden nur noch zweimal einberufen – am Vormittag des 9. Juni 1933 zur Entgegennahme einer Erklärung der mittlerweile gleichfalls von den Nationalsozialisten gestellten Regierung und am gleichen Tag insbesondere zur Beratung und Verabschiedung des badischen »Ermächtigungsgesetzes«. Das Gesetz wird durch Handaufheben mit 48 gegen 5 Stimmen der noch nicht inhaftierten SPD-Abgeordneten angenommen, für das Zentrum sagt der Fraktionsvorsitzende Prälat Dr. Ernst Föhr dem neuen nationalen Staat die Loyalität seiner Partei zu. In Verbindung mit der Auflösung des Reichstags wird am 14. Dezember 1933 auch der badische Landtag wie alle Volksvertretungen der Länder aufgelöst und Anfang 1934 sodann auch als Institution aufgehoben. Die politischen Parteien mit Ausnahme der NSDAP waren bereits im Sommer 1933 verboten worden bzw. hatten sich selbst aufgelöst, für einen beträchtlichen Teil der früheren Abgeordneten vor allem der beiden Arbeiterparteien, aber auch der liberalen Gruppierungen und des Zentrums bedeutete die Zerschlagung der Demokratie in Deutschland und in Baden den Anfang vielfach grauenvoller Demütigungen und Verfolgungen bis hin zum Tod in Konzentrationslagern oder in der Emigration.<sup>43</sup>

Zu einem Opfer der nationalsozialistischen Abrechnung mit den bisherigen politischen Gegnern wird seit März 1933 auch Otto Osterwald aus Herdwangen. Den Auftakt der bis zum Untergang des Dritten Reiches währenden Drangsalierungen und Verfolgungen durch die braunen Machthaber bildet am Abend des 15. März eine nationalsozialistische Kundgebung mit Fackelzug im Heimatort von Osterwald, der dabei wohl die schrecklichsten Stun-

41 »Vorläufiges Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich« v. 31. 3. 1933 (RGBl. 1933 I Nr. 34); vgl. SCHWARZMAIER (wie Anm. 27), S. 241, außerdem Martin SCHUMACHER (Hrsg.), M. d. L. Das Ende der Parlamente 1933 und die Abgeordneten der Landtage und Bürgerschaften der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Ein biographischer Index. Düsseldorf 1995, S. 17\*. Zu den landesweiten Vorgängen im Folgenden vgl. ebenda.

42 »Verzeichnis der Mitglieder des Badischen Landtags – V. Landtagsperiode 5. März 1933/37«, Druck (Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26).

43 Eine Zusammenstellung der bislang bekannten Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung aus den Reihen der deutschen Reichstags- und Landtagsabgeordneten gibt Martin SCHUMACHER in seinen Publikationen »M. d. L. Das Ende der Parlamente 1933 etc.« (wie Anm. 41) sowie »M. d. R. Die Reichstagsabgeordneten der Weimarer Republik in der Zeit des Nationalsozialismus. Politische Verfolgung, Emigration und Ausbürgerung 1933–1945. Eine biographische Dokumentation«, Düsseldorf 1994. Nach der – vorläufigen – Bilanz von SCHUMACHER wurden insgesamt 232 ehemalige Mitglieder der Landtage und Bürgerschaften im nationalsozialistischen Herrschaftsbereich ermordet, hingerichtet, sind in Haft oder an deren unmittelbaren Folgen bzw. durch Freitod umgekommen, oder, aus Deutschland geflüchtet und ausgebürgert, in der Emigration zwischen 1933 und 1945 gestorben; weitere 22 M. d. L. sind den Stalinschen Säuberungen zum Opfer gefallen (SCHUMACHER, M. d. L., wie Anm. 41, S. 59\*).

den seines Lebens zu erleiden hat.<sup>44</sup> Nachdem Osterwald zunächst vom Herdwanger NSDAP-Ortsgruppenleiter Otto Wetzel schriftlich zur Teilnahme am Fackelzug eingeladen worden ist, wird er, als er sodann in Gehrock und Zylinder tatsächlich erscheint, fortgewiesen. Die schlimmste Demütigung bedeutet für den langjährigen Herdwanger Bürgermeister indessen eine Rede, die der fanatische Pfullendorfer Kreisleiter Josef Weißhaupt jun. vor einer großen Menschenmenge beim Rathaus und damit in unmittelbarer Nachbarschaft zum Wohnsitz Osterwalds hält. Der Zentrumspolitiker wird von Weißhaupt als »national unzuverlässig« und als »ein typischer schwarzer, rot angehauchter Bonze des vergangenen Systems, der seine kleine Gemeinde mit 900 Einwohnern mit einem Gehalt bis zu 3200 Mark ausgesaugt hat«, massiv angegriffen.<sup>45</sup> Sein heutiges Vermögen habe er nach Weißhaupts Darstellung aus ganz kleinen Verhältnissen kommende Osterwald dadurch erworben, indem er sich zunächst Posten verschafft und die so erlangte Machtfülle dann sehr geschickt ausgenützt habe, um geschäftliche Spekulationen zu treiben. Als »Brototyp« (!) des Weimarer Systems der vergangenen 14 Jahre habe er bis unmittelbar zur März-Wahl mit den niedrigsten Verleumdungen, Lügen und größter Gehässigkeit die nationalsozialistische Bewegung bekämpft und sei deshalb jetzt für die NSDAP, »die ja heute der Staat ist«, auf seinem Posten untragbar. Seine maßlosen Tiraden gegen Osterwald rechnet sich Weißhaupt in einem späteren Schreiben an den Pfullendorfer Landrat als »hohe Ehre« an. Bei jener Kundgebung »brach ein verruchtes System und die Selbstherrlichkeit des Herrn Osterwald zusammen.«<sup>46</sup>

Am meisten verletzt Osterwald dabei, daß die Tiraden des Kreisleiters auch von zahlreichen Schulkindern aufgenommen werden, die ihn, wie er drei Monate später dem Pfullendorfer Landrat klagt, zu einem großen Teil bereits tags darauf nicht mehr grüßen.<sup>47</sup> Als Osterwald daraufhin von den beiden Dorfschullehrern die Wiederherstellung seiner durch die Schmährede angegriffenen Autorität und Ehre vor den Schulkindern verlangt, sehen diese darin einen unberechtigten Vorwurf wegen der Teilnahme der Kinder am abendlichen Fackelzug und bezichtigen ihn, ihnen mit anderen Zeiten gedroht zu haben.<sup>48</sup> Wie tief der Bürgermeister verletzt ist, dokumentiert seine Aussage gegenüber dem Pfullendorfer Landrat, daß das Ereignis beim Fackelzug unauslöschlich im Gedächtnis der Familie Osterwald eingegraben sei und er auf den Tag hoffe, »an dem die jetzt zur Schule gehende Generation mich wieder achten wird, wenn schon durch die Schmährede gegen mich am Fackelzug die Achtung der Kinder gegen ihr Gemeindeoberhaupt einen schweren Schlag erlitt.« Einen gewissen Trost bedeutet es für Osterwald in dieser Situation, daß sogar eine Reihe angesehener Nationalsozialisten ihm gegenüber ihr Bedauern über die Vorkommnisse aussprechen und ihm ihre persönliche Hochachtung versichern.<sup>49</sup>

Zwei Wochen später verlangt Kreisleiter Weißhaupt dringend vom Bezirksamt Pfullendorf die umgehende Absetzung von Bürgermeister Osterwald. In dessen Gemeinde herr-

44 Vgl. zum Folgenden Lebenslauf von Otto Osterwald, zusammengestellt von Gertrud und Adam Stiebel o. D. (wie Anm. 5) sowie Stellungnahme Osterwald an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

45 Mit diesen Argumenten verlangt der Kreisleiter in Schreiben an das Personalamt der NSDAP-Gauleitung v. 13. 5. 1933 sowie an den Pfullendorfer Landrat Dr. Maier v. 28. 6. 1933 die Absetzung von Osterwald als Bürgermeister (Bürgermeisterakten Herdwangen 1871–1956, StAF G 27/10 Nr. 187). Die Ausführungen Weißhaupts am 15. März 1933 wiesen mit größter Wahrscheinlichkeit den gleichen Tenor auf.

46 Schreiben Weißhaupts an Landrat Dr. Maier v. 28. 6. 1933 (ebenda).

47 Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7). Zum Folgenden vgl. ebenda.

48 Gendarmerie-Protokoll v. 26. 5. 1933 (wie Anm. 23), Aussage von Hauptlehrer Wilhelm Bischoff.

49 Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

sche eine sehr große Empörung über »diesen sechs- bis achtfachen Verdienner und Ausnützer aller möglichen (!) Ämter«, sogar Gewalttätigkeiten könnten unter diesen Umständen auf die Dauer nicht verhindert werden. Deshalb erscheint Weißhaupt darüberhinaus die In-schutzhaftnahme von Osterwald notwendig – d. h. die Einlieferung des Herdwanger Ortsobershaupt in ein Konzentrationslager.<sup>50</sup> Otto Osterwald hat in dieser kritischen Lage das große Glück, daß in der für ihn zuständigen Staatsaufsichtsbehörde beim Bezirksamt Pfullendorf mit Landrat Dr. Rudolf Maier ein Mann sitzt, der den Herdwanger Bürgermeister ob seiner fachlichen Qualitäten schätzt und achtet und in der Folge zunächst von Pfullendorf aus und sodann am Landratsamt in Überlingen mehrfach vor den schlimmsten Verfolgungen der Nazis beschützt.<sup>51</sup> Deshalb wird Osterwald durch das Bezirksamt Pfullendorf anstelle der geforderten sofortigen Ablösung Ende März 1933 bis zum Abschluß eines Untersuchungsverfahrens lediglich beurlaubt, als Amtsvertreter wird Gemeinderat Stadler eingesetzt.<sup>52</sup> Unterstützung von Landrat Dr. Maier erhält Osterwald auch im Mai 1933, als ihm in Herdwangen unrechtmäßigerweise die Fortzahlung seines Gehaltes während der Beurlaubung verweigert wird.<sup>53</sup> Zusammen mit der von Kreisleiter Weißhaupt gleichfalls geforderten Absetzung der Zentrums-Bürgermeister von Pfullendorf, Heiligenberg und Illensee gelangt der »Fall Osterwald« alsbald in die badische Landeshauptstadt Karlsruhe, wo mittlerweile nach dem erzwungenen Rücktritt der letzten demokratisch legitimierten Staatsregierung unter Staatspräsident Dr. Schmitt NS-Gauleiter Robert Wagner als Reichskommissar die Regierungsgeschäfte bestimmt.<sup>54</sup> Während in den Fällen von Pfullendorf und Heiligenberg der Reichskommissar selbst die Bestellung von Amtsverwesern übernimmt und in der Bezirkshauptstadt anstelle des langjährigen und verdienten Bürgermeisters Ernst Vollmar Kreisleiter Weißhaupt einsetzt, ist man in Herdwangen und Illensee mit der Bestellung von Gemeinderäten als Kommissare durch das Bezirksamt einverstanden.<sup>55</sup>

Im Mai und Juni 1933 soll sodann eine durch das Bezirksamt Pfullendorf veranlaßte Untersuchung klären, »ob Bürgermeister Osterwald bei der nationalgesinnten Bevölkerung von Herdwangen als rückhaltlos für den nationalen Staat eintretend angesehen wird.«<sup>56</sup> Die Pfullendorfer Gendarmerie verhört daraufhin fünf führende Herdwanger Nationalsozialisten sowie den dem Zentrum angehörenden Gemeinderechner Thomas Fecht zu den angeblichen »Vergehen« und Amtsverletzungen von Osterwald.<sup>57</sup> Während Ortsgruppenleiter Otto Wetzel und Hauptlehrer Wilhelm Bischoff dabei ein eher negatives Bild des Bürger-

50 Schreiben des NSDAP-Kreisleitung Pfullendorf an das Bezirksamt Pfullendorf v. 27. 3. 1933 (Bürgermeisterakten Herdwangen 1871–1956, StAF G 27/10 Nr. 187).

51 RUDOLF MAIER amtiert von 1932 bis 1934 als Landrat in Pfullendorf und von 1934 bis 1945 als Landrat in Überlingen. Seit 1933 ist er Mitglied in der NSDAP (vgl. Die Amtsvorsteher der Oberämter, Bezirksämter und Landratsämter in Baden-Württemberg 1810 bis 1972. Hg. v. d. Arbeitsgemeinschaft der Kreisarchive beim Landkreistag Baden-Württemberg. Stuttgart 1996, S. 396).

52 Beschluß des Bezirksamts Pfullendorf v. 30. 3. 1933 über die Bestellung von Stadler (StAF G 27/10 Nr. 187). Der Beschluß zur vorläufigen Beurlaubung Osterwalds datiert dabei offenbar bereits vom 27. März.

53 Schreiben v. Osterwald an das Bezirksamt Pfullendorf v. 15. 4. 1933, Verfügung des Bezirksamts Pfullendorf an den Gemeinderat Herdwangen v. 19. 4. 1933, Schreiben des Gemeinderats Herdwangen an das Bezirksamt Pfullendorf v. 21. 4. 1933 (StAF G 27/10 Nr. 187).

54 Vgl. hierzu SCHWARZMAIER (wie Anm. 27), S. 240.

55 Schreiben des Reichskommissars in Karlsruhe an das Bezirksamt Pfullendorf v. 1. 4. 1933 (StAF G 27/10 Nr. 187). Zur Ablösung des Pfullendorfer Bürgermeisters Ernst Vollmar vgl. WEBER, Kriegsende (wie Anm. 29), S. 81, 105.

56 Verfügung des Bezirksamts Pfullendorf an den Bezirksführer der Gendarmerie Pfullendorf v. 10. 5. 1933 (StAF G 27/10 Nr. 187).

57 Bericht des Bezirksführers des Gendarmeriebezirks Pfullendorf an das Bezirksamt Pfullendorf v. 26. 5. 1933 mit Protokoll der in der Sache Osterwald vorgenommenen Anhörungen (StAF G 27/10 Nr. 187).



Abb. 3 Otto Osterwald, um 1935, kurz nach dem Verlust seiner politischen Ämter. Vorlage: Kreisarchiv Sigmaringen VI – 2 Nr. Ost/6.

meisters zeichnen und verschiedene Indizien für dessen antinationale Gesinnung sowie seinen Eigennutz bei der Amtsverwaltung benennen, erfahren die Leistungen des langjährigen Herdwanger Gemeindeoberhaupts durch die anderen Angehörten ein hohes Lob: »Im Dienst war Bürgermeister Osterwald mehr wie recht, da kann man nichts sagen; aber ein Egoist ist er«, weiß etwa Theodor Vogler zu vermelden, während Emil Vogler aussagt, daß Osterwald bis zur Reichstagswahl von 1933 ein scharfer Gegner der NSDAP war, sein Amt als Bürgermeister aber »schon recht verwaltet« habe, obgleich er zu wenig Rücksicht genommen, ein zu hohes Gehalt bezogen und den Leuten übermäßige Umlagen aufgebürdet habe. Auch Max Butscher benennt den Zentrumsabgeordneten als steten Gegner der Nationalsozialisten, der selbst noch am Vorabend der Reichstagswahl eine Versammlung seiner Partei abgehalten habe. »Als Bürgermeister selbst« hat Butscher indessen gegen Osterwald »nichts einzuwenden, nur politisch war er eben anders eingestellt. Sein Amt als Bürgermeister hat er zum Wohl der Gemeinde verwaltet, und wer anders sagt, sagt die Unwahrheit.« Von seinem Parteifreund Thomas Fecht bekommt Osterwald sogar attestiert, daß er die Gemeinde so verwaltet habe, »dass keiner mehr nach ihm so kommt«.

Auf der Grundlage der Voruntersuchungen übermittelt das Bezirksamt dem beurlaubten Bürgermeister Ende Mai 1933 eine Anklageschrift, zu der er Stellung zu nehmen hat.<sup>58</sup> Vor-

<sup>58</sup> Schreiben des Bezirksamts Pfullendorf an Bürgermeister Osterwald v. 30. 5. 1933 (StAF G 27/10 Nr. 187). Osterwald hat Stellung zu Vorwürfen zu nehmen, die gegen ihn gemäß § 4 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums erhoben werden. Das Gesetz dient den Nationalsozialisten 1933 als Handhabe zur Beseitigung von politischen Gegnern aus den öffentlichen Verwaltungen.

geworfen werden ihm die Ämteranhäufung, eine eigennützige Amtsführung, die Belastung der Gemeindebürger mit zu hohen Umlagen und eine ungerechte Steuerveranlagung, der Bezug überhöhter Gehälter durch ihn selbst und die anderen Gemeindebeamten, der Erwerb großer privater Vermögensvorteile »auf jüdische Art« auf Kosten der Steuerzahler, weiter Spaltungsversuche gegenüber der örtlichen NSDAP, unberechtigte Vorwürfe gegenüber den Dorfschullehrern bezüglich der Teilnahme der Schulkinder am NS-Fackelzug im März und schließlich der Versuch, die am 1. Mai 1933 gepflanzte Hitlerlinde vom Rathaus-Vorplatz fernzuhalten, damit er sie bei einer eventuellen Rückkehr in sein Amt nicht vor Augen haben müsse. Otto Osterwald nutzt die ihm abverlangte Stellungnahme zu einer beeindruckenden Rechtfertigung seines öffentlichen Handelns und seines Selbstverständnisses als Politiker in den zurückliegenden zwölf Jahren.<sup>59</sup> Seine zahlreichen öffentlichen Ämter und Ehrenstellungen habe er nicht etwa dem ihm fälschlich vorgeworfenen Eigennutz, sondern in erster Linie dem Vertrauen zu verdanken, das seine Mitbürger zu ihm hegten. Die erfolgreich betriebene Gast- und Landwirtschaft demgegenüber gehe auf seine Strebsamkeit sowie auf das Erbe seiner soliden Vorfahren zurück. »Ist es eine Schlechtigkeit, daß ich all das bin, was mir zum Vorwurf gemacht wird?«, fragt er. »Es ist doch nur ein Beweis meiner Brauchbarkeit. Auch der Staat bevorzugt brauchbare Männer«. Die erhobenen Gemeindeumlagen lägen in Herdwangen keineswegs höher als andernorts, und zudem sei mit den eingezogenen Steuern auch vieles in der Gemeinde geleistet und geschaffen worden. Was die Gehälter von Bürgermeister und Gemeindebeamten anbelange, so bewegten sich diese völlig im gesetzlichen Rahmen und hätten die kommunalen Bediensteten durchaus nicht zu reichen Leuten auf Kosten ihrer Mitbürger werden lassen, wie die Kritiker wahrhaben wollten. Bürgermeister und Gemeindebeamte hätten überdies »nicht nur Gehalt eingenommen, sondern auch etwas geschaffen und die Gemeinde in Ordnung gebracht und gehalten«. Die Wiederwahl von 1930 habe zuletzt den besten Beweis erbracht, daß die Einwohnerschaft von Herdwangen mit ihm als Bürgermeister zufrieden war, obgleich er zum damaligen Zeitpunkt noch mehr Ehrenstellungen besessen habe als jetzt. Daß er in Wahlversammlungen die Interessen des Zentrums wahrgenommen und die NSDAP bekämpft habe, »wird sich jeder selbst denken können«; dies sei seine Pflicht gegenüber seiner Partei gewesen. Jedoch sei er, so betont er, immer ein sachlicher und versöhnlicher Kämpfer gewesen und habe keinesfalls etwas unternommen, um die örtliche NSDAP zu zersplittern. Der Vorwurf bezüglich seiner Haltung zum Standort der Hitler-Linde sei geradezu lächerlich, habe er doch lediglich den vom Gemeinderat bestimmten Platz guteheißen.

Selbstbewußt verweist Osterwald mehrfach auf seine über die normale Aufgabenerfüllung hinaus gehenden Leistungen für die Gemeinde. Es seien letztlich »persönliche Gründe, v. a. Neid«, die seine Gegner zu ihren Bezeichnungen und Unterstellungen gegen ihn getrieben hätten. »Das hat mit Nationalsozialismus gar nichts zu tun, sondern diese können es einfach nicht sehen, daß ein aus gleichen Verhältnissen hervorgegangener Herdwanger soweit gekommen sei, daß er Ehrenposten aller Art bekleidet und auch sonst geordnete Verhältnisse hat«, unterstreicht Osterwald. »Daß ich wagefreudiger und unternehmungslustiger und auch erfolgreicher war«, gebe er zu. Doch seien dieses »doch keine schlechten Eigenschaften. Jedenfalls ist durch meine Unternehmungslust, sei es in der Gemeinde oder bei mir Privat, Leben und Verdienst in die Gemeinde gekommen«. In den Augen seiner Gegner sei es offenbar sein größter Fehler, daß er immer unternehmend gewesen sei und, statt heruzukritisieren und andere schlecht zu machen, stets gelernt, gearbeitet und vorwärts gestrebt habe. Auf diese Weise habe er sich von seiner Schul- und Lehrzeit an bis auf den heutigen Tag verhalten.

<sup>59</sup> Zum Folgenden vgl. Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

Besonderes Interesse verdienen die von Otto Osterwald offenbarten Beweggründe seines politischen Wirkens und sein Angebot zur Kooperation mit dem NS-Staat: Er habe, so betont er, »dem monarchischen System die Treue gehalten, solange es eben da war, und habe nicht nach der Republic (!) verlangt. Als diese aber da war, habe ich dem Staat und dem Vaterland wieder gedient. Und nachdem nun die nationale Revolution gekommen ist, habe ich mich hinter die jetzige Obrigkeit gestellt. Ich glaube, die heute nationale Regierung wird an mir, wenn auch als Zentrumsmann (was ich schon seit dem 20. Lebensjahr bin) einen ebenso nachhaltigen und soliden Mitarbeiter und Kämpfer an der Wiederaufrichtung des Deutschen Vaterlandes und des Badischen Heimatlandes haben, als sie es nur wünschen kann«. »Vorwärts, mit Gott für Volk und Heimat!«, beschließt Osterwald nicht ohne Pathos seine Kooperationsofferte an die Nationalsozialisten.

Diese sind jedoch an Osterwalds Angebot ebenso wenig interessiert wie an der wenige Tage zuvor von Prälat Föhr in der letzten Sitzung des Badischen Landtags bzw. der bereits am 23. März 1933 bei der Verabschiedung des sog. »Ermächtigungsgesetzes« von der Reichstagsfraktion um Prälat Kaas offerierten loyalen Mitwirkung des Zentrums im neuen Staat, sofern dieser einige grundlegende Rücksichten gegenüber Kirche und Verfassung beachte.<sup>60</sup> Den Nazis geht es vielmehr um die alleinige und absolute Macht ohne jegliche Rücksichten auf Verfassungsschranken und konkurrierende politische Gruppierungen. Die Haltung von Otto Osterwald illustriert das Dilemma der katholischen Kirche und zumal des politischen Katholizismus insgesamt im Frühjahr und Sommer 1933: Die bisherige Geschlossenheit und Entschlossenheit in der Abwehr des Nationalsozialismus geht seit der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30. Januar 1933 verloren, als »über Nacht aus einer lehramtlich verurteilten Bewegung die legale Obrigkeit geworden ist, der man den staatsbürgerlichen Gehorsam schuldet«. <sup>61</sup> In der vagen Hoffnung auf ein partielles Entgegenkommen der Nationalsozialisten gegenüber den eigenen Verfassungs- und kirchenpolitischen Anliegen stimmt man in Berlin wie in Karlsruhe den vorgelegten »Ermächtigungsgesetzen« zu und bietet die loyale Zusammenarbeit im von den Nazis umgestalteten Staat an. In gleicher Weise nimmt am 28. März 1933 auch die Fuldaer Bischofskonferenz die zuvor vertretenen »allgemeinen Verbote und Warnungen« gegenüber dem Nationalsozialismus zurück und ruft die deutschen Katholiken auf »zur Treue gegenüber der rechtmäßigen Obrigkeit und zur gewissenhaften Erfüllung der staatsbürgerlichen Pflichten“; ausdrücklich und grundsätzlich wird alles rechtswidrige und umstürzlerische Verhalten abgelehnt.<sup>62</sup> Widerstand gegen die braune Gewalt- und Unrechtsherrschaft kann sich vor diesem Hintergrund beim Zentrum wie auch den anderen »bürgerlichen« Parteien im Unterschied zu den Arbeiterparteien nicht auf eine im Untergrund oder Exil reorganisierte Parteiorganisation und eine durchgehende Ablehnungshaltung stützen, sondern bleibt stets das Werk aufrechter und mutiger Einzelner.<sup>63</sup>

Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang ein zusammenfassender Bericht des Pfulendorfer Landrats Dr. Rudolf Maier an den Karlsruher Innenminister von Ende Juni 1933. Der Behördenleiter betont, daß in dienstlicher Hinsicht gegen Osterwalds Geschäftsführung nichts einzuwenden sei und die Gemeinde Herdwangen unter der Leitung des Zentrumspos-

60 Vgl. SCHUMACHER, M. d. L. (wie Anm. 41), S. 18\*, zur Zustimmung des Zentrums im Reichstag zum »Ermächtigungsgesetz« am 23. 3. 1933 vgl. Karl Dietrich ERDMANN, Deutschland unter der Herrschaft des Nationalsozialismus 1933–1939. München <sup>9</sup>1993, S. 85 f. (= Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte Bd. 20 der dtv-Ausgabe).

61 Joachim KÖHLER und Jörg THIERFELDER, Die Kirchen im Bann der »Machtergreifung« Hitlers. In: Thomas SCHNABEL (wie Anm. 32), S. 53–94, hier S. 56.

62 Ebenda.

63 Vgl. hierzu KISSENER (wie Anm. 31), S. 96.

litikers zu den bestverwalteten Kommunen im Bezirk gehörte.<sup>64</sup> Maier hält es für selbstverständlich, daß sich Osterwald als Zentrumsabgeordneter bis zur Reichstagswahl vom 5. März 1933 gegen die NSDAP gestellt habe. Er sei überdies davon überzeugt, »daß er sich auch heute voll und ganz nach den von der Zentrumspartei gegebenen Richtlinien richtet«, sei er doch immer ein treuer Parteianhänger gewesen und sei dies wohl auch weiterhin. Maier weiter: »Die Frage, ob Osterwald heute die Gewähr dafür bietet, daß er jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat eintritt, wird bejaht, wenn man diese Frage für die Zentrumspartei bejaht, und verneint, wenn man sie für die Zentrumspartei verneint«. Der Landrat hält es für ausgeschlossen, daß sich Osterwald gegen die nationale Bewegung einstelle. Wenn er im Dienst verbleibe, »wird er bestimmt wie bisher die Interessen seiner Gemeinde im Sinn der nationalen Regierung wahrnehmen«.

Daß der Landrat mit dieser Einschätzung unbedingte richtig liegt, offenbart ein Schreiben Osterwalds an das Pfullendorfer Bezirksamt von Ende Juli 1933. Der Herdwanger Zentrumsolitiker verwahrt sich darin gegen eine Unterstellung des NSDAP-Kreisleiters Weißhaupt, er habe in der Wahlversammlung seiner Partei am Vorabend der Reichstagswahl vom 5. März 1933 Hitler die Vorbereitung eines großen Eroberungskrieges unterstellt. Dies sei vollständig unwahr. In Wirklichkeit habe er in jener Versammlung die Anwesenden aufgefordert, die Regierung Hitler anzuerkennen, »denn es sei Pflicht jedes Zentrumsmannes, der rechtmäßigen Obrigkeit unbedingt Gehorsam zu leisten«.<sup>65</sup>

Osterwalds Rechtfertigung sowie die insgesamt positive Bewertung seiner Amtsführung durch die Mehrzahl der befragten Herdwanger Nationalsozialisten vermag zusammen mit dem Urteil von Landrat Dr. Maier im Sommer 1933 die von Kreisleiter Weißhaupt betriebene Ablösung und Inhaftierung des Bürgermeisters zu verhindern. In einem Erlaß vom 18. Juli 1933 befindet das badische Innenministerium den gegen Osterwald festgestellten Tatbestand als »nicht ausreichend« für seine Entlassung als national unzuverlässiger Beamter.<sup>66</sup> Eine Woche nach dieser ihm offenbar wichtigen Ehrenrettung kommt der noch immer beurlaubte Bürgermeister Osterwald um seine Versetzung in den Ruhestand ein, was vom mittlerweile ebenfalls gleichgeschalteten Herdwanger Gemeinderat wie auch dem Pfullendorfer Bezirksamt unter Zubilligung des gesetzlichen Ruhegeldes umgehend angenommen wird.<sup>67</sup> Gewissermaßen als Gegenleistung sichert NSDAP-Ortsgruppenleiter Wetzel dem scheidenden Bürgermeister zu, sich dafür einzusetzen, daß von seiten der Nationalsozialisten jede Hetze und jeder Boykott gegen Osterwald eingestellt werde – eine Zusage, die in der Folge durchaus nicht eingehalten wird.<sup>68</sup> Die offizielle Kunde, die die Bevölkerung aus der »Deutschen Bodenseezeitung« von diesen Vorgängen erhält, liest sich am 28. Juli 1933

64 Bericht des Bezirksamts Pfullendorf an den Minister des Innern in Karlsruhe v. 29. 6. 1933 betr. Bürgermeister Osterwald in Herdwangen (StAF G 27/10 Nr. 187).

65 Schreiben von Bürgermeister Osterwald an das Bezirksamt Pfullendorf v. 25. 7. 1933 (StAF G 27/10 Nr. 187).

66 Erlaß des badischen Innenministers v. 18. 7. 1933 (StAF G 27/10 Nr. 187).

67 Bericht des Gemeinderats Herdwangen an das Bezirksamt Pfullendorf v. 26. 7. 1933 sowie Bericht des Bezirksamts Pfullendorf an das Ministerium des Innern in Karlsruhe v. 26. 7. 1933 (StAF G 27/2 Nr. 369). Diese Regelung des Konfliktes erfolgte auf Betreiben des badischen Innenministeriums, das in seinem Erlaß v. 18. 7. 1933 das Bezirksamt Pfullendorf angewiesen hatte, im Benehmen mit der Gemeinde zu prüfen, ob bei Osterwald die Vorschriften von § 6 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums in der Fassung des Änderungsgesetzes v. 23. 6. 1933 angewendet werden sollten. Dieser Gesetzespassus sieht vor, Wahlbeamte oder sonstige höhere Beamte von Gemeinde und Gemeindeverbänden »im Interesse des Dienstes« in den Ruhestand zu versetzen (vgl. RGBl. 1933 I Nr. 68). Zur Gleichschaltung von Gemeinderat und Bürgerausschuß in Herdwangen 1933 vgl. WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 288 f.

68 Bericht des Bezirksamts Pfullendorf an den Minister des Innern in Karlsruhe v. 26. 7. 1933 (wie Anm. 67).

wie folgt: »Nachdem die gegen Bürgermeister Otto Osterwald beim Ministerium des Innern vorgebrachten Beschwerden nicht hinreichend waren, um dessen Entlassung durchzusetzen, hat Bürgermeister Osterwald heute im Interesse des Gemeindefriedens beim Gemeinderat seine Zuruhesetzung beantragt.«<sup>69</sup> Zusammen mit seinem Bürgermeisteramt verliert Otto Osterwald im Laufe des Jahres 1933 auch seine sämtlichen Ehrenstellungen, lediglich im Herdwanger Kirchenchor bleibt er weiterhin aktiv.

Drei bemerkenswerte Initiativen offenbaren, daß Otto Osterwald im Frühjahr und Sommer 1933 in seinem Kampf gegen die nationalsozialistischen Schmähungen und Unterstellungen keineswegs alleine steht: Am Pfingstmontag, 5. Juni 1933, findet in Herdwangen eine Unterschriftensammlung für eine Rückkehr Osterwalds in das Bürgermeisteramt statt, die in kurzer Zeit von 198 Ortsbewohnern Unterstützung erhält. Nach Osterwalds Einschätzung wäre man wohl noch auf die doppelte Anzahl an Unterschriften gekommen, wenn nicht SA-Leute aus Pfullendorf erschienen wären und den Unterschriftensammler verhaftet hätten.<sup>70</sup> NSDAP-Kreisleiter Weißhaupt qualifiziert den Aussagewert der Unterstützungsaktion interessanterweise mit dem Argument ab, daß die Unterschriften von einem »Trabanten« Osterwalds und erwiesenen Gegner des heutigen Staates regelrecht aus der in Wirklichkeit mehrheitlich nationalsozialistisch eingestellten Einwohnerschaft Herdwangens erpresst worden seien und überdies mehrheitlich von Frauen stammten.<sup>71</sup> Zum anderen widmet der Herdwanger Stiftungsrat mit Pfarrverweser Hermann Eckert an der Spitze am 31. Juli 1933 dem ausgeschiedenen Altbürgermeister eine offizielle Dankeserklärung, in der alle Stiftungsräte mit Ausnahme des Osterwald feindlich gesinnten Leo Vogler seinen Rücktritt aus dem Bürgermeisteramt »außerordentlich bedauern« und ihm den Dank aussprechen für seine großen Verdienste um die politische Gemeinde sowie die örtliche Kirchengemeinde.<sup>72</sup> Wie wichtig solche Rückenstärkungen für Otto Osterwald in dieser schweren Zeit sind, offenbart er in einem Schreiben an den Pfullendorfer Landrat vom Juni 1933: Die Unterschriftenaktion vom Pfingstmontag habe ihm gezeigt, »daß die Herzen des weitaus größten Teils der Herdwanger Bevölkerung mir noch zugetan sind«. Die solchermaßen dokumentierte Anhänglichkeit der Mitbürger entschädige ihn »für vieles, was man mir angetan hat.«<sup>73</sup>

Zum dritten schließlich entläßt auch der Pfullendorfer Landrat Dr. Rudolf Maier den scheidenden Otto Osterwald mit höchstem Lob aus seinem Amt: Im Hinblick auf die politischen Verhältnisse, so schreibt er, verstehe er Osterwalds Entschluß, in den Ruhestand zu treten, »aus dienstlichen Gründen« hingegen bedauere er ihn »ganz besonders«. Die Gemeinde Herdwangen sei unter Osterwalds »bewährter und tüchtiger Leitung eine, wenn nicht die bestverwaltete Gemeinde des Amtsbezirks Pfullendorf« gewesen. Der Landrat spricht Osterwald für seine Tätigkeit als Bürgermeister der Gemeinde Herdwangen namens der Staatsaufsichtsbehörde den herzlichsten Dank aus. Mit seinem Entschluß, in den Ruhestand zu treten, habe er seiner Heimatgemeinde »einen letzten großen Dienst im Interesse der Wiederherstellung und Erhaltung des Gemeindefriedens erwiesen.«<sup>74</sup> Die Wertschätzung von Landrat Dr. Maier für Osterwald hält lange über dessen Amtsverzicht hinaus an,

69 Deutsche Bodenseezeitung v. 28. 7. 1933.

70 Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7), Lebenslauf von Otto Osterwald, zusammengestellt von Gertrud und Adam Stiebel o. D. (wie Anm. 5).

71 Schreiben der NSDAP-Kreisleitung Pfullendorf an Landrat Dr. Maier v. 28. 6. 1933 (wie Anm. 45).

72 Schreiben des katholischen Stiftungsrates Herdwangen an Altbürgermeister Osterwald v. 31. 7. 1933 (beglaubigte Abschrift v. 13. 3. 1957, Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26); zum Dankeschreiben vgl. auch die von Pfarrer Eckert verfaßte »Chronik der Pfarrei Herdwangen 1933–1967« (Pfarrarchiv Herdwangen).

73 Stellungnahme Osterwalds an das Bezirksamt Pfullendorf v. 12. 6. 1933 (wie Anm. 7).

74 Schreiben von Landrat Dr. Maier, Pfullendorf, an Bürgermeister Osterwald v. 26. 7. 1933 (StAf G 27/10 Nr. 187, außerdem Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26).

zumal der staatliche Aufsichtsbeamte mit den fachlichen Leistungen seines Nachfolgers Franz Sales Nothhelfer und noch weniger mit dem Wirken von Ortsgruppenleiter Otto Wetzl alles andere als zufrieden ist. Noch bei der Ortsbereisung in Herdwangen im Mai 1944, also elf Jahre nach dem Abgang von Osterwald, weiß der Landrat zu rühmen, daß dieser »ein überaus tüchtiger Bürgermeister (war) und die Gemeinde gut im Schuss (hatte)«. Heute höre man, so Maier weiter, immer wieder Stimmen, es wäre im besten Interesse von nationalsozialistischer Partei und Gemeinde gelegen, wenn man Osterwald als Bürgermeister belassen und ihn gleichzeitig zum Ortsgruppenleiter der NSDAP gemacht hätte.<sup>75</sup> Eine ganz erstaunliche Aussage!

Trotz aller erfahrenen Demütigungen und Anfeindungen sind Selbstbewußtsein und Unternehmungsgeist von Otto Osterwald nach dem Ausscheiden aus seinen öffentlichen Funktionen zunächst ungebrochen. Parallel zum Kampf um die Rehabilitierung seiner nationalen Ehre bemüht er sich im Sommer 1933 um die Eröffnung einer Stumpfenfabrikation in den Räumlichkeiten seines »Adler«-Anwesens. Wie er in einem späteren Rückblick auf sein unternehmerisches Engagement berichtet, habe er sich noch als Bürgermeister nach der Schließung der Mez-Filiale 1930 vergeblich um die Ansiedlung eines neuen Fabrikbetriebs in Herdwangen bemüht und dabei mit der Nähseidenfabrik Gütermann u. Co. in Gutach, der Textilgesellschaft L. Stromeyer in Konstanz und den Schweizerzigarrenfabriken Kantz u. König in Engen verhandelt.<sup>76</sup> Als alle diese Initiativen erfolglos blieben, entschließt sich Osterwald zur Eröffnung eines Gewerbebetriebs in Herdwangen auf eigene Rechnung, um, wie er später rekapituliert, seine eigenen Räumlichkeiten zu verwerten, um wieder Arbeits Gelegenheit in die Gemeinde zu bringen und nicht zuletzt um seine eigene wirtschaftliche Lage zu verbessern. Osterwald erwirbt im Sommer 1933 die Einrichtung und den Tabakbestand einer Stumpfenfabrik in Weizen bei Stühlingen und überführt im Herbst des Jahres, nach zweimonatigem Probebetrieb am alten Standort, die Unternehmung in den »Adler« nach Herdwangen. Die Stumpfenfabrik beschäftigt in ihren besten Zeiten zwischen 15 und 20 Mitarbeiter unter der Leitung eines Werkmeisters mit der Fertigung von Stumpfen in verschiedenen Preis- und Qualitätslagen sowie von Pfeifentabak.<sup>77</sup> Die Vermarktung übernimmt Osterwald selbst, wobei er zum einen auf zahlreichen Geschäftsreisen in eigener Person Absatzwerbung betreibt, zum anderen aber an verschiedenen Standorten in Deutschland nebenberuflich tätige Vertreter beschäftigt. Als Vertreter für den badischen Seekreis ist dabei Osterwalds früherer Parteifreund und Bürgermeisterkollege Karl Schmid aus Heiligenberg im Einsatz, der 1933 gleichfalls von den Nazis abgesetzt worden war.

Der neue Gewerbebetrieb leidet während seines vierjährigen Bestehens nahezu durchgehend unter Absatzproblemen, was Osterwald auf seine Stigmatisierung als politischer Gegner des braunen Systems sowie permanente nationalsozialistische Obstruktion zurückführt. Auf seinen Geschäftsreisen habe er unter Anspielung auf seine Zentrums-Vergangenheit oft zu hören bekommen, man kaufe »keine schwarzen Stumpfen«, insgesamt sei der Umsatz zurückgegangen bzw. habe stagniert entsprechend dem Anstieg der NS-Parteigenossen. Osterwald hätte es nach eigener Einschätzung beim Absatz seiner Ware »zehnmal leichter (...)

75 Ortsbereisungsprotokoll v. 30. 5. 1944 (wie Anm. 29). Vgl. hierzu WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 291.

76 Darstellung des Werdegangs der Stumpfenfabrik Otto Osterwald in Herdwangen o. D. (wie Anm. 38). Zum Folgenden vgl. ebenda.

77 Der lange Jahre bei Osterwald tätigen Haus- und Gastwirtschaftsgehilfin Ida Reutter (wie Anm. 36) zufolge waren in der Fabrik ca. 16 Beschäftigte tätig, Emil Leberer aus Herdwangen dagegen erinnert sich an 20 bis 25 Mitarbeiter (Protokoll der Zeitzeugenbefragung von Emil Leberer, Herdwangen, am 2. 5. 1994 durch Kreisarchivar E. WEBER (KAS)).

gehabt, wenn ich mit einem Parteiabzeichen und mit Heil Hitler grüßend auf die Geschäftsreise gegangen wäre«. Der zuvor erfolgsverwöhnte Osterwald wird durch die anhaltenden Absatzprobleme, die angeblichen ständigen Schikanen durch die Deutsche Arbeitsfront und die Zollbehörde sowie die fortgesetzten Repressionen der Nationalsozialisten schließlich so zermürbt, daß er an einem schweren Leberleiden erkrankt und im Januar 1938 seinen Betrieb, »der mir unter normalen Umständen ein ansehnliches Einkommen erbracht hätte, mit Schaden verkaufen« muß.<sup>78</sup> »Ein seelisch gebrochener Mann ist nicht mehr fähig, den Konkurrenzkampf aufzunehmen«, rekapituliert Osterwald später seine Verfassung am Ende seiner unternehmerischen Tätigkeit.<sup>79</sup>

Bis November 1942 betreibt Otto Osterwald, unterstützt von seiner Frau Frieda und der treuen Haus- und Wirtschaftsgehilfin Ida Reutter, in der Folge noch seine Gastwirtschaft zum »Adler« weiter, ehe er diese dann wegen der angegriffenen Gesundheit seiner Gattin verpachtet und sich auf die Führung der nominell von seiner Frau innegehabten Postagentur beschränkt.<sup>80</sup> Die Schikanen und Verfolgungen durch das NS-Regime und dessen Anhänger bleiben Osterwald und seiner Familie bis zum Zusammenbruch des Dritten Reiches 1945 erhalten: Er selbst sei, so berichtet er später, 1934 aufgrund einer Anklage dreieinhalb Stunden lang durch die Gestapo verhört und einige Zeit später mit einer Verwarnung bestraft worden. Im Sommer 1944 sei – vermutlich im Zusammenhang mit der Aktion »Gewitter« (E.W.) – durch den Überlinger NSDAP-Kreisleiter abermals ein Haftbefehl gegen ihn erlassen, aus ihm nicht bekannten Gründen aber nicht ausgeführt worden.<sup>81</sup> Auch seine Frau habe viel unter dem Druck der Nazis zu leiden gehabt, sei gleichfalls von der Gestapo verhört und als Wirtsfrau verächtlich behandelt worden, weil sie nicht mit Heil Hitler begrüßt habe.

Der Untergang der NS-Diktatur und der französische Einmarsch 1945 bedeuten für Otto Osterwald und seine Familie unter diesen Umständen eine Befreiung von zwölfjährigen Demütigungen, Drangsalierungen und Verfolgungen.<sup>82</sup> Wie so viele NS-Gegner und Politiker aus der Weimarer Zeit wird 1945 auch Otto Osterwald von der französischen Besatzungsmacht zum Wiederaufbau der öffentlichen Verwaltung und des politischen Lebens herangezogen. Auf Anordnung der französischen Militärkommandantur beruft der neue Überlinger Landrat am 18. Mai 1945 Osterwald wiederum zum Bürgermeister von Herdwangen.<sup>83</sup> In Ermangelung geeigneter Amtsräume, die allesamt von französischen Besatzungstruppen belegt sind, kann Osterwald seinen Dienst allerdings erst am 1. Juni 1945 antreten.<sup>84</sup> Bereits Ende September 1945, nach nur vier Monaten, legt er sein wiedergewonnenes Amt bereits wieder nieder – aus Gesundheitsgründen, wie er gegenüber dem Überlinger Landrat angibt, aber wohl auch, weil er sich der undankbaren Rolle nicht gewachsen fühlt, die ein Bürgermeister angesichts der französischen Besatzungs- und Requisitionspolitik zu jener Zeit zu

78 Darstellung des Werdegangs der Stumpfenfabrik Otto Osterwald in Herdwangen o. D. (wie Anm. 38). Der Zeitpunkt der Schließung des Betriebs vgl. findet sich in der Aussage Osterwalds in der Anlage zum Fragebogen der französischen Militärregierung v. 4. 7. 1945 (wie Anm. 30).

79 Das Zitat, das sich im von Gertrud und Adam Stiebel nach Unterlagen Osterwalds zusammengestellten Nachtrag zur Darstellung des Werdegangs der Stumpfenfabrik (wie Anm. 38) findet, geht mit allergrößter Wahrscheinlichkeit auf Osterwald selbst zurück.

80 Ebenda, vgl. außerdem Aussage Osterwalds in der Anlage zum Fragebogen der französischen Militärregierung v. 4. 7. 1945 (wie Anm. 30).

81 Hierzu und zum Folgenden vgl. ebenda.

82 Zum Kriegsende 1945 in Herdwangen vgl. WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 308 ff., s. außerdem den »Kriegsbericht« von Pfarrer Hermann Eckert v. 5. 2. 1947 an das Erzbischöfliche Ordinariat Freiburg (Berichte über Kriegseignisse, Dekanate Konstanz–Neuenburg 1939–1945, EAF B2–35/149).

83 Schreiben des Überlinger Landrats an Otto Osterwald v. 18. 5. 1945 (StAF G 27/10 Nr. 187, außerdem Familienarchiv Osterwald/Stiebel, Herdwangen, Kopie KAS Az. 361.26).

84 Schreiben von Osterwald an den Überlinger Landrat v. 24. 5. u. 1. 6. 1945 (ebenda).

erfüllen hatte.<sup>85</sup> Aufgrund von gesundheitlichen Störungen, »die nicht zuletzt von den in den letzten zwölf Jahren erlittenen Verfolgungen durch die Nazis ihre Ursache habe(n)«, sehe er sich »nicht mehr in der Lage, den gesteigerten Anforderungen, die heutzutage an einen Bürgermeister gestellt werden, gerecht zu werden« und werde seinen Platz für eine jüngere Kraft räumen.<sup>86</sup>

Im Unterschied zu vielen seiner Parteifreunde und Parlamentskollegen aus der Zeit vor 1933 – etwa dem früheren Bezirksvorsitzenden der Zentrumsparterie Plazidus Ott, der von 1945 bis 1948 als Bürgermeister von Pfullendorf amtiert, oder den früheren Zentrumsabgeordneten im badischen Landtag Fridolin Heurich, Dr. Wolfgang Hoffmann, Dr. Heinrich Köhler, Adolf Kühn, August Kuhn oder Lambert Schill, die alsbald nach deren Gründung der CDU bzw. der BCSV beitreten und für diese in der Folge abermals in Parlamente einrücken<sup>87</sup> –, die eine wichtige Rolle beim politischen und demokratischen Wiederaufbau Deutschlands spielen, verzichtet Otto Osterwald auf ein neuerliches politisches Engagement und offenbar auch auf einen Beitritt zur CDU, der Nachfolgepartei des Zentrums. Die Gründe liegen neben seiner angegriffenen Gesundheit wohl auch in der tiefen Verbitterung und Enttäuschung Osterwalds, der, wie sich seine langjährige Hausgehilfin Ida Reutter erinnert, nach den schlimmen Erfahrungen der NS-Zeit »seelisch gebrochen« war und »die Nase voll gehabt hat von allem«. Nicht zuletzt auch auf Betreiben seiner Frau Frieda wollte er sich nicht mehr politisch betätigen und lehnte jedes öffentliche Amt ab.<sup>88</sup> Einzig dem Kirchenchor hält er unverbrüchlich die Treue.

In der Öffentlichkeit tritt er nach 1945 vor allem noch bei zwei Anlässen in Erscheinung: Zum einen, als er 1947 seinen »Adler«-Saal für die Einrichtung eines Kinos zur Verfügung stellt und sich an dem Unternehmen auch finanziell beteiligt. Osterwald beschwört dadurch eine tiefe Verärgerung von Pfarrer Eckert herauf, der mit dem neben der Kirche gelegenen Kino Sodom und Gomorrha Einzug nach Herdwangen halten sieht und es in seiner Pfarrchronik als »ein(en) Segen« für die Ortschaft einstuft, als das Kino nach kurzer Zeit wieder eingeht.<sup>89</sup> Zum anderen gerät Osterwald mit der Gemeinde Herdwangen zu Beginn der 1950er Jahre in einen erbitterten Streit um eine Wiedergutmachungsleistung, die der frühere Bürgermeister als Opfer des Nationalsozialismus 1953 erwirkt und die zu einem Teil aus der Gemeindegasse zu bezahlen ist. Der Herdwanger Gemeinderat protestiert im März 1953 gegen die in seinen Augen unberechtigte Entschädigungsverpflichtung der Gemeinde, habe doch Osterwald nach seinem Ausscheiden 1933 ein Ruhegehalt bezogen und überdies nach Kriegsende befristet seine Bürgermeistertätigkeit wieder aufgenommen. Das Gremium sieht in der Durchführung des Entschädigungsbeschlusses der Kommission für Wiedergutmachung an Angehörigen des öffentlichen Dienstes gar »die größte Gefahr des Gemeindefriedens und die Heraufbeschwörung (!) der früheren politischen Gehässigkeit, was bestimmt

85 Schreiben Osterwalds an den Überlinger Landrat v. 18. 9. 1945 (StAF G 27/10 Nr. 187), Erklärung Osterwalds v. 30. 9. 1945 (Aktenfaszikel Bürgermeister u. Beigeordnete, GA Herdwangen, Theurer-Registraturschicht Az. 004/1–24), vgl. außerdem WEBER, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 291 f.

86 Die Nachfolge Osterwalds als Bürgermeister von Herdwangen tritt zum 1. Oktober 1945 sodann Emil Klöckler an (vgl. Schreiben Klöcklers an den Überlinger Landrat v. 3. 10. 1945, StAF G 27/10 Nr. 187), der seinerseits wiederum bereits 1946 von Wilhelm Keller abgelöst wird.

87 Zu Plazidus Ott vgl. WEBER, Kriegsende (wie Anm. 29), S. 101, zu den Zentrums-Parlamentariern vgl. SCHUMACHER, M. d. L. (wie Anm. 41), biographischer Index.

88 Zeitzeugenbefragung Ida Reutter (wie Anm. 36), vgl. außerdem Protokoll der Zeitzeugenbefragung von Gertrud Stiebel geb. Osterwald, Herdwangen, durch Kreisarchivar E. WEBER am 24. 10. 1997 (KAS).

89 Zeitzeugenschilderung Ida Reutter (wie Anm. 36), Chronik der Pfarrei Herdwangen 1933–1967 (wie Anm. 72).

nicht zum Aufbau des heutigen Bundeslandes beiträgt.«<sup>90</sup> Der in seiner Verbitterung verharrende Osterwald sieht sich in der Nachkriegszeit offenbar weiterhin der Verfolgung ausgesetzt und schreibt: »Geradezu als tragisch ist es aufzufassen, daß die in der Nazizeit in Herdwangen gegen mich geschaffene Mentalität sich auch heute stark auswirkt. Die von der damaligen Lehrerschaft planmäßig betriebene Verhetzung lebt in den inzwischen Erwachsenen vermutlich weiter.«<sup>91</sup> So kommt in das Verhältnis des früheren Bürgermeisters zu »seiner« Gemeinde ein weiterer bitterer Mißklang, der sich offenkundig nicht mehr beheben läßt.

Nachdem Osterwald am 20. Mai 1967 im Alter von fast 80 Jahren einem Herzinfarkt erlegen ist, vermag der damalige Herdwanger Bürgermeister Gustav Fecht in seinem Nachruf bei der Beerdigung die Leistung und die hohen Verdienste seines Vorgängers um die Gemeinde und die Allgemeinheit gleichwohl anzuerkennen. Er würdigt ihn als einen vorbildlichen, weitsblickenden und aufgeschlossenen Bürgermeister, der durch alle Höhen und Tiefen als Bürgermeister und Politiker gegangen sei, wobei er in besonderer Weise auf seine »Erniedrigung im Dritten Reich« verweist.<sup>92</sup> Die 1997 erfolgte Benennung einer Straße in Herdwangen nach Osterwald bedeutet eine weitere Würdigung des Lebenswerks dieses bedeutenden christlichen Demokraten, der sich in schwieriger Zeit in hohem Maße um das Gemeinwesen in seinem Heimatort und darüberhinaus im badischen Bodenseeraum verdient gemacht hat. Zu erinnern ist indessen in gleicher Weise an Otto Osterwald als einem Opfer der nationalsozialistischen Unrechts- und Gewaltherrschaft. Auch wenn er uns in dieser schrecklichen Zeit nicht als strahlender und unbeugsamer Widerstandskämpfer entgegentritt, sondern an der Härte des ihm von anderen auferlegten Schicksals innerlich zerbricht und verbittert, verdienen seine aus einer starken Verankerung im christlichen Glauben gezogene Standhaftigkeit inmitten aller Demütigungen und Verfolgungen gleichwohl den höchsten Respekt und die bleibende Erinnerung.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Edwin Ernst Weber, Amt für Kultur- und Archivwesen  
Postfach 14 62, D-72484 Sigmaringen

90 Aktenbetreff Politische Angelegenheiten nach dem Kriegsende 1945 (GA Herdwangen, Theurer-Registatur Az. 141); vgl. zu diesem Vorgang Weber, Hakenkreuz (wie Anm. 27), S. 291 f.

91 Nachtrag zur Darstellung des Werdegangs der Stumpfenfabrik Otto Osterwald in Herdwangen o. D. (wie Anm. 38).

92 Südkurier Überlingen v. 26. 5. 1967.

# Schwimmende Inseln

VON AUGUST SCHLÄFLI

## Einleitung

Der älteste mir bekannte Hinweis auf »schwimmende Inseln« im Bodenseeraum stammt von Fäsi (1766). Er bemerkt in seiner Beschreibung der Landgrafschaft Thurgau: »Der Harrenweiler- oder Hüttlinger-See, ob dem Dorf Hüttlingen, hat einen Umfang nur von wenigen Morgen. Einige schwimmende Inselgen, oder kleine Stücker Landes, welche sich etwann von einer Seite zur anderen lassen, machen diesen See merkwürdig« (S. 149). Dieser »See« war allerdings ein Weiher, der zum Betrieb einer Mühle in Hüttlingen diente. 1865 wurde er trockengelegt (Wegelin, 1915).

Von Hartmann (1808) gibt es weitere Hinweise auf schwimmende Inseln. Er notiert in seinem »Versuch einer Beschreibung des Bodensees« S. 19f: »Aehnliche Ueberreste sind jenseits des Rheins, zwischen Fussach und den Feldern von St. Johann Höchst, die beiden Logseen, der eine wenige Schritte von dem Ufer des Bodensees entfernt, der andere eine Achtelstunde ob diesem gelegen; der erste mag beyläufig 1000 Schritte lang und 30 breit seyn, der obere ist kleiner. In jedem befindet sich eine schwimmende Insel...«

Diese »Logseen« (bei Kurz, 1912 auch Laagseen genannt) – es handelt sich um den Oberen und Unteren Lochsee wie sie heute auf der Landeskarte angeschrieben werden – sind Überreste alter Rheinarme. Heute sind die schwimmenden Inseln samt den Schwingrasen verschwunden, die Lochseen hart verbaut und stark verschmutzt (Grabher, briefl. Mittlg.).

Im folgenden Beitrag soll dem Phänomen der »schwimmenden Inseln«, wie es sich heute präsentiert, nachgegangen werden. Man kann es hauptsächlich in glazial geprägten Seenlandschaften, auch im Bodenseeraum, studieren. Früh (1896) hat die schwimmenden Inseln einst umfassend beschrieben und dabei Beispiele aus aller Welt zusammengetragen. Auch im grossen Werk von Früh und Schröter (1904) über die »Moore der Schweiz« gehen die Autoren auf die schwimmenden Inseln als »notwendige Begleiterscheinung des phytogenen Verlandungsprozesses« ein. Sie nennen als Ursache *Überwachungsdecken* (Sphagnum-Moosdecken) und *Schwingrasen* und erwähnen auch Fäsis und Hartmanns Beispiele aus dem Bodenseeraum.

Zur vorliegenden Studie bin ich durch meine eigenen Untersuchungen an Toteisseen (Söllseen) und Mooren in den Kantonen Thurgau und Zürich angeregt worden (Schläfli, 1972, 1990)). Eigentlicher Anstoss war allerdings der Hinweis eines Teilnehmers an der Jahresversammlung des »Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung« in Kreuzlingen (1995), der mich nach meinem Vortrag über »Sümpfe und Moore im Thurgau« auf den »Felder See« bei Waldburg, Landkreis Ravensburg, aufmerksam machte, in dem ebenfalls schwimmende Inseln zu sehen seien.

Wie sind diese schwimmenden Inseln entstanden? Was ist von ihnen nach knapp 100 Jahren seit den Untersuchungen von Früh und Schröter noch vorhanden und sind neue dazugekommen?

### Die schwimmenden Inseln im Lützelsee bei Hombrechtikon, Kanton Zürich.

Früh und Schröter nennen als Ursache für die Entstehung der schwimmenden Inseln im Lützelsee ihr Abbrechen vom Uferschwinggrasen durch rasch eintretende grosse Wasserschwankungen (S. 58). Dabei seien bis 400 m<sup>2</sup> grosse Torfinseln entstanden, »von denen die grössten durch Stangen festgehalten sind, längs welchen sie sich gleich Pegeln auf- und abschieben«. Waldvogel (1900), der Gewährsmann von Früh und Schröter, berichtet ausführlich über diese schwimmenden Inseln. Er erwähnt allerdings keine übers Wasser vordringende Schwinggrasenverlandung, sondern beschreibt eine stark bultige, alle Entwicklungsstadien umfassende Verlandungszone, »in der *Carex stricta* (= *Carex elata*) so zu sagen die Alleinherrschaft führt«. Seine Annahme, die Steifseggen können »nur auf festem Grund Eroberungen machen« ist aber nicht richtig. Am Barchetsee habe ich einen Steifseggensumpf (*Caricetum elatae comaretosum*) an vorderster Front der Schwinggrasenverlandung angetroffen, in dem die Steifsegge mit der Artmächtigkeit 2 (= 5 bis 25% der Probefläche deckend) vertreten ist. Auch Kurz (1912) schreibt von den schon erwähnten Lochseen im Rheindelta: »*Phragmites*, *Glyceria aquatica* und besonders *Carex elata* ragen in dichten »Böschchen« über den Uferrand hinaus... Es ist ein äusserst langsames Vorrücken, das immer wieder beeinträchtigt wird durch Abreissen allzu vorwitziger Verlander... Hier kann es vorkommen, dass bei Hochwasser grosse Stücke weggerissen werden und als schwimmende Inseln auf dem Teich herumtreiben«. Die schwimmenden Böden, die Waldvogel vom Lützelsee erwähnt, sind wurzelverfilzte Decken, die stark wässrigem Torfschlamm aufliegen. Solche schwankende Vegetationsdecken mit einer hohen Artmächtigkeit der Steifsegge finden sich auch in kleinen Toteisseen um Andelfingen im Zürcher Weinland. Sie machen die Wasserspiegelschwankungen, hier verursacht durch Regen- und Trockenperioden, problemlos mit.

Die starken Seespiegelschwankungen am Lützelsee von damals – im Sommer 1899 stand der Seespiegel zum Beispiel 1,5 m tiefer als im Frühjahr – waren eine Folge der schon frühzeitig einsetzenden Wasserkraftnutzung. Dieses Auf und Ab der ganzen uferständigen Vegetationsdecken vermochte durchaus die Verbindung mit der Unterlage und mit der weiter landseitigen Ufervegetation zu lösen und schwimmende Inseln zu bilden. Um die Jahrhundertwende sollen 12 bis 15 solcher Inseln vorhanden gewesen sein. Sie hatten alle eine längliche Form und waren höchstens 8 Meter breit. Interessant ist die Feststellung von Waldvogel, dass sich die Inseln »von der Eintönigkeit der Verlandungszone wie schwimmende Gärten« abheben! Die Vegetationsentwicklung auf den Inseln muss also einen anderen Verlauf genommen haben als jene der Uferzone. Sie verloren ja, frei schwimmend, den Kontakt mit dem Mineralboden oder dem Torfschlamm. Zwar blieb die Steifsegge am Inselrand noch in Verbindung zum Seewasser und konnte sich gut entwickeln, im Zentrum der Inseln breiteten sich aber andere Arten aus. Die obersten Torfschichten müssen vom Seewasser weitgehend abisoliert gewesen sein, sie versauerten oberflächlich, sodass sich, wie am Barchetsee, zwischenmoor-, ja hochmoorartige Pflanzengesellschaften ausbreiteten. Waldvogel erwähnt zum Beispiel folgende Arten: Behaartfrüchtige Segge (*Carex lasiocarpa*), Weisse Schnabelbinse (*Rynchospora alba*), Schnabel-Segge (*Carex rostrata*), Sumpf-Straussgras (*Agrostis canina*), drei Sonnentauarten (*Drosera rotundifolia*, *anglica* und *intermedia*), Blumenbinse (*Scheuchzeria palustris*), die Heidekrautgewächse: Besenginster (*Calluna vulgaris*), Rosmarinheide (*Andromeda polifolia*), Moosbeere (*Vaccinium oxycoccos*). Auch Torfmoose (*Sphagnum*) haben sich stellenweise angesiedelt, Arten also, die alle auf eine oberflächliche Versauerung und auf zunehmende Nährstoffarmut hinweisen. Allerdings hielten sich auch Arten aus der ursprünglichen Ufergesellschaft noch hartnäckig und vor allem randständig in diesen Rasen und es ist nicht mehr nachzuprüfen, wie weit Arten des Inselzentrums auch schon vor dem Abbruch der Inseln in den Uferzonen vorhanden waren. Im-

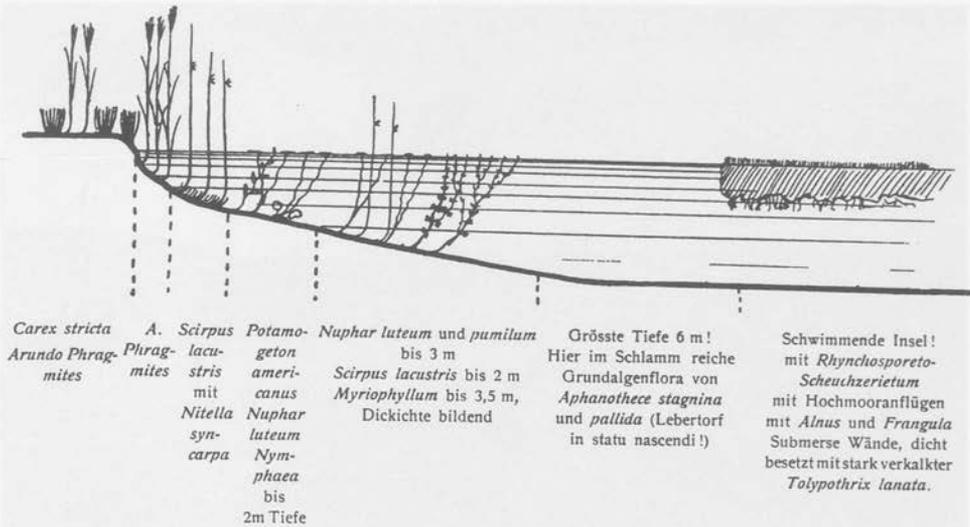


Abb. 1

merhin: die Zeichnung bei Früh und Schröter bringt diese unterschiedliche Vegetation auf Inseln und am Ufer deutlich zum Ausdruck. (Vgl. Abb. 1)

Das weitere Schicksal der Inseln wird in einem Zeitungsbericht («Zürichsee Zeitung», 20. 5. 72) gut beschrieben. Nach dem Aussetzen des Streueschnitts verschliffen und verbuschten sie und wurden zu kleinen, schwimmenden »Moorwäldchen«. Die schweren Bäume – bis 20 cm dicke Schwarzerlen – haben die Inseln immer tiefer ins Wasser gedrückt und wirkten wie die Segel eines Bootes, was zu ständigen Kollisionen der Inseln untereinander und mit dem Ufer führen musste. Einige wurden zerrissen, sodass 1972 folgende Inselbilanz gezogen wurde: »Jetzt erreicht die grösste (Insel) kaum 300 m<sup>2</sup> und weitere drei je etwa 150 m<sup>2</sup>, die meisten aber sind zwischen 60 und 100 m<sup>2</sup> gross«. Man beschloss 1972 ein vorbildliches Sanierungsprogramm und folgende Massnahmen, um die Inseln und ihre Vegetation zu retten:

- dickere Stämme entfernen;
- dünneres Gehölz auslichten;
- Schilf und Streue jährlich mähen;
- Zahl der Inseln reduzieren;
- einige kleine Inseln zu einer grösseren zusammenbinden.

Doch die zunehmende Eutrophierung des Sees war stärker als die Rettungsmassnahmen! 1983 wird im Informationsblatt »Ährenpost« der Gemeinde Hombrechlikon auf die prekäre Situation des Sees aufmerksam gemacht. »Als der Lützelsee im Laufe der siebziger Jahre immer mehr veralgte und als 1976 ein erstes Fischsterben auftrat, wurden die Behörden aktiv«. Das damals eingeleitete Sanierungsprogramm incl. Tiefenwasserableitung, der Kauf von Rietparzellen durch den Kanton Zürich und Düngerbeschränkungen im Einzugsgebiet brachten für die Wasserqualität sichtliche Erfolge, für die nährstoffarme Inselflora war es aber zu spät. Nach Auskunft von Prof. Dr. W. Baltensweiler in Hombrechlikon sollen heute noch 7 kleine Inseln in der Grössenordnung von 10 bis 15 m<sup>2</sup> vorhanden sein. Etl-



Abb. 2 Lützelsee, 1966

che sind zerfallen, umgekippt oder durch den Wind auseinandergerissen worden. Andere hat man am Ufer befestigt. 1997 wurden einige gelöst, sodass heute wieder »schwimmende Inseln« zu beobachten sind. Neue entstehen vorläufig keine mehr, da die auslösenden Seespiegelschwankungen unterbunden wurden. (Vgl. Abb. 2)

### **Die schwimmenden Inseln (»Böschchen«) im Barchetsee bei Oberneunforn, Kanton Thurgau**

Die schwimmenden Inseln im »Barchetsee« an der Strasse von Frauenfeld nach Schaffhausen, sie wurden auch von Früh und Schröter (1904) beschrieben, sind anders entstanden als am Lützelsee. Sie wurden vom Menschen aus dem Schwingrasen, der den fast kreisrunden Toteissee umgibt, ausgestochen. Der See diente mindestens seit dem 16. Jahrhundert zum Hanfroosen (= Mazerieren d.h. Ausfaulen der weichen Stengelteile zur Gewinnung der Fasern). Hanf wurde zu dieser Zeit in der Gegend häufig angebaut. In die nahen Nussbaumer Seen zum Beispiel wurden so viele Pflanzen zum Roosen eingelegt, dass die Mönche der Kartause Ittingen, die Besitzer des Nussbaumer- und des Hasensees, über den entstehenden üblen Geruch, der sich auch auf die Fische übertrug, Klage führten (Früh, 1995)!

Um über die schaukelnden Verlandungsdecken des Barchetsees hinweg den Hanf bequemer ins Wasser bringen zu können, wurden halbkreisförmige Buchten ausgestochen, in die man die Faserpflanzen legte und mit Stangen beschwerte. Die schwimmenden »Deckel« dazu (Grössenordnung 10–20 m<sup>2</sup>) entliess man in das offene Wasser. Sie bilden bis auf den heutigen Tag den frei schwimmenden Miniarchipel im Toteissee. (Vgl. Abb. 3)



Abb. 3 Barchetsee, 1974

Auf den Inseln wurde, bei gefrorenem See, noch weit in dieses Jahrhundert hinein regelmässig die Streu geschnitten, sodass ihre Vegetation mit derjenigen der Verlandungszonen identisch blieb: Fadenseggensumpf (*Caricetum lasiocarpae*) und mesotropher Steifseggensumpf (*Caricetum elatae comaretosum*) (vgl. Schläfli, 1972).

Um den Badebetrieb besser zu ermöglichen wurden 1962 zahlreiche Inseln aus dem Wasser gezogen. Die verbliebenen »Böschchen« wurden vor allem von der Schuljugend als willkommene Boote benutzt, auf denen sich der See befahren liess. Auch das Vergnügen, die Inseln mit einer durchschnittlichen Torfmächtigkeit von etwa 80 cm in immer grössere schwankende Bewegungen zu versetzen, liess man sich nicht entgehen. Kleinere brachte man gar zum Kentern und der ständige Tritt veränderte die empfindliche Zwischenmoorvegetation stellenweise in einen nassen Torfbrei. Die Sumpfschneide (*Cladium mariscus*) übernahm die Herrschaft und vergällte mit ihren scharfkantigen Blättern dem nacktheimigen Menschen die »Bootsfahrten«! Wie am Lützelsee begannen auch hier verholzte Pflanzen (Weiden, Faulbaum, Föhren) Fuss zu fassen. Die Eutrophierung blieb dem fast ausschliesslich mit Grundwasser gespeisten, siedlungsfernen See aber weitgehend erspart.

1991 wurde die Barchetseemulde als Objekt Nr 133 ins »Bundesarchiv der Hoch- und Übergangsmoor von nationaler Bedeutung« aufgenommen. Ausreichende Pufferzonen zwischen Riet und Kulturland sollen künftig Nährstoffausschwemmungen aus dem Kulturland vom Moor und vom See abhalten.

### Die schwimmende Insel im Ägelsee-Niederwil bei Frauenfeld, Kanton Thurgau

Der »Egelsee oder Ägelsee«, postglazial ein Eisrandsee, ist schon längst verlandet, zu einem kleinen Hochmoor ausgewachsen und wieder abgetorft worden. Er ist besonders auch den



Abb. 4 Ägelsee-Niederwil, 1990. Publiziert mit Beteiligung des Bundesamtes für Landestopographie

Archäologen bekannt, weil darin 1962/63 eine jungsteinzeitliche Siedlung der Pfynner Kultur ausgegraben wurde, die Waterbolk et al. (1978 und 1991) ausführlich beschrieben haben. Diese Ausgrabung wurde nötig, weil die Autobahn N7 den archäologisch wichtigen Moor- teil beanspruchte und das Ägelseemoor zum Klärsee für das Washwasser der Rüben der neu gebauten Zuckerfabrik Frauenfeld vorgesehen war. Eine Pflanzenliste (Schläfli, 1990) gibt Auskunft über die Vegetation im Ägelseemoor der sechziger Jahre. Das in der Folge via zwei Klärbecken eingeleitet übermässig mit Nährstoffen belastete Rübenwaschwasser aus der Zuckerfabrik musste die Standortsbedingungen und somit Flora und Fauna in kürzester Zeit verändern.

Doch ein Restmoor hat, dank einer schwimmenden Insel, überlebt! Diese zentral gelegene Insel entstand schon bald nach der ersten Füllung der Moormulde mit Washwasser, weil sich durch den Auftrieb eine Torfdecke von fast 2 Hektaren Grösse samt Vegetation vom Grund löste. (Vgl. Abb. 4)

Ist die Mulde mit Wasser gefüllt (bis 1977 mit Washwasser, ab 1978 mit Fallwasser, das zum Niederschlagen des Dampfes dient, einen kleineren Anteil an organischen Stoffen besitzt aber fast keinen Sauerstoff enthält), wird die zentrale Insel von einem ringförmigen Wassergürtel umgeben. Wurde das Wasser vom Frühjahr bis Herbst via Kläranlage Frauenfeld langsam abgelassen, setzte sich die Insel am Grund wieder fest und mit Glück konnte man sie dann trockenen Fusses erreichen und mähen. Die dabei sukzessiv trockenfallenden Uferschlickflächen wurden zu einem bedeutenden Rast- und Nahrungsplatz für vorüberziehende Watvögel. Bisher sind am Ägelsee 29 Arten festgestellt worden. (Leuzinger, 1990).

Die jährlich neue Beschickung mit Wasser führte so zu einer periodischen Vertikal-Bewegung der Insel.

1992 verfügte das Amt für Umweltschutz und Wasserwirtschaft des Kantons Thurgau, dass ab der Rübenkampagne 1994 der Ägelsee nicht mehr zur Stapelung des Fallwassers verwendet werden dürfe, was das Ende der schwimmenden Insel und des guten Nahrungsangebotes für Limikolen bedeutet hätte. Auf ein Wiedererwägungsgesuch schweizerischer und thurgauischer Natur- und Vogelschutzverbände hin wurde 1994 eine Ausnahmeverfügung erlassen. Diese und das grosse Wohlwollen, welches das Projekt bei der Direktion der Zuckerfabrik Frauenfeld fand, erlaubt auch weiterhin Wasserstandsschwankungen in beschränktem Umfang.

In der Nacht vom 29. auf den 30. März 1995 verschob sich die Insel erstmals auch horizontal. Von starken Ostwinden wurde sie gegen Westen und im westlichen Nordteil gegen Süden gedrückt. Kleine Teile der Insel brachen ab. Diese neue Lage ist seit damals in etwa unverändert geblieben. (Angaben aus den Jahresberichten von 1993, 94 und 95 des Ornithologen H. Leuzinger, sowie seine mündlichen Mitteilungen)

Interessant ist, dass sich Pflanzenarten des ursprünglichen Flachmoors, des mesotrophen Zwischenmoors und der Schwingrasen vor allem im Zentrum der Insel erhalten haben. Die Isolation des Torfs nach unten muss gut funktionieren, sodass obere Torfschichten mindestens über längere Zeit nährstoff- und kalkarm bleiben können. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass von den Rändern der Insel her nährstoffbedürftigere, konkurrenzstarke Arten wie Schilf, Rohrkolben und diverse Sträucher vordringen, und es ist eine Frage der Zeit und des Pflegeeinsatzes des Menschen, wie lange das Zentrum der Insel noch offen bleibt.

Dem Biologen stellt sich die interessante Aufgabe, die Entwicklung von Flora und Fauna weiterzuverfolgen. Die Existenz der schwimmenden Insel aber ist vom Wasserregime abhängig, das der Mensch dem Ägelsee zugesteht. Im Interesse des Naturschutzes ist zu hoffen, dass die jetzige Regelung beibehalten wird. Der Ägelsee steht immerhin im »Inventar der Schweizer Vogelschutzgebiete von nationaler Bedeutung«

### Schwimmende Inseln in Waldsümpfen und -mooren der Andelfinger Seenplatte

Waldsümpfe und Waldmoore, wie sie vor allem in glazialen Seenplatten (Beispiel: die nordostschweizerische Seenplatte um Andelfingen) noch zahlreich vorkommen, zeichnen sich manchmal dadurch aus, dass im Zentrum stark schwingende Vegetationsdecken liegen, die von einer randständigen, mehr oder weniger vegetationslosen Wasserzone umgeben sind und die sich mit den schwankenden Wasserständen auf und ab bewegen. Insofern darf man auch hier von schwimmenden Inseln reden, auch wenn sich diese horizontal nicht oder nur wenig bewegen können. Das Betreten dieser dünnen Decken ist vor allem bei hohem Wasserstand kaum möglich, einmal wegen des ringförmigen Wassergürtels und auch weil die Pflanzen der Insel stellenweise nur einen lockeren Wurzelfilz auf einem Wasserkörper, auf wassergetränktem Laubdetritus oder Faulschlamm aufbauen, durch den ein Durchbrechen leicht möglich ist. In Waldsümpfen der Andelfinger Seenplatte haben folgende Pflanzen, zum Teil allein oder vergesellschaftet, schwimmende Decken gebildet: Torfmoose (vor allem *Sphagnum subsecundum*), Goldenes Frauenhaar (*Polytrichum commune*), Sumpffarn (*Thelypteris palustris*), Ästiger Igelkolben (*Sparganium ramosum*), Steifsegge (*Carex elata*), Blutaue (*Comarum palustre*), Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*). An verholzten Pflanzen ist auf diesen Decken die Grauweide (*Salix cinerea*) anzutreffen, zwischen deren fast waagrecht liegenden Ästen sich Laub der umstehenden Waldbäume zu Faulschlamm zersetzen kann. (Vgl. Abb. 5)



Abb. 5 Waldsumpf beim Gurisee, 1975



Abb. 6 Feldersee, 1997

Man würde meinen, dass wenigstens diese Waldsöllen von menschlichen Eingriffen verschont bleiben, denn sie finden sicher kein forstliches Interesse und sind meist abgelegen. Aber weit gefehlt! Der Hungersee bei Oberneunforn zum Beispiel wurde, als der Bagger für den Strassenbau nahe stand, gleich mitausgeräumt und die schwimmenden Vegetationsdecken entfernt. Sauberkeit muss sein! Ob das Sumpf-Helmkraut (*Scutellaria galericulata*), der Dreiteilige Zweizahn (*Bidens cernua*), der Gift Hahnenfuss (*Ranunculus sceleratus*) oder der Bittersüsse Nachtschatten (*Solanum dulcamara*) im Samendepot den Eingriff überlebt haben, bleibt abzuwarten.

Da haben es die Naturschützer am Räubrichsee im Wald nördlich Andelfingen mit ihrem selektiven Ausräumen der Sträucher und Bäume auf einer zentralen, mehr oder weniger festen Vegetationszone schon besser gemacht, indem sie das Rad der Sukzession durch Entbuschen sorgfältig zurückdrehten.

Von Früh und Schröter (1904) wird von der Andelfinger Seenplatte auch ein Toteissee mit dem Namen »Beetsee« angegeben, der eine schwimmende Insel, »die im Herbst aufssitzt« enthält. Schon um die Jahrhundertwende war dieser ovale, etwa 35 Meter lange Toteissee von der Landstrasse Andelfingen – Oerlingen entzweigeschnitten. Heute ist er verschwunden. Das Beispiel zeigt aber, dass auch kleine, wenig tiefe Toteisseen ausserhalb des Waldes schwimmende Inseln haben können.

Weitere Beispiele für kleine Toteisseen und -mulden in Wald und Flur der Andelfinger Seenplatte möge man der Arbeit von Schläfli (1972) entnehmen.

### Schwimmende Inseln im Felder See bei Waldburg, Landkreis Ravensburg

Südlich der Kreisstrasse Hannover–Karsee in der Gemeinde Waldburg liegt in einer Totismulde der Felder See, seit 1969 ein Naturschutzgebiet. Er hat eine Wasseroberfläche von knapp 4 Hektaren und eine Wassertiefe bis 8 m. Der See besitzt keinen oberirdischen Zufluss und auch ein Abfluss fehlt. Er ist ein dystropher Braunwassersee (nährstoffarm, aber reich an gelösten Huminsäuren) und wird, wie der Barchetsee, von einer schwingenden Zwischenmoorverlandung umschlossen. Allerdings entstand die freie Seefläche weitgehend erst wieder durch den Torfabbau, der bis etwa 1900 getätigt wurde.

Der See ist wegen eines Bestandes der Kleine Teichrose (*Nuphar pumila*) berühmt und auch die Verlandung mit einem *Sphagnum recurvum* – Schwinggrasen und die dystrophen Standortsbedingungen sind bemerkenswert. Von dieser schwimmenden Moordecke wurden um 1970 zwei Stücke von etwa 0,12 ha Grösse abgesägt, die seither im See als schwimmende Inseln umherdriften. (Angaben aus: »Handbuch der stehenden Gewässer Baden-Württemberg.« (Vgl. Abb. 6) Sie haben noch die gleiche Vegetation wie der Schwinggrasen am Ufer, bestehen also aus einem Sphagnumrasen. Diese »werden von Phanerogamen mit langen Rhizomen durchwoben (*Eriophorum angustifolium*, *Mentha aquatica*, *Carex rostrata*, *Cares limosa*) und bilden dicht verfilzte, bis 80 cm dicke, aufschwimmende Schwinggrasen«. Bemerkenswert sind auch die Arten: Behaartfrüchtige Segge (*Carex lasiocarpa*), Weisses Schnabelried (*Rynchospora alba*), Mittlerer Sonnentau (*Drosera intermedia*) und Moorbärlapp (*Lycopodiella inundata*), sowie, vereinzelt, einige Hochmoorzeiger. (Angaben aus: Pflegekonzept Felder See der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Tübingen). Die Inseln tragen bereits auch mannshohe Gehölze aus Hängebirke, Fichte und Faulbaum, die man mit Vorteil (vgl. Lützelsee!) rechtzeitig entfernt oder niedrig hält. Warum die Inseln vom Torfmoos-Schwinggrasen abgetrennt wurden ist nicht klar.

*Dank*

Zum Schluss möchte ich mich beim Landratsamt Ravensburg für die Angaben zum Felder See bedanken. Herrn Prof. Dr. W. Baltensweiler, Hombrechtikon, danke ich für seine Mitteilungen zum Lützelsee, Herrn Dr. M. Grabher, Hard, für Angaben zu den Lochseen im Rheindelta und Herrn H. Leuzinger, Elgg, für seine Präzisierungen zum Ägelsee. Ich hoffe, dass dem interessantesten naturkundlichen Phänomen »schwimmende Inseln« auch in Zukunft Beachtung geschenkt und Schutz gewährt wird.

*Literatur*

- FÄSI J. C., 1766: Staats- und Erdbeschreibung der ganzen Helvetischen Eidgenossenschaft, derselben gemeinen Herrschaften und zugewandten Orten. Dritter Band. »Die Land-Grafschaft Thurgäu«. Orell und Gessner, Zürich
- FRÜH, J. und SCHRÖTER, C., 1904: Die Moore der Schweiz. Beitr. z. Geol. d. Schweiz, Ser. 3, Bern, 751 S.
- FRÜH, J., 1896: Schwimmende Inseln. Hettner, Geogr. Zeitschrift II
- FRÜH, M., 1995: Die Kartäuser und der Nussbaumer See. Mitt. thurg. naturf. Ges. **53**, 77–98
- GRABHER, M., 1996: Naturschutzgebiet Rheindelta. Bregenz: Land Vorarlberg, 98 S.
- HARTMANN, G. L., 1808: Versuch einer Beschreibung des Bodensees. 2. Aufl. Huber, St. Gallen, 172 S.
- LEUZINGER, H., 1990: Der Ägelsee bei Niederwil als Brut- und Rastplatz für Watvögel (Limikolen). Mitt. thurg. naturf. Ges. **50**, 63–80
- KURZ, A., 1912: Die Lochseen und ihre Umgebung (Altwässer des Rheins bei Rheineck). Eine hydrobiologische Studie. Archiv für Hydrobiol. **8**, 343–528
- SCHLÄFLI, A., 1972: Vegetationskundliche Untersuchungen am Barchetsee und weiteren Toteisseen der Umgebung Andelfingens. Mitt. thurg. naturf. Ges. **40**, 19–84.
- SCHLÄFLI, A., 1990: Zur Flora und Vegetation des Ägelsees bei Niederwil-Frauenfeld. Mitt. thurg. naturf. Ges. **50**, 47–61
- WALDVOGEL, T., 1900: Das Lautikerried und der Lützelsee. Vierteljahrshr. naturf. Ges. Zürich, **45**, 277–350
- WATERBOLK, H. T. und ZEIST, W., 1978 und 1991: Niederwil, eine Siedlung der Pfynen Kultur. *Academica helvetica*, Band 1–4
- WEGELIN, H., 1915: Veränderungen der Erdoberfläche innerhalb des Kantons Thurgau in den letzten 200 Jahren. Mitt. thurg. naturf. Ges. **21**, 3–170
- Handbuch der stehenden Gewässer Baden-Württemberg: unveröffentlicht.
- Pflegekonzept Felder See der Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege, Tübingen

*Um Meldungen über natürliche oder künstliche Gewässer und Waldsümpfe mit schwimmenden Inseln ist der Autor dankbar.*

Anschrift des Verfassers:  
Dr. August Schläfli, Talstrasse 16,  
CH-8500 Frauenfeld

# Unterwasserkamera und Side Scan-Sonar – neue Perspektiven in der Seenforschung

Von H. LÖFFLER, H. G. SCHRÖDER, B. ENGESSER, W. HOFFMANN, E. RINNÉ

## 1. Einleitung

Seit 1990 setzt das Institut für Seenforschung eine selbstfahrende Unterwasserkamera »SeaRover« (ROV) zur Gewässererforschung ein. Das Kamerasystem wurde im wesentlichen unter drei Aspekten angeschafft:

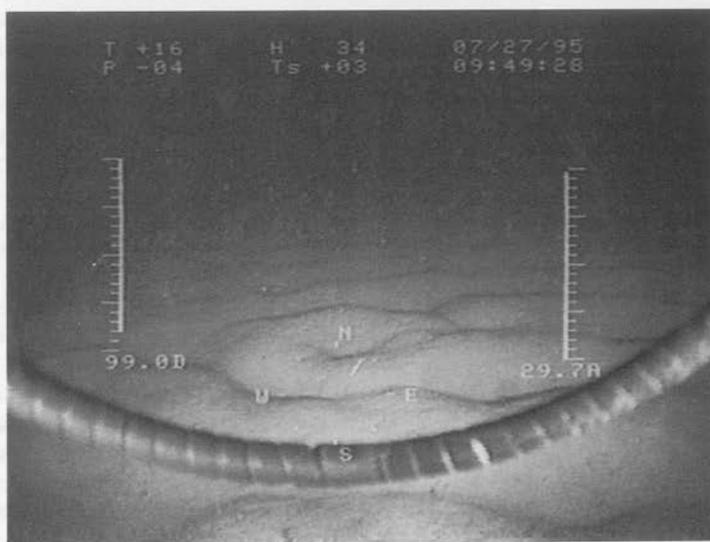
- in situ-Beobachtung von Probenahmegeräten wie Sedimentgreifer, Wasserschöpfer und passives Fischereigerät
- optische Untersuchung von Sedimentstrukturen
- Beobachtung von Fischen in ihrem Habitat.

Die in bisher rund 450 Tauchstunden erzielten Beobachtungen werden hier zusammengefasst dargestellt. Die Ergebnisse sind deskriptiv, eine Quantifizierung, etwa von Fischschwärmen oder Sedimentflächen, war bisher nicht möglich.

## 2. Material und Methoden

Der »SeaRover« (Fa. Benthos) ist unter Wasser mit vier unabhängigen Propellern – zwei horizontal, je einer vertikal und lateral – sehr beweglich und bis zu 8 km/h schnell. Die Energieversorgung erfolgt vom Schiff aus über ein 300 m langes Schwimmkabel, mit dem

Abb. 1 Seeboden mit kleinen Trichtern in 111,5 m Wassertiefe



auch Tauchgänge bis in diese Tiefe möglich sind. Im 254 m tiefen Bodensee sind damit alle Bereiche mit Hilfe zweier Scheinwerfer und eingebauter, restlichtverstärkender Videokamera optimal zugänglich.

Die Orientierung erfolgt mit einem eingebauten Kompaß und einem 60 m weit reichenden Horizontal-Sonar (Fa. UPI). Die Positionierung der Kamera zum Schiff wird mit einem Ultraschall Ortungssystem (Fa. ORE) kontrolliert. Mit einem dreh- und schwenkbaren Robotergriffarm ist eine direkte Probenentnahme möglich. Die Untersuchungen erfolgen in der Regel vom verankerten Schiff, die Beobachtungsgebiete bzw. Objekte werden üblicherweise vor den Tauchgängen mit einem Side Scan-Sonar (Fa. Klein) (Schröder, 1992) kartiert, die Navigation erfolgt mit Differential-GPS (Frenz, 1991).

Die Kamera wird im gesamten Bodensee eingesetzt. Weitere Einsätze erfolgten bisher in der Ostsee und im Rhein bei Breisach.

Die Aufnahmen der restlichtverstärkten Videokamera werden kontinuierlich auf Videobänder (HI 8) aufgezeichnet und ausgewertet.

Unterhalb der euphotischen Zone liegen die Sichtverhältnisse im Bodensee bei vier Metern. Aufgrund der Reflexion durch den ständig vorhandenen Lake-Snow würde auch eine höhere Ausleuchtung keine Verbesserung bringen.

### 3. Ergebnisse

#### 3.1 Fisch

##### 3.1.1 Fischarten

Die am häufigsten angetroffenen Fischarten waren Hasel (*Leuciscus leuciscus*), Barsch (*Perca fluviatilis*), Trüsche (*Lota lota*), Kaulbarsch (*Gymnocephalus cernuus*) und Aal (*Anguilla anguilla*). Trotz zahlreicher Versuche gelang es bisher nicht, Felchenschwärme (*Coregonus lavaretus*) im Freiwasser zu beobachten. Weder nachts, noch während der Laichzeit war diese Art zu sehen, obwohl Sonarsignale Hinweise auf Fische gaben.

Barschschwärme wurden tagsüber ab ca. 20 m bis 60 m tief angetroffen. Die Barsche bildeten häufig dichte Schwärme etwa gleich großer Individuen, die einige Dezimeter über dem Sediment schwamen. Einzelne Tiere befanden sich auch in großen Tiefen, so augenscheinlich vitale Barsche in rund 160 m Wassertiefe, in einem Fall in 250 m Tiefe.

Die Trüschchen fanden sich in allen Tiefen. Die größten Dichten wurden bisher nahe eines Kläranlageneinlaufs in ca. 25 m Tiefe festgestellt, wo die Fische schwarmartig auftraten.

Aale wurden am Südufer, nahe der Alten Rheinmündung beobachtet. Dort befanden sich in grobsandigem Substrat höhlenartige Vertiefungen, in denen sich Aale aufhielten und in die sie sich bei Annäherung zurückzogen. Bei einer späteren Kontrolle konnten diese Strukturen nicht mehr angetroffen werden.

Seit Ende der 80er Jahre tritt der Kaulbarsch im Bodensee auf. Die ersten Tiere dieser Art wurden mit der Kamera 1990 im Bereich der Argenmündung in etwa 40 m Tiefe festgestellt. Inzwischen sind große Kaulbarschschwärme in nahezu allen Tiefen (bis 200 m) zu finden.

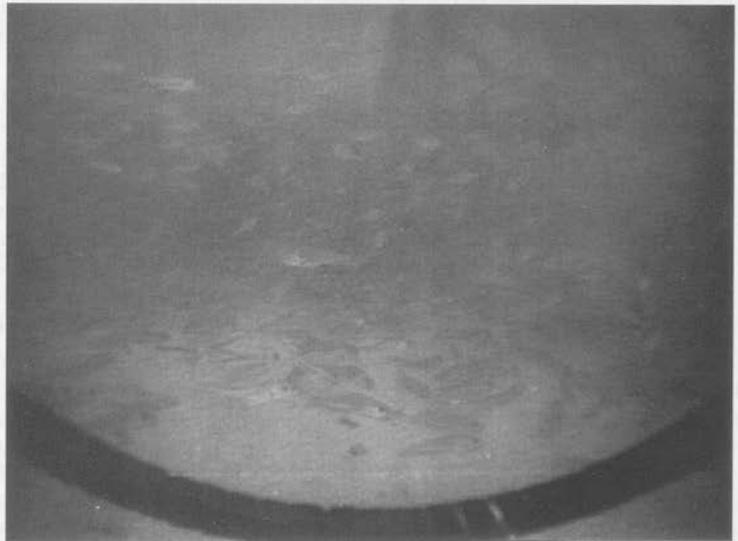
Im Hinblick auf die Entwicklung der Felcheneier am Seegrund wäre es interessant, Felcheneier am Seegrund zu beobachten. Expositionsversuche mit formalinfixierten Eiern zeigten jedoch, daß im feinen Bodensubstrat Eier nicht von anderen Partikeln unterschieden werden können.

In wenigen Einzelfällen wurden in größeren Tiefen Reste toter Fische gefunden. Im Frühjahr 1996 fielen zahlreiche tote Barsche im Litoral (5–10 m) auf.

Abb. 2 Sedimentstecher bei der Probennahme



Abb. 3 Fischschwarm am Stahlreis



### 3.1.2 Fischreis

Sogenannte Fischreiser waren bis Anfang des Jahrhunderts gebräuchlich, um Fische an bestimmten Stellen zu konzentrieren. Im Untersee sind sie heute noch zahlreich. Im Bereich der Schloßbucht Friedrichshafen errichtete der Angelsportverein Friedrichshafen im Jahr 1985 auf Anregung des Instituts aus Fichtenstangen und Obstbaumreisig ein konventionelles Fischreis. Zum Vergleich wurde 1989 in unmittelbarer Nähe eine von der Bundesfor-

schungsanstalt für Fischerei entwickelte Stahlkonstruktion, ebenfalls gefüllt mit Baumreisig, versenkt. Seit 1990 wird diese Anlage mit der Kamera kontrolliert, 1992 etwa zweimonatlich. Da im Holzreis keine raumgebenden Strukturen mehr vorhanden sind, wurden dort auch kaum Fische angetroffen. Ausnahme war ein Brachsenschwarm, der aber vermutlich zufällig durchschwamm. Im Stahlreis bildet das eingebrachte Holz ein vielfältig strukturiertes Gebilde, das von April bis Oktober regelmäßig von vielen Fischen, v. a. Barschen, besiedelt ist. Die Fische hielten sich in Schwärmen innerhalb des Stahlreises auf. Einzelne Tiere schwammen kurzzeitig nach außen. Eine Fluchtreaktion führte immer in das Innere zurück. Auch wenn das Reis dicht mit Fischen besiedelt war, wurden in der Umgebung kaum Fische gesehen.

Im Jahr 1995/96 fand sich eine komplett veränderte Situation: das Reis war ausschließlich – in großer Dichte – von Kaulbarschen besiedelt.

Da im Bereich der Fischreiser nicht gefischt werden darf, ist über eine lokale Ertragssteigerung keine Aussage möglich. In einigen Fällen wurden am Stahlreis zerrissene Bodennetze festgestellt, die mit Teilen der Netzfläche weiterhin für Barsche fängig zu sein schienen. Eine Erklärung hierfür ist, daß einige Fischer mit der Aussicht auf gute Fänge das Risiko von Netzverlusten einkalkulierten.

### 3.1.3 Netze

Bis 90 m wurden verlorene Bodennetze gefunden. Die meisten schienen nicht mehr fängig zu sein (Ausnahme Fischreis), denn die Netzmaschen waren stark bewachsen oder eingesiedimentiert. Die Stellung von Trappnetzen bzw. Reusen ließ sich mit dem »SeaRover« gut dokumentieren.

Im Überlinger See werden vom Institut regelmäßige Probefänge auf Saiblinge durchgeführt (Hartmann, 1987). An den Fangplätzen ist der Seegrund extrem steil, deshalb sollte die Exposition der Bodennetze geprüft werden. Die Netze im Bereich der Marienschlucht standen trotz des ungewöhnlichen Geländes ordnungsgemäß am felsigen Untergrund, die Netzmaschen zeigten keine ungewöhnlichen, die Fängigkeit beeinträchtigenden Verzerrungen.

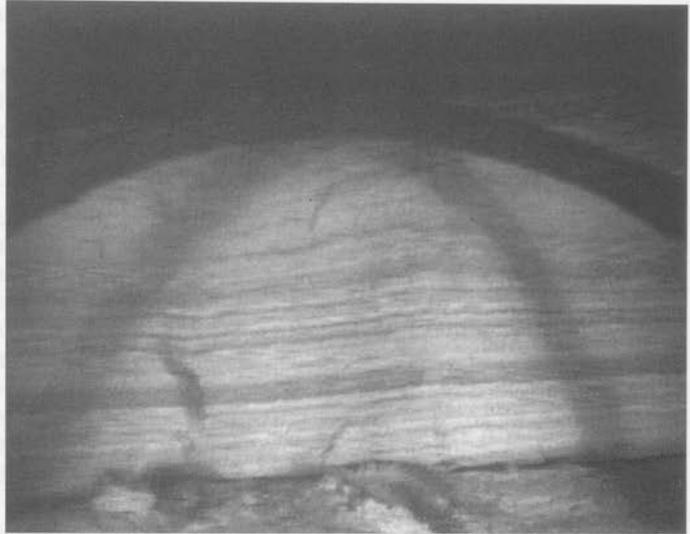
In Zusammenarbeit mit dem Institut für Fangtechnik der Bundesforschungsanstalt für Fischerei, Hamburg, wurden bei einer Forschungsfahrt des »FFK Solea« in der Ostsee mehrwandige Kiemennetze überprüft. Hierbei konnte gezeigt werden, daß die Netze durch Strömungen stark aus der Vertikalen abgelenkt werden und damit nur ein Teil der Netzfläche fängig war.

## 3.2 Sedimentstrukturen

Der Seeboden ist keineswegs monoton, sondern zeigt eine große Formenvielfalt. Die Palette umfasst im Flachwasserbereich klassische Sandrippel und in weicherem Substrat von Fischen erzeugte Fraßlöcher. In den größeren Tiefen treten teilweise ausgeprägte Krater- und Hügellandschaften oder Längsgräben auf. In den Kraterlöchern oder Trichtern finden sich häufig Makrophytenreste, Holzstücke oder Zivilisationsmüll. In einem Gebiet im östlichen Bodensee wurde ein Kraterfeld entdeckt, in dem die Vertiefungen bis zu mehreren Metern mächtig waren und die Kraterwände geschichtete Sedimentstrukturen zeigten. Immer wieder zu beobachten sind auch Verwischungen der Sedimentoberfläche durch den Flossenschlag wegschwimmender Fische. Bisher einmalig blieb die Beobachtung netzartiger Strukturen in 132 m Tiefe vor Wasserburg.

Im Bereich der alten Rheinmündung fanden sich mächtige, in den Untergrund eingekerbte Rinnen oder Schluchten, die vom Rhein angelegt wurden (Schröder, 1992). Auch die

Abb. 4 Geschichtete Sedimentstrukturen in einem Krater im östlichen Obersee



von der Halde tiefer führenden Hänge sind regelmäßig von Rinnen unterbrochen. In diesem Hangbereich lassen sich auch immer wieder »Sedimentlawinen« beobachten, die miniaturisierten Turbiditen entsprechen.

Eine regelmäßige, die Sichtweite stark vermindernde Erscheinung ist der »Lake Snow«. Diese Flocken aus organischen und anorganischen Partikeln finden sich in der gesamten Wassersäule. Die Dichte dieser Flocken über Grund scheint jahreszeitlich, witterungs- und zuflußabhängig zu sein. In allen Tiefen sind über der Sedimentoberfläche ständig große Plankter, vermutlich Copepoden, zu beobachten.

Bisher wurde in keiner Tiefe an der Sedimentoberfläche Hinweise auf anoxische Verhältnisse gefunden. Die Sedimentoberfläche ist stets hellbraun gefärbt.

### 3.3 Makrophytenreste und Pilze

Häufig wurden bis in etwa 170 m Tiefe Makrophytenreste, auch noch Monate nach Ende der Wachstumsperiode, gefunden. Mehrheitlich handelte es sich um gut erhaltene und noch grüne Teile von *Pectinatus*-Arten. Bei einer Untersuchung im Untersee fanden sich Pflanzenreste, vermutlich von der Kanadischen Wasserpest (*Elodea* spp.), die bis zu 2 m mächtigen Walzen aufgetürmt waren.

Selten waren von der Umgebung klar abgesetzte Bakterienkolonien bzw. Beggiatoarasen zu beobachten. In wenigen Fällen fanden sich Hinweise, daß ein toter Fische von Destruenten überwachsen war.

### 3.4 Anthropogene Spuren

Mit dem Side Scan-Sonar werden immer wieder größere Objekte geortet. Bei anschließender Untersuchung mit der Unterwasserkamera werden häufig auch die im Sonar aufgezeichneten Ziele identifiziert. Im östlichen Obersee fand sich in ca. 150 m Wassertiefe ein hölzernes Lastschiff, das offensichtlich mit Sand oder Kies beladen war. Am Heck des Schiffes war noch ein Beiboot vertäut.

1992 wurde ein metallenes Arbeitsboot gefunden, das nach der Beschriftung einer Bergungsfirma gehörte.

Westlich Romanshorn wurde in rund 100 m Wassertiefe ein weiteres Schiff identifiziert. Es scheint sich um eine Lädine zu handeln, deren Ladung aus behauenen Sandsteinquadern besteht. Die Ladung ist in regelmäßigen Reihen auf Querhölzer aufgelegt, Vertäuerungen sind nicht sichtbar. Die Anordnung der Ladung spricht dafür, daß das Schiff in waagerechter Position versank.

In Gebieten in denen intensiv mit Bodennetzen gefischt wird, ist der Seeboden hindernisfrei. In einem Areal vor Immenstaad registrierten die dort tätigen Fischer eine vorher unbekannte Hakstelle. Eine Überprüfung ergab, daß in 42 m Wassertiefe ein doppelrumpfiges Badeboot versenkt wurde. Am Boot hängende Netzreste zeigten die Gefahr für die Fischerei. Das Wrack konnte mit Bordmitteln gehoben werden.

Relativ häufig begegnet man Zivilisationsmüll. Regelmäßig trifft man auch auf über die Zuflüsse eingeschwemmte Baumreste.

Bekanntlich finden sich hauptsächlich in der Flachwasserzone des westlichen Obersees und im Untersee prähistorische Siedlungsreste. Während einer Tauchfahrt auf einer Uferbank vor der Marienschlucht fanden sich zahlreiche Pfahlreste. Bei SideScan-Kartierungen in diesen Seebereichen aufgezeichnete Echos enthalten auch für die Archäologie Informationen, ein Vorteil ist die genaue Positionsbestimmung mit GPS. Mit der Unterwasserkamera gelingt eine schnelle und gefahrlose Identifizierung solcher Ziele, und wenn sie außerhalb der Tauchtiefe von Gerätetauchern liegen, ist eine ungestörte Erhaltung zu erwarten. Eine interdisziplinäre Zusammenarbeit mit den archäologischen Dienststellen läßt neben archäo-



Abb. 5 Unterwasserkamera »Sea Rover«

logischen Erkenntnissen auch neue limnologische Ergebnisse, z. B. zu rezenten Seespiegelschwankungen, erwarten

### 3.5 Strömungen

Häufig werden in Tiefen zwischen 15–20 m starke Strömungen bemerkt. Wenn die Kamera in diesen Bereichen auf dem Seeboden ruht, wird anhand der vorbeidriftenden Partikel die Strömung sichtbar.

Die bisher untersuchten Schiffswracks waren nur leicht ins Sediment eingedrückt und nur von einem dünnen Sedimentfilm bedeckt. Entlang der Rümpfe war der Seeboden im Vergleich zur Umgebung erodiert. Solche Beobachtungen weisen darauf hin, daß auch in größeren Tiefen wirksame Strömungen auftreten müssen.

In Bereich des vor Immenstaad gesunkenen Badeboots herrschte zur Zeit der Betauchung ein starke, hangabwärts gerichtete Strömung. Dieses wurde einmal sichtbar an den vorgefundenen Netzresten, die wie Segel aufgebläht waren, zum zweiten wurden von der Kamera aufgewirbelte Sedimentpartikel entgegen der Fahrtrichtung des ROV weggedriftet.

### 3.6 Kameraüberwachte Probenahme

Nahezu sämtliche limnologischen Probenahmetechniken gehen davon aus, daß die Geräte in situ ebenso arbeiten wie im Labor oder im flachen Wasser getestet. Mit dem ROV kann die Funktionsweise nun direkt überprüft werden. Bei einem Sedimentstecher konnte beispielsweise gezeigt werden, daß dieses Gerät auch in 250 m Tiefe einwandfrei funktioniert und die Proben ungestört gewonnenen wurden. Hauptsächlich im Winter sind in unterschiedlichen Wassertiefen Gasaustritte aus dem Sediment zu beobachten. Mit dem Manipulator ließen sich wassergefüllte Probeflaschen über diese Austritte führen. Nachdem das Gas das Wasser verdrängt hatte, konnte die Probe an die Oberfläche, ins Labor zur Analyse gebracht und Methan bestimmt werden.

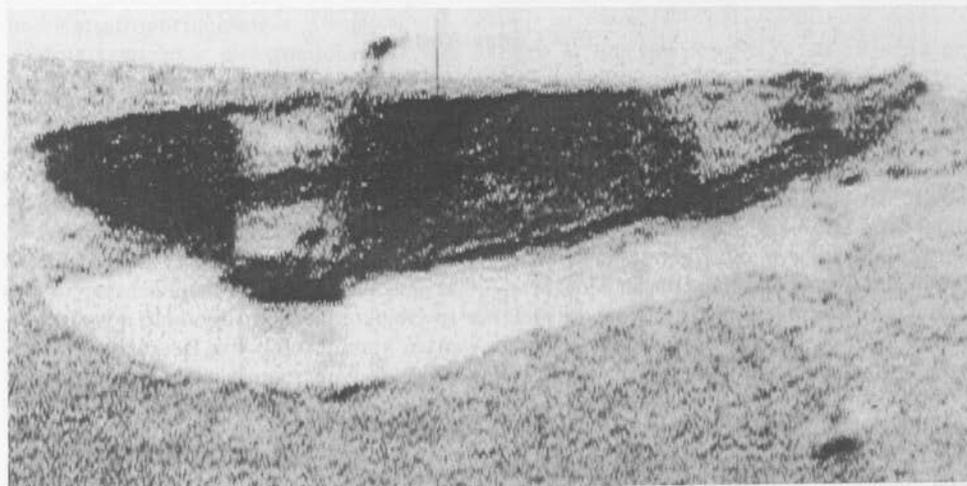


Abb. 6 Sidescan Sonarbild eines alten Frachtschiffes

### 3.7 Sondereinsätze

Die Unterwasserkamera wird regelmäßig zur Beobachtung von Fischen und Sedimentstrukturen eingesetzt. Daneben ergeben sich immer wieder außergewöhnliche Fragestellungen.

#### 3.7.1 Seewasserleitung der Fischbrutanstalt Langenargen

Die Fischbrutanstalt Langenargen bezieht ihr Wasser für die Erbrütung des Laichs über eine mehrere hundert Meter lange Seewasserleitung. Der Entnahmestutzen liegt in über 50 m Tiefe, die genaue Position war unbekannt. In unregelmäßig Abständen riß der Wasserstrom in der Leitung ab. Zur Abklärung möglicher Ursachen sollte der Endpunkt gesucht und kontrolliert werden, nachdem ein Tauchereinsatz in solchen Tiefen risikoreich ist. Der Entnahmeturm konnte mit dem Horizontalsonar der Kamera geortet werden, gravierende Mängel am seeseitigen Endpunkt der Entnahmeleitung konnten ausgeschlossen werden.

#### 3.7.2 Position »HUB«

Bei einer Side Scan-Kartierung westlich von Romanshorn wurde ein größeres, sehr schalldichtes Objekt geortet. Bei der Überprüfung mit dem ROV konnte ein Seesack mit Kleinteilen geborgen und der Wasserschutzpolizei übergeben werden. Polizeiliche Ermittlungen und weitere Tauchgänge ergaben, daß es sich um die Wrackteile eines seit mehreren Jahren im Bodensee verschollenen Hubschraubers handelte. Die Befunde führten zur Bergung der Maschine und der Leichen der Piloten.

#### 3.7.3 Sedimentfalle

Durch einen technischen Defekt verlor eine Arbeitsgruppe der Universität Konstanz in über hundert Metern Wassertiefe eine mit einem Strömungsmesser ausgestattete Sedimentfalle. Der materielle Wert lag bei 25 000 DM. Mit einer flächendeckenden SideScan-Suche in dem Gebiet war es möglich, das Objekt zu orten und mit dem »SeaRover« zu bergen.

#### 3.7.4 Cessna-Absturz

Am 24. Januar 1994 stürzte eine mit fünf Personen besetzte Cessna vor Altenrhein in den Bodensee. Nachdem der Verdacht bestand, daß eine radioaktive Verseuchung des Bodensees durch mitgeführtes Cäsium drohte, beteiligte sich das Institut an der Suche nach der verschollenen Maschine und ihren Insassen. Durch eine systematische Suche konnte das Flugzeugwrack in etwa 160 m Wassertiefe geortet und identifiziert werden. Zur Messung radioaktiver Strahlung führte das Unterwasserfahrzeug ein Dosimeter zum Flugzeugwrack. Auch die Ortung, Identifizierung und Bergung von drei der verunglückten Personen glückte durch das Zusammenwirken von Side Scan-Sonar und Kamera. Als unverzichtbar erwies sich das horizontale Sonar der Kamera, weil nur so Objekte die sich außerhalb des eigentlichen Gesichtsfelds befanden, sicher gefunden werden konnten. Für das Bergungsunterseeboot war das von der Oberfläche zum Objekt führende Versorgungskabel eine wertvolle Orientierungshilfe. Bei dieser Aktion ereignete sich auch die bisher einzige ernsthafte Havarie des »SeaRovers«: Bei einer Strahlenmessung am Flugzeug verknötete sich das Kabel der Kamera so unglücklich an einem im toten Winkel liegenden Triebwerk, daß die Kamera erst zusammen mit der Cessna wieder geborgen werden konnte. Der mehrtägige Aufenthalt in 160 m blieb ohne Folgeschäden.

#### 4. Diskussion

In der Meeresforschung werden Unterwasserfahrzeuge für zahlreiche Untersuchungen erfolgreich eingesetzt (Rumohr, 1995). In der Fischereiforschung werden beispielsweise stationäre und geschleppte Fanggeräte beobachtet (Lange, 1996) oder Umweltstudien und fischereireiunabhängige Bestandsabschätzungen durchgeführt (Adams *et al.*, 1995). Untersuchungen zur Verteilung und Dichte von Cladoceren (Schulze, Williamson und Hargreaves, 1995), oder der Einsatz als Geräteträger, z. B. für Studien der Wanderbewegungen von Makrozooplankton (Jaffe *et al.*, 1995) sind weitere Anwendungsbereiche.

Auch im Bodensee hat die Arbeit mit der Unterwasserkamera »SeaRover« in vielen umweltrelevanten Bereichen Neuland erschlossen: durch direkte Probenahme und visuelle Kontrolle des Probearials in früher unzugänglichen Bereichen ist beispielsweise eine verbesserte Interpretation von Meßergebnissen möglich.

Hinweise zum Verständnis der biologischen Prozesse im See liefern die Beobachtungen des Verhaltens vor allem von verschiedenen Fischarten, deren Habitatspräferenzen und jahreszeitliches Auftreten. Bisher gibt es keine Hinweise auf unnatürliches Verhalten durch Lampeneffekte o. ä.

Durch zusätzliche Methoden müssen beispielsweise Fragen nach der Bedeutung der über dem Sediment lebenden Zooplankter, der Sedimentation oder den Strömungen geklärt werden. Auch die Ursachen für die vielfältigen Sedimentstrukturen bleiben vorerst unklar.

Eine flächendeckende Aufnahme ausgewählter Probeariale wird mit dem Kamera-Positionierungssystem zukünftig möglich. Die bisher beobachteten Störungen der Sedimentoberfläche durch das Befahren mit der Kamera scheinen unbedeutend zu sein. Eine weitere Aufgabe kann das punktgenaue Ausbringen und Bergen von langzeitregistrierenden Sonden sein, mit denen in einem Meßnetz die Dynamik bodennaher Prozesse untersucht werden könnte (Schröder, mdl. Mitt.).

Die Verunreinigung des Seegrunds durch Zivilisationsmüll und die Gefahr durch unverrottbare »Geisternetze« müssen verstärkt in der Öffentlichkeit bewußt gemacht werden, um der weitverbreiteten Wegwerfmentalität entgegenzuwirken.

Schließlich ist die Kombination von präziser Navigation, Sonar und ROV, neben dem Einsatzfeld Datenbeschaffung, ein wichtiges Instrument für den vorbeugenden Gewässerschutz und Katastropheneinsatz.

Trotz komplexer elektronischer Technik handelt es sich bei dem ROV »SeaRover« um ein robustes, für den Routineeinsatz geeignetes System. Regelmäßige Wartungen durch erfahrene technische Mitarbeiter und periodische Überprüfungen durch den Hersteller sind allerdings Grundvoraussetzungen. Das Verhältnis von Wartungs- zu Einsatzzeit liegt etwa bei 1 : 3. Die Vorteile gegenüber Tauchereinsätzen überwiegen in den meisten Fällen: die Rüstzeiten der ständig auf dem Schiff installierten Kameraanlage sind gering, Menschen sind ungefährdet und alle Seebereiche können innerhalb kurzer Zeit erreicht werden.

#### 5. Literatur

- ADAMS, P. B.; J. L. BUTLER; C. H. BAXTER; T. E. LAIDIG; K. A. DAHLIN and W. W. WAKEFIELD 1995: Population estimates of pacific coast groundfishes from video transects and swept – area trawls. Fishery Bulletin 93, 446–455.
- FRENZ, U., 1991: Realtime Differential GPS System und Vermessungssoftwarepaket. DHyG-Info 023, 45–48.
- JAFFE, J. S.; E. REUSS; D. MACGEHEE and G. CHANDRAN 1995: FTV – A sonar for tracking macrozooplankton in three dimensions. Deep-Sea Research Part I – Oceanographic Research Papers 42, 1495–1512.

- HARTMANN, J., 1987: Recent changes in the charrs *Salvelinus alpinus* and *S. profundus* of Lake Constance. Int. Soc. Arctic Char Fanatics Inf. Ser. 4, 54–63.
- LANGE, K. 1996: Ausbau der Unterwasser-Beobachtungstechnik im Institut für Fischereitechnik der Bundesforschungsanstalt für Fischerei. Inf. Fischwirtsch. 43, 79–80.
- LÖFFLER, H. und H. G. SCHRÖDER, 1992: Gewässerforschung mit der selbstfahrenden Unterwasserkamera »SeaRover«. In: Jahresbericht 1992 der Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg, 241–242.
- RUMOHR, H. 1995: Monitoring the Marine Environment with Imaging Methods. Scientia Marina, 59, 129–138.
- SCHRÖDER, H. G., 1992: Sedimentoberflächen im östlichen Bodensee – Obersee. Sidescan-Untersuchungen im Zusammenhang mit den Auswirkungen der Vorstreckung des Alpenrheins. Ber. Int. Gewässerschutzkomm. Bodensee, 43, 1–48.
- SCHULZE, P. C.; C. E. WILLIAMSON and B. R. HARGREAVES 1995: Evaluation of a remotely operated vehicle (ROV) as a tool for studying the distribution and abundance of zooplankton. J. Plankton Res. 17, 1233–1243.

Anschrift der Verfasser:  
Institut für Seenforschung  
Landesanstalt für Umweltschutz Baden-Württemberg  
Untere Seestraße 81  
D 88085 Langenargen

## Buchbesprechungen

*Siedlungsarchäologie im Alpenvorland III. Die neolithische Moorsiedlung Ödenahlen.* Mit Beiträgen von A. BILLAMBOZ, H. HAGN, M. KOKABI, H. LIESE-KLEIBER, U. MAIER, H. SCHLICHTHERLE, E. SCHMIDT u. W. TORKE. Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 46. Teil A: Beiträge, Teil B: Beilagen). 370 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1995. DM 175,-

Mit dem hier vorgestellten Buch ist ein dritter Beitrag zur Siedlungsarchäologie im Alpenvorland erschienen, der neue wichtige Erkenntnisse zur vorgeschichtlichen Besiedlung Oberschwabens enthält. Zu verdanken sind diese dem 1979 gegründeten »Projekt Bodensee-Oberschwaben«, aus dem 1983 das Schwerpunktprogramm »Siedlungsarchäologische Untersuchungen im Alpenvorland« entstanden ist. Die Projektgruppe hatte es sich zur Aufgabe gemacht, mit Hilfe von moderner Prospektion, durch Begehungen und kleine Sondagen die Feuchtbodensiedlungen in Oberschwaben und am Bodensee zu erfassen. 1993 wurde das Projekt mit wichtigen neuen Erkenntnissen zur Entwicklung der prähistorischen Besiedlung Süddeutschlands erfolgreich abgeschlossen.

Im ersten und umfangreichsten Beitrag stellt Projektleiter Helmut Schlichtherle die Ergebnisse der archäologischen Sondierungen und Untersuchungen der Siedlungsstelle Ödenahlen vor. In seiner Einführung gibt er einen Überblick über die bisher bekannten Fundstellen im Federseeried, die sich seit der Entdeckung der Schussenrieder Pfahlbauten im Jahre 1875 ausschließlich auf den südlichen Abschnitt des heute weitgehend verlandeten Gewässers konzentrierten. Zwar gab es wenige Beobachtungen und Funde, die auch eine Besiedlung des westlichen und nördlichen Rieds anzeigen, eine zweifelsfreie Siedlung im nördlichen Teil wurde jedoch erst mit der Station Ödenahlen entdeckt. Durch systematische Beobachtungen und Sondagen gelang es seit 1981, noch weitere Siedlungen zu lokalisieren. Sie zeigen, daß sich die neolithischen Siedlungsphasen des südlichen Rieds auch am nördlichen Abschnitt wiederholen.

Der Biberacher Zahnarzt und Amateurarchäologe Dr. Heinrich Forschner entdeckte die Siedlung bereits in den 30er/40er Jahren, hielt seine Entdeckung aber zunächst geheim. 1950 führte er dort erste Sondierungen durch. Da eine genaue Lokalisierung der Fundstelle aus seinen wenigen Aufzeichnungen heraus nicht möglich war, gelang diese erst aufgrund weiterer Hinweise und Beobachtungen im Frühjahr 1981. Mit Hilfe von Bohrungen wurde die Ausdehnung der Siedlung festgestellt, von Juni bis November 1981 fand dann eine ausgedehnte Sondageaktion statt. 1986 konnte eine Magnetometer-Prospektion angeschlossen werden.

Die jungneolithische Moorsiedlung umfaßte eine Fläche von 2000–3000 qm. Sie war von Palisaden und Zäunen umgeben und wies eine aus Einzelhäusern bestehende Bebauung auf, von der vier Häuser ausführlicher untersucht werden konnten. Es handelt sich um ebenerdige Gebäude mit Holzfußböden auf Unterzügen, ein Haus konnte als Stelzenbau rekonstruiert werden. Die Häuser waren mit Feuerstellen ausgestattet, die mehrfach erneuerten Fußböden trugen einen Lehmestrich. Die Siedlung war auf Niedermoortorf in feuchtem Milieu errichtet, leider konnte ihre damalige Lage zum Federsee nicht ermittelt werden. Die dendrochronologischen Datierungen der eichenen Fußböden und Palisadenhölzer ergaben Schlagdaten von 3700–3688 v. Chr., womit sicher nicht die gesamte Siedlungsdauer erfaßt worden ist.

Die Bearbeitung der Funde aus der Siedlung berücksichtigt auch die Altfunde aus der Sammlung Forschner im Museum Biberach und von Reinert im Federsee-Museum Bad Buchau. Die gewichtigste Artefaktgruppe bildet die Keramik, weitere Fundgruppen sind Steinartefakte (Silices und Felssteingeräte), Objekte aus Knochen und Geweih sowie wenige Holzgeräte und organische

Gegenstände, wie Pechklumpen und ein kleines Schnurfragment. Die keramischen Funde zeigen starke Beziehungen zur Pfyn- und Altheimer Kultur und weisen die Siedlung damit einer bisher noch unbekanntem jungsteinzeitlichen Kulturgruppe (Pfyn-Altheim) zu, die ein wichtiges Bindeglied, ein sogenanntes »missing link«, zwischen den beiden Kulturen bildet. Dank der Durchsicht sämtlicher bekannter und zur Verfügung stehender Altfunde aus Museen und Privatsammlungen konnten in Oberschwaben insgesamt zehn weitere Siedlungsplätze zwischen Ruhestetten im Westen, Ruprechtsbruck im Süden und Reutte-Schorrenried im Osten dieser neuen Kulturgruppe zugeordnet werden. In einer sehr anschaulichen Tabelle werden anhand des typischen Keramikspektrums die Gemeinsamkeiten und Eigenheiten der oberschwäbischen Gruppe mit den Altheimer und Pfyn- Kulturen aufgezeigt. Die Mittelstellung zwischen beiden Kulturen läßt sich auch an den übrigen Geräten aus Stein, Knochen, Geweih und sogar an den Kulturpflanzen sowie dem Haustier- und Jagdtierspektrum aufzeigen. Dadurch erscheint es beim derzeitigen Forschungsstand gerechtfertigt, aus der oberschwäbischen Gruppe eine Regionalgruppe zu machen, die mit dem Namen »Pfyn-Altheimer Gruppe Oberschwabens« bezeichnet wird. Die bisher nachgewiesenen Fundplätze sind Feuchtbodensiedlungen, wobei die kleine Zahl keine Beurteilung darüber zuläßt, ob die Kulturgruppe ausschließlich diesen Lagetyp bevorzugte. Die zwischen 3738–3650 v. Chr. erfaßten Schlagdaten deuten darauf hin, daß es sich bei den Siedlungen dieser Gruppe um einen chronologisch eng geschlossenen Block handelt und diese in die gleiche Zeit wie die mittlere Pfyn- bzw. die mittlere Cortaillod-Kultur datieren.

Dem Beitrag von Helmut Schlichtherle folgt eine Reihe von naturwissenschaftlichen Untersuchungen, die wichtige Aufschlüsse zur Siedlung Ödenahlen geben und teilweise schon in die Ausführungen von Helmut Schlichtherle eingeflossen sind. Mit Hilfe der mikroskopischen Untersuchungen an der Keramik konnte Herbert Hagn nachweisen, daß es sich bei der Keramik um eine lokale Produktion aus anstehenden Beekentonen handelt und Keramikimporte weitgehend auszuschließen sind. Die von Ursula Maier durchgeführte moorstratigraphische und paläoethnobotanische Untersuchung erbrachte interessante Aufschlüsse zu den Nahrungs- und Nutzpflanzen, aber auch zur natürlichen Umwelt der Siedlung. Die Pollenanalysen von Helga Liese-Kleiber zeigen, daß der Station Ödenahlen landwirtschaftliche Aktivitäten vorausgingen, die bis ins Altneolithikum zurückreichen. Desweiteren wurde der allmähliche Übergang der haselreichen Eichenmischwälder in eine von Buchen beherrschte Vegetation erfaßt. Die von Edith Schmidt vorgestellten Wirbellosenreste erbrachten den Nachweis von Käfern, Moosmilben und Fliegen, die die Öffnung der vormals waldbedeckten Landschaft durch den Menschen anzeigen. Die von Wolfgang Torke untersuchten Fischknochen stammen überwiegend vom Hecht, seltener vom Waller, von der Schleie, sowie Weiß- und Knochenfischen. Nach der von Mustafa Kokabi durchgeführten osteologischen Untersuchung an Tierknochenfunden stammen 68,4% der Säugetierknochen von Haustieren. Besonders bedeutend ist der Nachweis der Pferdehaltung. Gejagt wurden Wildschweine, Braunbären, Wildkatzen, Baumrarder, Iltisse und Biber.

Im letzten Beitrag beschäftigt sich André Billamboz mit den Bauhölzern der Siedlung. Außer der bereits erwähnten jahrgenauen Altersbestimmung der dafür in Frage kommenden Hölzer wird versucht, die Auswahl der Holzarten im Laufe der Besiedlung, unter Berücksichtigung der verfügbaren Holzquellen, zu ermitteln und die Holzstatistik aus waldwirtschaftlicher Sicht zu interpretieren.

Das Buch und seine darin vorgelegten neuen Erkenntnisse zur jungsteinzeitlichen Besiedlung Oberschwabens sind ein positives Beispiel dafür, wie durch die intensive Erforschung einer Region allmählich das Bild der vorgeschichtlichen Siedlungslandschaft verändert und vervollständigt wird. Besonders eindrucksvoll ist der Aspekt, daß mit Hilfe naturwissenschaftlicher Untersuchungen auch das Wirken und Wirtschaften des Menschen und dessen beträchtliche Eingriffe in seine natürliche Umwelt in der Jungsteinzeit faßbar werden. Das Buch ist zwar für Fachleute geschrieben, zeichnet sich aber besonders in dem Beitrag von Helmut Schlichtherle durch eine gute Lesbarkeit aus. Die kurzen Zusammenfassungen bei den naturwissenschaftlichen Beiträgen machen diese auch für »NichtwissenschaftlerInnen« zugänglich. Ich wünsche dem Buch viele Leser, die damit ihr Interesse an der Arbeit und den Ergebnissen der Projektgruppe und damit auch an der Landesarchäologie bekunden.

Dorothee Ade-Rademacher

*Burg Sulzberg. Von der Turmburg zum Jagdschloß.* Hrsg. von CHRISTIAN BEHRER. 205 Seiten mit zahlreichen Taf. und Abb. Franz Brack Verlag, Altusried 1995. DM 39,80 (Buchhandel)/DM 24,50 zuzügl. Porto (bei Bestellung über die Marktgemeinde Sulzberg, D-87477 Sulzberg).

Im Zuge der Sanierung der Burgruine Sulzberg bei Kempten im Allgäu fanden in den Jahren 1991 und 1992 archäologische und bauhistorische Untersuchungen statt. Deren Ergebnisse sind der Gegenstand des zentralen Aufsatzes von Christian Behrer, der damit Teile seiner Bamberger Magisterarbeit publiziert. Der Mittelalterarchäologe Behrer entwickelt an Hand der erhaltenen Baudetails und der Grabungsbefunde die Baugeschichte von Sulzberg: Der bis ins 1. Obergeschoß erhaltene Mauerteil eines salierzeitlichen Wohnturms ist der älteste nachgewiesene Steinbau auf dem Burghügel. Nach der Verstärkung durch eine Schildmauer fand um 1300 die erste Erweiterung statt, bei der die Silhouette der Burg stark verändert wurde. Der ältere in den Molassefelsen gehauene Graben wurde für die Anlage einer Zisterne genutzt und mit einem Zwischentrakt überbaut. Gleichzeitig entstanden eine Ringmauer, ein neuer Graben und der Bergfried, der heute noch bis fast zur ursprünglichen Dachkante erhalten ist und seit kurzem als Burgmuseum genutzt wird. Um 1480 wurde aus der hochmittelalterlichen Burg durch Umfassung des gesamten Bergs mit einer weitläufigen Mauer mit Rund- und Halbschalentürmen eine repräsentative Schloßanlage, die bis in die Mitte des 17. Jh. Bestand hatte.

Dem archäologischen Aufsatz wurde ein Fundkatalog beigegeben; dominierend im Fundspektrum ist Gefäßkeramik vor der Ofenkeramik, einzelnen Waffenteilen und Gebrauchsgegenständen aus Metall sowie den Fundmünzen. Die Auswertung der Grabung ergänzen zwei kurze Aufsätze: Grabungstechniker Peter Pfister berichtet über die Untersuchung der Filterzisterne und liefert damit einen Beitrag zum vieldiskutierten Problem der Wasserversorgung auf einer mittelalterlichen Burg (leider sind die Abbildungen der beiden in der Zisterne gefundenen Münzen auf S. 192 falsch orientiert). Die Münchner Paläozoologin Angela von den Driesch untersuchte die Tierknochen aus drei verschiedenen Nutzungsphasen der Burg. Daß dabei der Anteil der Rinderknochen bei weitem überwiegt, überrascht nicht. Ob aus den wechselnden Anteilen der übrigen Tierarten tatsächlich auf veränderte Ernährungsgewohnheiten geschlossen werden kann, erscheint angesichts der Basis der Erhebung – abzüglich der Rinderknochen nurmehr reichliche 6 kg Knochenmaterial ernährungsrelevanter Tierarten – doch eher fraglich.

Sehr erfreulich ist der Umstand, daß diesen primär archäologisch ausgerichteten Arbeiten im einleitenden Aufsatz der Historikerin Birgit Kata ein historisches Komplement von eigenständigem Wert entgegengestellt wird, aus dem die Relevanz der Gesamtpublikation für unseren Raum hervorgeht. Hier findet sich der im 13. Jh. an den Bodensee gezogene und hier besitzmächtige Zweig der Familie von Sulzberg – Ministerialen der Bischöfe von Konstanz und des Reiches – thematisiert, der in der Allgäuer Literatur zumeist übersehen wurde. Ausdrücklich wird auf bauliche Ähnlichkeiten zwischen der Burg Sulzberg im Allgäu und der Burg Sulzberg oberhalb von Rorschach, heute besser bekannt als »Möttelschloß«, hingewiesen. B. Kata schildert ausführlich die wechselvolle Besitzgeschichte von Burg und Herrschaft, die im 14. Jh. durch Einheirat in den Besitz der mächtigen Familie von Schellenberg kam. 1526 gelang es dem Fürststift Kempten schließlich, Burg und Herrschaft von den Herren von Freyberg zurückzukaufen.

Der umfangreiche Quellenanhang dieses Aufsatzes (bestehend aus der Transkription des Kaufvertrags von 1526, einer damit zusammenhängenden Grenzbeschreibung und des Auflaßinventars von 1648) bietet dem Forscher Vergleichsmaterial, das in seiner Relevanz über den unmittelbaren Gegenstand der Untersuchung hinausgeht: So enthält der Kaufvertrag von 1526 etwa Hinweise auf intensive Fischwirtschaft, die auch in einem größeren Rahmen von Belang sein dürften.

Hervorgehoben seien ferner noch die anspruchsvollen und anschaulichen Rekonstruktionszeichnungen des Kemptener Graphikers Roger Mayrock, die auch Kritikern derartiger Rekonstruktionsversuche keinen Anlaß zur Ablehnung geben dürften. Es steht zu hoffen, daß der vorliegende Band als Vorbild für weitere Arbeiten in dieser oder vergleichbarer Form dienen wird. Denn obschon Burgruinen prominente Merkmale unserer Kulturlandschaft sind, steht es um ihre historische und archäologische Erforschung mitunter schlecht; die vom Herausgeber im Vorwort beklagten diesbezüglichen bayerischen Zustände sind eben nicht auf den Freistaat beschränkt.

*Harald Rainer Derschka*

MARKUS BAUER, *Der Münsterbezirk von Konstanz. Domherrenhöfe und Pfründhäuser der Münsterkapläne im Mittelalter*. (Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen. Neue Folge der Konstanzer Stadtrechtsquellen Bd. 35). 335 S. mit einer Karte. Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1995. DM 79,-

Die Bischofsstadt Konstanz entwickelte sich, wie jüngste Ergebnisse der Mittelalterarchäologie bestätigten, im Verlauf des Spätmittelalters zu einem wichtigen Handels- und Wirtschaftszentrum des Bodenseeraumes. Sie war und blieb in erster Linie aber kirchlicher Mittelpunkt, Zentrum der größten deutschen Diözese, Stadt der Dom- und Stiftsherren, eine Stadt des Klerus also, in der sich umfangreiche Liegenschaften im Besitz kirchlicher Grundeigentümer befanden. Nun sind in den letzten Jahren nicht zuletzt durch die archäologischen Untersuchungen von Judith Oexle zwar einige Arbeiten zur mittelalterlichen Stadtentwicklung entstanden, die Erforschung der Geschichte des kirchlichen Liegenschaftsbesitzes ist jedoch nach wie vor ein Desiderat. Aus diesem Grunde hat Markus Bauer 1994 eine Dissertation an der Universität Konstanz vorgelegt, die sich mit der Geschichte des hochstiftischen Grundbesitzes beschäftigt. Die an zwei recht unterschiedliche Forschungstraditionen, nämlich an Arbeiten zur mittelalterlichen Stadtopographie (unter anderem an das immer noch maßgebliche Häuserbuch Konrad Beyerles von 1908) und Forschungen zum Konstanzer Stadtklerus anknüpfende Studie orientiert sich in ihrem Aufbau an den drei Kategorien hochstiftischen Grund- und Hausbesitzes in Konstanz, den Kurien der Konstanzer Domherren, den Klosterlehen des Konstanzer Domkapitels und den Pfründhäusern der Altäre im Münster.

Die unter der Obhut des vorzüglichsten Kenners der Konstanzer Stadtgeschichte, Stadtarchivar Prof. Dr. Helmut Maurer, und der archäologischen Beratung von Dr. Judith Oexle entstandene Doktorarbeit zeichnet sich durch klare Aufgabenstellung und Gliederung, insbesondere aber durch umfangreiche, ja geradezu minutiöse Detailuntersuchungen aus, in denen der Verfasser nach Möglichkeit alle verfügbaren schriftlichen Nachrichten, aber auch jüngste Erkenntnisse auf dem Gebiet der Archäologie und Bauuntersuchung verwertet, die für die Geschichte der kirchlichen Liegenschaften von Bedeutung sind. Im Verlauf der Untersuchung stehen im wesentlichen drei Aspekte: 1. die Frage nach den Besitzern, dem Standort und der baulichen Gestalt der Kurien, 2. die Behandlung der Rechts- und Eigentumsverhältnisse sowie 3. die Frage nach der Nutzung der kirchlichen Liegenschaften, im Mittelpunkt.

Aus der Zusammenstellung der Domherrenkurien und ihrer Besitzer im mittelalterlichen Konstanz geht hervor, daß die Gegend um das Münster eine »Stadt des Klerus« war und die meisten Bewohner dem geistlichen Stand angehörten. Um 1100 wurde in Konstanz mit der Errichtung von Domherrenhöfen begonnen, zu deren ältestem Bestand die drei Kurien am Münsterplatz und der Hof »bei den drei Stufen« zählten. Aus zwei Verzeichnissen in einem Berain des Hochstifts von 1525/26 geht hervor, daß es in Konstanz am Vorabend der Reformation 18 Domherrenkurien gab. Die Errichtung von Höfen für die Domherren hatte die Aufgabe des Clastrum, wo die Domherren einst gemeinsam lebten, zur Folge. Der Besitz einer Kurie bildete für die Domherren eine unerläßliche Voraussetzung für standesgemäßes Wohnen. Das Gebäude wurde dabei in den seltensten Fällen von Domherren allein bewohnt, sondern war für eine großzügige Haushaltung angelegt, zu der außer verschiedenen Gästen von Stand auch jüngere Kanoniker ohne eigene Kurie, Familienangehörige und Dienstpersonal gehörten. Nach einem aus dem Jahre 1314 überlieferten Beispiel umfaßte die Dienerschaft eines Domherren 12 Personen. Eigentums- und Nutzungsrecht der Kurien waren nach einem komplexen System zwischen Domherren, Bischof und Domkapitel verteilt. Während dem Domherrn, der eine Kurie besaß, als Hausherr das lebenslange Verfügungs- und tägliche Nutzungsrecht gehörte, stand dem Bischof zunächst lediglich das Recht der Übertragung, die Collatio, auf den neuen Besitzer nach dem Tode des Domherren zu. Er versuchte das eher formale Kollationsrecht seit dem 15. Jahrhundert jedoch zu einer Lehenshoheit auszubauen. Die umfangreichsten Rechte standen dem Domkapitel zu, das über alle Fragen des baulichen Zustandes und des rechtlichen Status wie der Erhaltung der Immunität und wirtschaftlichen Belastung mit Renten entschied. Der besondere rechtliche Status der Domherrenhöfe bestand in der auf die »Domfreiheit« zurückgehenden Immunität, die seit dem 12. Jahrhundert wiederholt in königlichen Privilegien und vertraglichen Vereinbarungen mit der Konstanzer Bürgerschaft kodifiziert wurde und auch nach der Reformation erhalten blieb.

Eine weitere Form hochstiftischen Vermögens bildeten die Klosterlehen, feoda claustrales genannt. Sie befanden sich unter anderem vor der Kirche St. Johann, an der Ecke Rheingasse, Nie-

derburggasse oder vor dem Schottentor. Im Unterschied zu den Domherrenkurien zählten sie nicht zum Tafelgut des Domkapitels, sondern waren der Verwaltung und Nutzung der Domherren überlassen. Es handelt sich dabei hauptsächlich um Güter, die durch Seelgerüstiftungen der Bischöfe und des hohen Klerus in den Besitz des Domkapitels gelangt waren. Klosterlehen sind der Sache nach schon im 12. Jahrhundert nachgewiesen und werden vom Dompropst verliehen, dessen Rechte im Verlauf des Spätmittelalters auf ein bloßes Zustimmungsrecht reduziert werden.

Eine Expansion geistlichen Grundbesitzes stellen die auf umfangreiche Grunderwerbungen seit dem 14. Jahrhundert zurückgehenden Pfründhäuser des niederen Münsterklerus dar, von denen es am Ende des Mittelalters in Konstanz 45 gab. Dieser Besitzerwerb muß im Zusammenhang mit den zahlreichen spätmittelalterlichen Altarstiftungen am Münster gesehen werden, die hauptsächlich aus der Sorge um das Seelenheil erfolgten. Die Stifter stammen mit wenigen Ausnahmen aus dem Klerus des Münsters, während Laien dagegen selten in Erscheinung treten.

In einem vierten Teil hat Markus Bauer dargelegt, wie Rat und Bürgerschaft seit dem 13. Jahrhundert bestrebt waren, den Übergang städtischer Liegenschaften an die Tote Hand zu verhindern sowie Steuerfreiheit und wirtschaftliche Privilegien des Klerus einzuschränken. Mit Erfolg, denn bereits um die Mitte des 13. Jahrhunderts büßten jene Häuser, über die die Geistlichen nur ein Obereigentum beanspruchten, die sie aber nicht bewohnten, ihren immunen Status ein. Im Unterschied zu Trier und Paderborn, deren Domfreiheiten sich über eine Fläche von 7,2 bzw. 9 ha erstreckten, betrug die Konstanzer Münsterfreiheit aber kaum mehr als 2–2,5 ha. Aus diesem Grund wich man in Konstanz seit dem 13. Jahrhundert bei der zweiten Welle von Kuriengründungen und Ausstattung des niederen Klerus mit Pfründhäusern auf außerhalb gelegene Areale aus.

Die Dissertation von Markus Bauer stellt eine sehr gründliche, auf sorgfältigen Recherchen beruhende Arbeit über die hochstiftischen Besitzverhältnisse im mittelalterlichen Konstanz dar. Bauer hat sich jedoch nicht nur auf Konstanz beschränkt, sondern unter Berücksichtigung des aktuellen wissenschaftlichen Forschungsstandes die besondere besitzgeschichtliche Entwicklung der Bodenseemetropole im Vergleich mit anderen Bischofsstädten (Paderborn, Trier) erhellte. Der Verfasser hat eine Fülle von Quellen ausgewertet und in einem Anhang ein weder von Otto Feger noch von Konrad Beyerle beachtetes Urbar des Konstanzer Domkapitels von ca. 1320 (GLA Karlsr. 64/7) ediert. Die Dissertation entwirft jedoch nicht nur ein klares Bild von den teilweise sehr verwickelten Besitzverhältnissen in der mittelalterlichen Bischofsstadt. Sie bietet darüber hinaus – nicht zuletzt in den ausführlichen Fußnoten – eine Vielzahl detailliertester Informationen zur Stadttopographie und Personengeschichte, die ein sehr konkretes und anschauliches Bild vom Leben im mittelalterlichen Konstanz vermitteln. Schade, daß das Buch kein ausführliches Personen- und Ortsregister, sondern nur ein Häuserverzeichnis und ein Register der Pfründhäuser von Münsteraltären und -kapellen sowie einen Stadtplan enthält! Dieses würde die Benutzung des für die Konstanzer Stadtgeschichte insgesamt sehr wichtigen Buches wesentlich erleichtern.

Fredy Meyer

KARL HEINZ BURMEISTER, *Die Grafen von Montfort. Geschichte, Recht, Kultur*. Festgabe zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Alois Niederstätter (Forschungen zur Geschichte Vorarlbergs N. F. Bd. 2). 351 Seiten mit 21 s/w Abb. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1996. DM 68,-

Seit drei Jahrzehnten ist im Bodenseeraum eine Universität ansässig, an der sich Studierende und Lehrende der Geschichte auch landesgeschichtlichen Themen widmen. Ohne die Forschung an dieser Universität im geringsten schmälern zu wollen, heißt das aber, daß die Tradition einer vor Ort betriebenen Geschichtsforschung über die an den See grenzenden historischen Länder nur an außeruniversitären Institutionen entstehen konnte. In außergewöhnlichem Maß waren und sind die Archive verschiedener Einrichtungen (Stadt, Kreis, Kanton, Land usw.) der Schweiz, Österreichs und Deutschlands Ausgangsorte einer Landesgeschichtsforschung von höchstem Niveau geworden. Einen unübersehbaren Beitrag leistete und leistet hierzu der langjährige Direktor des Vorarlberger Landesarchivs in Bregenz und Universitätsprofessor Karl Heinz Burmeister. Aus Anlaß seines 60. Geburtstages erscheint ein Sammelband mit 26 (eigentlich 25, siehe unten) Beiträgen des Jubilars aus der Zeit von 1982 bis 1996, die einem seiner zentralen Forschungsfelder entnommen sind: der Geschichte der Grafen von Montfort, deren Bedeutung für das ihr Wappen tragende Bundesland Vorarlberg und für den Bodenseeraum überhaupt gerade auch Burmeister herausgearbeitet hat. Die Beiträge – vier von ihnen bisher unveröffentlicht – wurden vom Heraus-

geber zu einer durchdachten Folge gereiht. Aufsätzen zur allgemeinen Geschichte der Montforter folgen solche zu bestimmten Themenkreisen; daran schließen sich 16 chronologisch gereiht Biographien von Angehörigen der Montforter des 13. bis 16. Jahrhunderts an. Das ermöglicht die Lektüre vieler Ausschnitte der Geschichte der Montforter Grafen und Gräfinnen im Mittelalter, freilich nicht des auf dem Schutzumschlag angekündigten »umfassenden Bildes der Grafen von Montfort und ihrer Wirksamkeit in politischer, rechts- und sozialgeschichtlicher sowie in kultureller Hinsicht«. Keineswegs soll deswegen die Bedeutung von Burmeisters Werk gering veranschlagt werden, zumal die letzte »Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg« aus der Feder des Johann Nepomuk von Vanotti 1845 erschien. Die Anzahl und die Genese der Beiträge bringen naturgemäß manche Wiederholung mit sich. So ist das Buch »häppchenweise« zu lesen. Im Vorwort informiert der Herausgeber über den Werdegang Burmeisters. Der Anhang besteht aus sechs Stammtafeln, deren Bearbeiter leider ungenannt bleibt, einem Verzeichnis der abgekürzt zitierten Quellen und Literatur, einer Bibliographie des Jubilars ab 1986 (eine ältere liegt bereits vor) und schließlich einem Personen- und Ortsregister. Im Literatur- und Quellenverzeichnis wurden übrigens mehrere Werke desselben Autors chronologisch geordnet wobei aber die Kurzzitate der Anmerkungen im Text keine Jahreszahlen aufweisen und überdies nicht jedes Kurzzitat im Verzeichnis gefunden werden kann. Elf Beiträge kommen ohne Anmerkungsapparat aus, einige sind populärwissenschaftlich und manchmal auch sehr kurz gehalten. Die längeren, mit Apparat versehenen Beiträge bilden den eigentlichen Kern des Buches. Hervorzuheben ist noch die gelungene Ausstattung mit fachgerecht ausgesuchten Abbildungen.

Auch wenn Burmeister vielfältig die Montforter beleuchtet, so gilt sein eigentliches Interesse den Montfortern »Vorarlbergs«, jenen Angehörigen des Grafengeschlechts, die sichtbar an der Ausgestaltung ihrer Herrschaft im Raum Bregenz, Bludenz und Feldkirch Anteil hatten. Daß Burmeister während seiner Forschungen Einsicht in ungedruckte Quellen genommen hat, muß nicht betont werden. Bei seinen Ausführungen dominieren Fragen nach der politischen Geschichte, nach kulturellen Aspekten und insbesondere nach der Genealogie. Es ist allein schon verdienstvoll, die Verwandtschaftsverhältnisse dieses kompliziert verzweigten Grafenhauses zu entwirren. Burmeisters Bild eröffnet Einblicke in den weitläufigen Wirkungsraum eines spätmittelalterlichen Grafenhauses. Aufbau und Schicksale der Montforter Herrschaften, kulturelle Bereiche wie Bildung, Turniere und Reisen, familiäre Bereiche wie »illegitime Adelspröbllinge« und bevorzugt Fragen nach den Montforter Frauen und nach den Montfortern geistlichen Standes werden erörtert bzw. nachgezeichnet.

Dagegen bleiben Fragestellungen zur materiellen und sozialen Basis der Montforter, etwa nach der Wirtschaftsführung, oder nach montfortischem Gefolge (oder Mannschaft) größtenteils unberücksichtigt. Der sicherlich schwer zu bestimmende Handlungsspielraum der Grafen wird nur ansatzweise diskutiert. Auch das bedeutsame Verhältnis zu den habsburgischen Territorialherren bedürfte einer genauen Analyse. Gerade hierzu sind einige Formulierungen Burmeisters undeutlich oder anfechtbar: »Die Grafen von Montfort waren zur Zeit der Staufer eines der ersten Geschlechter in Alemannien; sie hätten, wie die Habsburger, die Voraussetzungen mitgebracht, die bestimmende politische Kraft zu werden. Jedoch die Habsburger setzten sich durch. Eine Todfeindschaft beider Geschlechter zieht sich somit durch Jahrzehnte, bis schließlich 1298 die Montforter [im Gefolge König Adolfs] unterliegen und Vasallen der Habsburger werden« (S. 63, ähnlich S. 32 und 38). Ebenso wie die montfortische Machtbasis um die Mitte des 13. Jahrhunderts doch nicht der habsburgischen entsprochen hat, wäre auch das spätere Verhältnis zu den Habsburgern auf der Basis von Verträgen – mag es auch Lehnbande gegeben haben – eher mit »Klientel« als mit »Vasallen« zu bezeichnen. Die Wahl der Begriffe und Formulierungen ist auch an anderen Stellen nicht immer passend und trübt leider die Lesefreude, was an einigen Beispielen verdeutlicht werden soll: »Und man darf – aus dem Gesamtverlauf der Bündner Geschichte den Schluß ziehen –, daß die frühe Abwehr des habsburgischen Einflusses auch einen positiven Aspekt hat: der Tod des Bischofs [Friedrich II. von Chur] wird aus dieser Sicht geradezu zu einem patriotischen Selbstopfer« (S. 39). »Um die Feldkircher für den Verkauf [1375] zu gewinnen, gewährte er ihnen zahlreiche Rechte: die Steuern wurden eingefroren, die Bürger aus der Leibeigenschaft [!] entlassen ...« (S. 210). »Beide haben fern der Heimat ihr Leben beschlossen: Rudolf III. 1334 in Arbon, Ulrich [II.] 1350, vielleicht in Lindau oder in Bregenz ...« (S. 175). »Die Herstellung eines neuen Siegels mochte sich, bei der heute noch sprichwörtlichen Unpünktlichkeit der Handwerker, länger hinziehen« (S. 179). Zu S. 196 wäre anzumerken, daß das Institut der sog. »peciae« an den italienischen Universitäten für die Studenten gerade die Anschaffung kostspieliger Handschriften nicht durchgehend notwendig machte.

An dieser Stelle soll noch kurz auf das von Burmeister vorgestellte Bild der Landwerdung Vorarlbergs im Mittelalter eingegangen werden. Dieses Bild erscheint mir nicht ganz schlüssig und läßt grundlegende Ergebnisse der verfassungsgeschichtlichen Forschung außer Acht: Der Titel des Beitrags »Die Grafen von Montfort als Landesherren in Vorarlberg« (S. 19–26) impliziert die These, die Montforter wären Herren eines »Landes« gewesen. Unmißverständlich bekräftigen das Formulierungen wie »... daß die Bildung des Territorialstaates Vorarlberg im wesentlichen eine Leistung des Grafen Hugo I. [gest. ca. 1228] gewesen ist« (S. 20). »Planmäßig errichtet er hier [Hugo I. auf seinem Bregenzer Erbe] eine Landesherrschaft« (S. 14). Hugo I. wird als »Gründer der Landesherrschaft in Vorarlberg« bezeichnet (S. 30). »Zugleich schuf er [Hugo I.] die Grundlagen für eine Territorialherrschaft im modernen Sinne. Vorarlberg wurde unter ihm zu einem Staat« (S. 209). »Dennoch hat sich gerade diese Bregenzer Linie vor ihren Verwandten in Feldkirch und Tettngang berufen gefühlt, als die eigentlichen Erben der Grafen von Bregenz und damit als die Landesherren von Vorarlberg zu gelten« (S. 24). »Im Gegensatz etwa zur Herrschaft Tettngang war in diesen rätischen Besitzungen die Landesherrschaft durch die Selbstverwaltungsrechte des Volkes stark eingeengt und sozusagen auf eine nominelle Landeshoheit und den Einkünftebezug reduziert« (S. 43). Insgesamt ist das Zu- und Nebeneinander der Begriffe »Land«, »Landeshoheit«, »Territorium« und »Staat« und der damit verknüpften Qualität von Herrschaft ziemlich verworren und nicht geklärt. In manchen Fällen wäre es zudem besser gewesen, an Stelle von »Vorarlberg« »das heutige Vorarlberg« zu schreiben und die konstitutive Rolle der Grafen bei der Landwerdung etwas zu relativieren. Der Rezensent kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß die Existenz eines »Landes« und sogar »Staates« Vorarlberg ohne genügende Erläuterung in Zeiten verlegt bzw. rückprojiziert wird, in denen es angemessen wäre, zunächst nur von einer »Herrschaft« der Grafen von Montfort zu sprechen. Das gilt vornehmlich für das 13. Jahrhundert. Etwas vorsichtiger klingen Burmeisters Ausführungen übrigens in »Die Anfänge Vorarlbergs« (Österreich im Hochmittelalter [907 bis 1246], hg. v. Richard G. Plaschka und Anna M. Drabek, Wien 1991, S. 261–269). Nicht zuletzt gehört in diesen Problemkreis die Bezeichnung der Montforter als »Dynastie« bzw. als ein »Dynastengeschlecht« wiederum für das 13. Jahrhundert (S. 134 und 265). Auch dem ist zu widersprechen. Es bleibt zu konstatieren, daß eine Landesgeschichtsforschung, die das Landesbewußtsein stärken will, die im positiven Sinn Identität stiften will, gerade in diesem gesellschaftlich wichtigen Bereich immer ihre »felsfesten« Grundlagen in den Quellen haben sollte.

Man darf nach den Anregungen Burmeisters den Wunsch nach einer kritischen Studie zur Landwerdung Vorarlbergs äußern. Diese sollte zuvorderst von den Thesen Otto Brunners (»Land und Herrschaft«) ausgehen und neben der montfortischen Herrschaftsbildung landrechtliche und genossenschaftliche Aspekte berücksichtigen. Eine Einordnung der Stadtwerdungen von Feldkirch und von Bregenz müßte selbstverständlich dazugehören. Vorläufig würde ich etwa im Gegensatz zu Burmeister keine angeblich verspätete Initiative der Grafen für spätere Entwicklungsschwierigkeiten der Stadt Feldkirch annehmen: »Schon durch den relativ späten Zeitpunkt der Stadtgründung durch die Söhne Rudolf und Hugo des Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, die in den Jahren zwischen 1182 und 1200 erfolgt ist, geriet Feldkirch von Anfang an ins Hintertreffen. Denn zur Zeit der Gründung der Stadt waren zahlreiche andere Städte des südwestdeutschen Raums in ihrer Freiheitsentwicklung davongeeilt« (S. 162).

Herbe Kritik müssen sich der Herausgeber, die Redaktion und der Lektor gefallen lassen. Ihre Nachlässigkeit beschert dem Buch Fehler, die die Grenzen des Zumutbaren übersteigen: Druck- bzw. grammatikalische Fehler sind im Vorwort des Herausgebers und in zehn Beiträgen anzutreffen. Im – übrigens sehr interessanten – Beitrag »Die Grafen von Montfort und ihre Bedeutung für die Bündner Geschichte« (S. 29–44) lassen sich sogar 18 Fehler nachweisen, beispielsweise: »... wenn nicht durch ein paar Worte zur seiner Persönlichkeit und zum seinen Bildungsweg am Platz wären« (S. 39) oder »Die Urkunde, in denen er als geistlicher Richter tätig war, verraten juristisches Argumentieren und Kenntnis der Dekreten, die zitiert werden (S. 40).« Diese Kritik mag kleinlich erscheinen, aber solche leicht erkennbaren Fehler sind doch ohne viel Aufwand zu korrigieren. Dazu kommt, daß ein Beitrag zweimal abgedruckt wurde. »Die Grafen von Montfort und die deutsche Geschichte« (S. 13–18) ist bis auf einige Sätze mit »Die Grafen von Montfort-Feldkirch und ihre Stellung in der Reichspolitik« (S. 45–49) identisch.

Burmeister hat der Forschung einen bedeutenden Baustein zu einer kritischen Geschichte der Grafen von Montfort beschert. Er hat neue Quellen zu den Montfortern erschlossen, viele neue Ergebnisse geliefert und alte Ansichten korrigiert. Von seinen in vorliegender Festschrift versam-

melten Ergebnissen hat die künftige Forschung auszugehen. Welche Möglichkeiten sich dieser eröffnen, wird dem Leser bei der Lektüre des Buches bewußt, das ihm ein weites und vielfältiges Panorama eines mittelalterlichen Grafenhauses vor Augen führt.

Karel Hruza

KLAUS SCHELLE, *Das Konstanzer Konzil 1414–1418. Eine Reichsstadt im Brennpunkt europäischer Politik*. 141 Seiten mit 23 Abb. Verlag Friedrich Stadler, Konstanz 1996. DM 38,-

Wer eine fundierte wissenschaftliche Aufarbeitung des Konstanzer Konzils erwartet, darf nicht zu diesem Buch greifen. Das von Klaus Schelle geschriebene Werk ist nämlich kein Geschichtsbuch oder eine wissenschaftliche Abhandlung. Es ist eher der Belletristik zuzuordnen. In gutem, ansprechend zu lesendem Stil versucht der Autor Lesern des ausgehenden 20. Jahrhunderts eine fast 600 Jahre zurückliegende Epoche zu veranschaulichen. Natürlich muß eine derartige, eher romanhafte Darstellung die handelnden Personen in den Mittelpunkt stellen. Strukturen und historische Entwicklungslinien treten dabei zwangsläufig zurück. Allerdings holt Schelle bei einzelnen Aspekten doch recht weit, geradezu exkursionsartig aus. So wird das Leben des spätmittelalterlichen Sängers und Dichters Oswald von Wolkenstein in einem eigenen Kapitel vorgestellt. Wolkenstein, damals im Dienst des Königs stehend, hat in seinen Liedern einiges von der Atmosphäre in Konstanz während der Konzilzeit festgehalten. Beispielsweise beklagte er heftig den damals in der Stadt und in anderen Bodenseeorten herrschenden Wucher.

Der Band ist anschaulich bebildert. Die Protagonisten werden auch im Bild vorgestellt. Eine Liste der Päpste, eine Zeittafel (1378–1449), Lebensdaten der wichtigsten im Buch vorkommenden Persönlichkeiten und ein Personenregister runden das Buch ab.

Ein fundiertes Urteil ist schwierig. Eine literarische Kritik steht dem Rezensent nicht zu, hierzu sind andere berufen. Einer geschichtswissenschaftlichen Beurteilung entzieht sich der Band allerdings auch. Nur soviel sei gesagt: Wer Zugang zu historischen Themen über derartige Darstellungen sucht, der möge mit diesem Buch greifen. Es wird ihn nicht langweilen.

Jürgen Treffeisen

PETER OCHSENBEIN (Hg.), *Beten mit Bild und Wort. Der Meditationszyklus der Hildegard von Bingen nach der Handschrift für den St. Galler Abt Ulrich Rösch. Codex Einsidlensis 285: Devotionale pulcherrimum*. Zwei Halbbände. 85 und 145 Seiten mit 72 Abb. Kranich-Verlag, Zollikon 1996. sfr 69,-, DM 80,-

Die Bedeutung des St. Galler Abtes Ulrich Rösch (1463–1491), den die Geschichtsschreibung des Klosters seit langem mit vollem Recht als dessen zweiten Gründer feiert, ist durch die Ausstellung, die ihm das Stiftsarchiv St. Gallen im Mai 1987 gewidmet hat, und vielleicht mehr noch durch den in Zusammenhang mit dieser Ausstellung erschienenen Aufsatzband weithin sichtbar geworden. In den Gesichtskreis des Betrachters bzw. des Lesers traten nicht nur der Initiator einer mustergültigen Verwaltung und der Schöpfer des st. gallischen »Territorialstaats«, sondern u. a. auch der Freund der schönen Künste und – der fromme Ulrich Rösch. Bereits im Aufsatzband (»Ulrich Rösch. St. Galler Fürstabt und Landesherr«. Hg. von Werner Vogler. 1987) hatte Peter Ochsenbein (S. 31–64) »Das persönliche Gebetbuch von Abt Ulrich Rösch« vorgestellt und ausführlich beschrieben, eine Beschreibung, die im übrigen bei wissenschaftlicher Befassung mit dem als Cod. Einsid. 285 heute in der Bibliothek jenes Innerschweizer Klosters verwahrten Gebetbuch auch nach der hier vorzustellenden Edition weiterhin konsultiert werden sollte. Den Hauptteil dieses 1472 für Abt Ulrich persönlich geschaffenen Werkes, eines im übrigen kleinformigen, 16 cm in der Höhe und 11,5 cm in der Breite messenden Pergamentbändchens nimmt ein hier erstmals edierter heilsgeschichtlicher Meditationszyklus ein. In ihm korrespondiert jeweils ein Bild (rechts) mit einem Gebet (links). Sein im übrigen von dem Wiblinger Mönch Simon Rösch, einem – trotz dem gleichen Nachnamen – mit Abt Ulrich offenbar nicht verwandten gebürtigen Markdorfer, geschriebener, nicht aber auch von diesem illuminiertes Text, beruht letztlich auf den Texten des frühestens um 1175–80 geschaffenen Hildegard-Gebetbuchs und des etwa gleichzeitigen Lilienfelder Andachtsbuchs, ohne diese beiden hochmittelalterlichen Gebetsbuchtexte indessen als unmittelbare Vorlage genommen zu haben. Das Bemerkenswerte an dem von dem einen

Rösch für den anderen Rösch geschaffenen Werk ist aber eben diese Wiederaufnahme der Tradition zweier hochmittelalterlicher mönchischer Meditationszyklen.

Es ist das Verdienst Peter Ochsenbeins, daß er als St. Galler Stiftsbibliothekar und exzellenter Kenner spätmittelalterlicher Gebetsbuchliteratur diese über die Zisterzienserabtei Wettingen schließlich nach Einsiedeln abgewanderte St. Galler Handschrift und vor allem eben deren Meditationszyklus – gestützt auf seine frühere, einläßliche Untersuchung – vorstellt, daß er sodann Anton von Euw als ausgewiesenen Kenner mittelalterlicher Handschriften-Illumination die Bilder kunsthistorisch zu beurteilen veranlaßt hat, mit dem Ergebnis, daß man den Illustrator im Umfeld der Ulmer Buchdrucker jener Zeit wird suchen müssen, daß er des weiteren den Einsiedler Abt Georg Holzherr die dem Röschschen Meditationszyklus zugrunde liegende Gebetslehre des 12. Jhs. hat erläutern und den Einsiedler Pater Gregor Jäggi eine Edition der lateinischen Gebetstexte hat vorlegen lassen. Hinzu kommt dann aber als entscheidender Beitrag im zweiten Halbband die Veröffentlichung sämtlicher Bilder des Zyklus und die wiederum Abt Gregor Holzherr zu verdankende Übertragung der lateinischen Gebetstexte ins Deutsche. Die geradezu bibliophile Ausstattung, die man dieser kommentierten Edition und Übersetzung hat angedeihen lassen, ist besonders lobend hervorzuheben.

*Helmut Maurer*

PETER SCHUSTER, *Der gelobte Frieden. Täter, Opfer und Herrschaft im spätmittelalterlichen Konstanz*. 187 Seiten. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1995. DM 24,80

Anzuzeigen ist ein neuer Band in der Weißen Reihe des Universitätsverlages Konstanz. Die in den letzten Jahren in rascher Folge erschienenen kleinen weißen Bändchen dürften inzwischen zahlreiche Freunde gefunden haben, werden hier doch unterschiedliche Themen aus der Geschichte der Region von Kennern der jeweiligen Materie ausgebreitet – wissenschaftlich fundiert, aber nicht nur an Spezialisten und Fachkollegen, sondern an einen größeren Leserkreis gerichtet. Hier dürfte mit Sicherheit auch das Thema des vorliegenden Bandes, nämlich Kriminalität und Justiz in der spätmittelalterlichen Stadt, dargestellt am Beispiel von Konstanz, auf Interesse stoßen.

Ausgehend von der – nicht ganz neuen – These, daß Strafverfolgung im Spätmittelalter im Unterschied zu heute nicht primär der gerechten Bestrafung eines individuellen Verbrechens diene, sondern vor allem von der Idee des Friedens geleitet war, entwirft Schuster ein ganzes Kaleidoskop größerer und kleinerer Verbrechen und Vergehen im Konstanz des 15. Jahrhunderts. Verletzung des Rechts als Friedbruch, Strafverfolgung und Justiz als Versuch, den gebrochenen Frieden wiederherzustellen – das sind die Leitmotive des Buches. Die hervorragende Konstanzer Überlieferung erlaubt es Schuster, seinen Lesern die ganze Bandbreite abweichenden Verhaltens und ihrer Folgen vorzuführen: vom verbalen Schlagabtausch über das »Standarddelikt« des Messerzückens bis hin zu Mord; nur relativ selten muß er dabei auf Nicht-Konstanzer Quellen und Beispiele ausweichen.

Zunächst stellt Schuster zwei exemplarische Lebensläufe von straffällig gewordenen Bürgern vor, und zwar je einen Vertreter aus der Unter- und der Oberschicht. Anschließend wird, dem Gang des Verfahrens von der Rechtsetzung über die Strafverfolgung bis zum eventuellen Gnadeneweis folgend, die ganze Fülle des Materials ausgebreitet. Auf diese Weise entsteht ein buntes Mosaik städtischen Lebens, ohne daß darüber der thematische Zusammenhang verlorengeht. Schuster schildert die Geschehnisse mit viel Liebe zum Detail (und manchmal etwas zu viel Liebe zum nicht immer ohne weiteres verständlichen Zitat), seine Sympathie gehört unverkennbar besonders den »kleinen« Delinquenten. Wenn er allerdings seinen Vertreter der Unterschicht, Bertschi Brüttel, vertraulich (aber nicht durchgehend) »Bertschi« nennt, während er bei dessen höhergestelltem Gegenpart Konrad Stickel explizit auf eine solch familiäre Anrede verzichtet, dann erscheint diese Anbiederung doch wieder als – von Schuster sicherlich nicht beabsichtigte – Geringschätzung der sogenannten »kleinen« Leute, denen so auch vom modernen Historiker nicht der gleiche Respekt gezollt wird wie von ihm mehr oder weniger großen Herren.

Obwohl es nicht primär Schusters Anliegen ist, quantitativ-statistische Aussagen über das Ausmaß der Gewalt im Spätmittelalter zu machen, nennt er doch dankenswerterweise immer wieder Zahlen über das Vorkommen einzelner Delikte, das Ausmaß der Strafen etc. und ermöglicht so eine zahlenmäßige Einordnung der von ihm erzählten Geschichten und Episoden. Dabei geht es ihm auch darum, das immer noch nicht ganz ausgerottete Bild vom impulsiven Menschen des Spätmittelalters, der in einer gewalttätigen Zeit lebte, zu widerlegen. Dies gelingt ihm überzeu-

gend, wenn er z. B. darlegt, daß das so weit verbreitete Messerzücken (das in eine Messerstecherei münden konnte, aber nicht mußte) zumeist keine irrationale, unvorhersehbare Gewalteruption war, sondern daß dem im allgemeinen eine Vorgeschichte zugrunde lag, die, einem vergleichsweise standardisierten Ritual folgend, von der verbalen Auseinandersetzung langsam zur Gewaltandrohung eskalierte.

Freilich stellt sich – insbesondere im Schlußkapitel – manchmal die Frage, ob Schuster nicht ins andere Extrem verfällt und zu einer leicht idealisierten Sicht der spätmittelalterlichen Gesellschaft und ihrer Konfliktregelungsmechanismen neigt. Wenn es auch richtig ist, daß die dargestellten Regelverletzungen »eine Kultur der Konfliktbeilegung im nachbarschaftlichen oder beruflichen Umfeld, die privat und ohne Gerichte auskam«, dokumentieren (S. 155f.), so wird hier vielleicht doch etwas zu viel Harmonie suggeriert, indem die Begriffe »privat« und »ohne Gericht« ohne weiteres Hinterfragen positiv belegt werden. Wenn Schuster die von ihm geschilderten Mechanismen der Strafverfolgung, aber auch die Minderung von Strafen damit in Verbindung bringt, »daß sich unter Bürgerschaft und ansässigen Einwohnern ohne Bürgerrecht kaum kriminelle Karrieren entwickelten« (S. 151), auch weil »der Rat die Delinquenten nicht sozial ausgrenzte« (ebd.), so steht dies im Widerspruch zu der von Schuster selbst einige Seiten später gemachten Aussage, daß das Recht »in Gestalt der Hochgerichtsbarkeit ... auch der Ausgrenzung und Tötung jener Delinquenten [dient], die nach dem subjektiven Empfinden der Gesellschaft die soziale Balance gefährdeten« (S. 156). Und diese schweren Strafen griffen z. B. auch bei Diebstahl, nach heutiger Vorstellung wohl das »Einstiegsdelikt« einer kriminellen Karriere.

Ein eigenes Kapitel befaßt sich mit Frauen als Täterinnen (als solche wurden sie vor allem in verbalen Auseinandersetzungen aktenkundig) und Opfern, in diesem Fall geht es nicht zuletzt um den Bereich der Sexualstraftaten. Schuster kann diesem Bereich für seinen Untersuchungszeitraum nur vier Straftaten eindeutig zuordnen, eine auch von ihm als bemerkenswert niedrig eingestufte Zahl: zwei versuchte Vergewaltigungen, einen Versuch eines Geschlechtsverkehrs mit einem jungen Mädchen und eine Vergewaltigung einer Stieftochter. Die geringe Zahl von Fällen und die Art der vom Rat geahndeten und also von Schuster gefundenen Vergehen läßt freilich vermuten, daß es sich hier um ein Überlieferungsproblem infolge der richterlichen Zuständigkeiten handeln könnte. Geschlechtsverkehr mit nicht verheirateten Frauen oder Mädchen wurde von Männern wohl nicht selten mit einem Heiratsversprechen »erschlichen«, zumindest behaupteten die Betroffenen das im nachhinein, insbesondere dann, wenn der Geschlechtsverkehr zu einer Schwangerschaft geführt hatte – in jedem Fall gehörte der Kasus vor das geistliche Gericht und nicht vor den Rat. Gleiches gilt, wenn mindestens einer der Beteiligten verheiratet war, es sich also um Ehebruch handelte. Wohl nicht zufällig war es in drei der von Schuster angeführten Fälle nicht zum Geschlechtsverkehr gekommen; bestraft wurde hier allein die Gewalttätigkeit des Vorgehens – und diese Fälle gehörten in die Zuständigkeit des Rats. Die Klärung dieser Frage ist freilich schwierig, da die Überlieferung des geistlichen Gerichts des Konstanzer Bischofs, die Offizialatsprotokolle, nur für 1430 (und dann erst wieder ab 1518) erhalten ist. Da etwaige finanzielle Folgen außerehelichen Geschlechtsverkehrs vor dem Rat verhandelt wurden, ließen sich auf diesem Wege in den Ratsprotokollen eventuell zumindest Vergewaltigungen mit nachfolgender Schwangerschaft greifen – leider gibt Schuster nicht an, ob er die Ratsprotokolle auch auf solche Fälle hin durchgesehen hat. Diese Anfragen sollen freilich nicht verdecken, daß es sich hier um ein höchst lesenswertes und auch gut lesbares Buch handelt. Eine kleine Anmerkung zum Schluß (auch im Hinblick auf eine dem Buch zu wünschende zweite Auflage): Versehen wie »Radolfszell« (S. 36) oder »Wolmatingen« (S. 135 und 136) sind dem ortsfremden Autor ohne weiteres nachzusehen, hätten einem Lektor eines ortsansässigen Verlages aber nicht entgehen dürfen; entsprechendes gilt für die Charakterisierung von Tettng als »benachbartes Städtchen« (S. 22).

Bettina Braun

PASCALLE SUTTER, »Arme Siechen«. *Das St. Galler Siechenhaus Linsebühl im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit* (St. Galler Kultur und Geschichte 26, S. 5–267). St. Gallen 1996. sfr 65.–

Die Hospitäler waren über viele Jahrhunderte hinweg die bei weitem bedeutendsten sozialen Einrichtungen in den Städten des alten Europa. Entsprechend groß war und ist das Interesse der geschichtswissenschaftlichen Forschung an diesen Institutionen; auch zu den Spitälern des Bodenseeraums liegt mittlerweile ein erfreulicher Bestand an Literatur vor. Demgegenüber fanden die

Versorgungshäuser für Aussätzige, die Leprosorien oder Siechenhäuser in der Region um den See bisher eher weniger Beachtung.

Mit der vorliegenden Darstellung, die als Lizentiatsarbeit bei Prof. Hans-Jörg Gilomen in Zürich entstand, leistet die Autorin, Pascale Sutter, nun einen wichtigen Beitrag zur Erforschung der Siechenhäuser im Bodenseeraum. Obwohl Sutter in der Einleitung ihr primär sozial- bzw. alltagsgeschichtliches Interesse betont, wird die Untersuchung doch gleichermaßen auch den wirtschafts- und verwaltungsgeschichtlichen Aspekten des St. Galler Siechenhauses am Linsebühl gerecht. Gerade dies macht den besonderen Reiz der Beschäftigung mit Hospitälern, Siechenhäusern und ähnlichen Einrichtungen aus, daß ihre Geschichte auch Einblicke in die verschiedensten Bereiche einer Stadt und ihres Umlandes ermöglicht.

Nach einem Überblick über die allgemeine Forschungslage, über die Entstehung des Hauses (Gründung bereits vor 1219) und einer baulichen Beschreibung zeichnet die Autorin den Weg der Aussätzigen nach, den diese vom Auftreten der ersten Krankheitssymptome bis zum Eintritt ins Siechenhaus zu beschreiben hatten. Die erste und entscheidende Station war die Siechenschau, bei welcher der Verdacht auf eine Lepraerkrankung durch sachkundige Personen verifiziert oder falsifiziert wurde. Diese Schau fand im Spätmittelalter für das Schweizer Gebiet des Bistums Konstanz zentral in Kreuzlingen statt. Ausführlich kommen die verschiedenen Aspekte der Schau zur Sprache: die Zusammensetzung der Schaukommission, Schaukosten, Schauwiederholungen oder Mißbräuche.

Zu den wichtigsten Quellen, auf denen die Arbeit von Sutter fußt, gehören neben den Jahresrechnungen die beiden Siechenhausordnungen von 1502 und 1541. Diese zeigen, wie das tägliche Leben der Leprosen geregelt war, welchen vielfältigen Beschränkungen, z. B. auch in sexueller Hinsicht, die Kranken unterworfen waren und wie sie von der Außenwelt abgeschirmt wurden. Für das 16. Jahrhundert konstatiert die Autorin dabei eine zunehmende Liberalisierung des Siechenrechts. Eine große Rolle im eher eintönigen Alltagsleben der Siechen spielte zweifellos die Ernährung und der Weinkonsum. Auffällig ist die außerordentlich reichhaltige, durch einen großen Fleischanteil gekennzeichnete Verpflegung im Linsebühl-Haus, welche mit dem Niveau einer spitalischen Herrenpfürnde vergleichbar war. Interessant sind die Vergleiche, die Sutter immer wieder zu den Verhältnissen im Stift-St. Gallischen Siechenhaus zu Bruggen zieht; hier war das allgemeine Versorgungsniveau deutlich niedriger. Die Zahl der Siechenhausbewohner am Linsebühl blieb im Untersuchungszeitraum ziemlich niedrig: im Durchschnitt waren es etwa 8 Personen, was auf einen Anteil von Leprosen an der St. Galler Einwohnerschaft von ca. 0,16/0,17% hinweist.

Die Siechenhausverwaltung durch Rat, Pfleger und das Hauspersonal weist am vorliegenden Beispiel keine Besonderheiten auf; die Autorin nutzt das Quellenmaterial jedoch für eine detaillierte Lohnanalyse der Unterbediensteten. Personengeschichtlich wertvoll für die St. Galler Sozialgeschichte des 16. Jahrhunderts ist die Liste aller Pfleger und Aussermeister bis 1616, welche im Anhang wiedergegeben ist. Sutter zeigt die Verflechtung dieser Führungseliten in das Ämterwesen von Stadt und Zünften.

Das Siechenhaus war nach dem Heilig-Geist-Hospital die ökonomisch bedeutendste Institution der Stadt St. Gallen. Entsprechend ist der Wirtschaft ein umfangreiches Kapitel gewidmet, wobei die Quellenlage mit einem Urbar und zahlreichen Rechnungen für das 16. Jahrhundert recht günstig ist. Für den Zeitraum von 1509 bis 1600 analysiert die Autorin Struktur und Umfang der Einnahmen und Ausgaben. Den Löwenanteil bei den Einkünften bildeten Erlöse aus den Milchverkäufen der Eigenwirtschaft plus Geldzinsen (21%), aus Weinverkäufen (17%), aus Pfründen (12%) und aus Viehverkäufen (10%). Bei den Ausgaben schlugen die Kosten für Renten und Güter (20%) und für Löhne (13%) am stärksten zu Buche.

Neben eigenbewirtschaftetem Besitz direkt am Linsebühl verfügte das Haus über rund hundert weitere Zinseinkünfte von Gütern vor allem nördlich von St. Gallen und im Rheintal; von letzteren deckte es seinen Weinbedarf. Auf die Weinwirtschaft und den Weinverbrauch geht die Autorin besonders ausführlich ein. Im Auf und Ab der wirtschaftlichen Entwicklung des Hauses findet Sutter deutliche Parallelen zur allgemeinen ökonomischen Entwicklung der Stadt St. Gallen im 16. Jahrhundert.

Insgesamt ist es der Autorin gelungen, dem Leser ein anschauliches und buntes Bild vom Leben und Wirtschaften im Siechenhaus Linsebühl für das 15. und 16. Jahrhundert zu vermitteln. Nach den Arbeiten von Marcel Mayer und Stefan Sonderegger liegt mit dieser Darstellung nun ein weiterer erfreulicher Beitrag zur Geschichte der sozialpolitischen Einrichtungen in der Stadt St. Gallen vor.

OSKAR VASELLA, *Geistliche und Bauern. Ausgewählte Aufsätze zu Spätmittelalter und Reformation in Graubünden und seinen Nachbargebieten*. Hrsg. von Ursus Brunold und Werner Vogler. X, 772 Seiten. Verlag Bündner Monatsblatt/Desertina AG, Chur 1996. DM 108,-, sfr 98,-

Neben Peter Liver gehört V. zu den besten Kennern der Geschichte Graubündens der letzten Generationen, in seinem Wissen über die Reformationszeit der Region ist er bis heute unübertroffen. Insofern ist es außerordentlich zu begrüßen, daß seine besonders in Deutschland schwer zugänglichen Aufsätze in einem Band zusammengefaßt wurden. Die Republikation ist sowohl formal wie inhaltlich hervorragend gelungen. Die Aufsätze werden in faksimilierter Form geboten (mit zusätzlich neuer Seitenzählung), können also auch nach den alten Vorlagen und Drucken zitiert werden. Das ist ein deswegen empfehlenswertes Verfahren, weil so die möglichen Mißverständnisse, bei den Arbeiten handele es sich um Publikationen des Jahres 1996, vermieden werden. In der Tat sind sie mehrheitlich vor rund 50 Jahren entstanden. Vasella ist 1966 gestorben.

Den Inhalt der Aufsätze umschreibt der Titel des Buches präzise. V. hat in immer neuen Anläufen die Reformation in Graubünden untersucht. Angesichts der bäuerlichen Prägung des Raumes ist eine Reformationgeschichte in der Tat eine solche von Geistlichen und Bauern. Aus V.s Feder stammt ein bemerkenswerter Beitrag zum Bauernkrieg in Graubünden (S. 133–197), der lange seine verdiente Würdigung nicht gefunden hat, weil er zeitlich (1940) nach der großen, die Interpretation für Jahrzehnte prägenden Bauernkriegsmonographie von Günther Franz (1933) erschienen ist und somit in ihr nicht verarbeitet werden konnte. V. konnte zeigen, daß die Konstituierung des Freistaats der Drei Bünde auch durch den Bauernkrieg gefördert wurde, was zu einer neuen Interpretation seiner Bedeutung für die Alpenländer insgesamt geführt hat. Der Bauernkrieg ist dort, bedingt durch bauernfreundliche Landesordnungen in Tirol und Salzburg, eine Erfolgsgeschichte. Damit rückt auch die Reformation selbst in engsten Zusammenhang mit dem Verfassungswandel, denn die bäuerliche Bewegung in Graubünden hatte stark antiklerikale Züge. V. zeigt, wie dem Bischof von Chur 1524 die Herrschaftsgewalt entzogen wurde (S. 263–283) und während der folgenden Jahrzehnte die langsame Umwandlung eines Reichsstifts in eine Republik erfolgte (S. 284–369). Das wurde eingeleitet durch die Ilanzer Artikelbriefe von 1524 und 1526 (S. 122–132), die eine eigentümliche Mischung von Beschwerden und Verfassungsdokumenten darstellen und darüber hinaus in der Geschichte der Disputationen der Reformation eine Rolle spielen.

Hingewiesen wurde hier nur auf solche Beiträge, die Bedeutung auch über Graubünden hinaus haben. Daß sie und die übrigen Artikel nicht überholt sind, erklärt sich aus ihrer Quellennähe und ihrem regestenähnlichen Charakter. Das macht sie auch heute noch für die Forschung unentbehrlich.

Peter Blicke

BEATE SCHUSTER, *Die unendlichen Frauen. Prostitution und städtische Ordnung in Konstanz im 15./16. Jahrhundert*. 225 Seiten mit 11 Abb. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1996. DM 24,80

»Die unendlichen Frauen« ist der Titel eines Buchs über die Geschichte der Prostitution zwischen Mittelalter und Neuzeit. Und es ist ein Buch, das deutlich macht, daß die Geschichte der Prostitution eingebunden ist in den großen Prozeß der Vergesellschaftung der Menschen, der Machtkonsolidierung städtischer Obrigkeit, der Moralisierung der Gesellschaft, der Institutionalisierung der Ehe als erster Ordnung des Gemeinwesens. Nach Lyndal Ropers 1995 auf deutsch erschienener Untersuchung »Das fromme Haus« ist diese Studie ein erneuter Beleg für die prägende Kraft der Geschlechterbeziehungen auf allen Ebenen frühneuzeitlicher gesellschaftlicher Organisation. (Lyndal Roper: *Das fromme Haus. Frauen und Moral in der Reformation*. Frankfurt a. Main/New York 1995).

Begriffesemantisch und wirkungsgeschichtlich geht Beate Schuster der Frage nach, welche »Vorstellungen« (S. 16) die Konstanzer Stadtbürgerlichen von Prostitution hatten. Anhand sich wandelnder Begrifflichkeiten aus städtischen Ratsbüchern wie »arme Fräulein,« »unendliche Frauen« und »Hure,« zeichnet sie den Prozeß nach, der wechselnde sexuelle Beziehungen von Frauen zu Männern von einer moralischen Sünde zu einer gesellschaftlichen Ordnungskategorie werden läßt. Die praktische Umsetzung gesetzlicher Ratsdekrete verweist dabei auf den Stellenwert, den

die »Dirnenpolitik« im Rat hatte. Prostitution und das, was im Verlauf der Entwicklung als solche etikettiert wird, wird damit zum sozialhistorischen Fokus auf die Etablierung städtischer Ordnung in Konstanz.

Der Begriff der »unendlichen Frauen« ist in Beate Schusters Studie symptomatisch für den gesellschaftlichen Wandel: uns heute völlig unbekannt, bezeichnet er im 15. Jahrhundert Frauen, »deren nicht-eheliche Beziehungen zu Männern so häufig wechselten, daß es den Anschein hatte, sie würden nie ein Ende finden.« (S. 7). So wird der häufige Partnerwechsel der Frauen betont. Der zum Ende des 15. Jahrhunderts durchweg verwendete Begriff der »Hure« verweist dann nur noch auf die Gewerbsmäßigkeit ihres unmoralischen sexuellen Verkehrs.

Einleitend schildert Beate Schuster knapp die zeitgenössische Sichtweise auf das bis heute berühmte-berühmte Konstanzer Konzil, das auch nach über 550 Jahren noch assoziativ mit klerikaler und weltlicher Sittenlosigkeit verbunden ist, wie die vor einigen Jahren aufgestellte Statue im Konstanzer Hafen verdeutlicht. Dann folgen Kapitel, deren Überschriften die in den Ratsprotokollen ablesbare Diskussion um eine moralische Erneuerung der Gesellschaft charakterisieren. Von den »armen Fräulein« in Kapitel 2 bis zu »Hurerei« und »Unzucht« in Kapitel 9 reicht die Spannweite des Prozesses, an dessen Ende die Institution Ehe als einzig legitimer Ort der Geschlechterbeziehung etabliert ist. Den Abschluß bildet ein ebenso ungewöhnliches wie sinnlich ansprechendes Nachwort: 11 moralisch-didaktisch angelegte Holzschnitte mit ausführlichen Bildbeschreibungen visualisieren das von Schuster herausgearbeitete »Bemühen um moralische Reform« als zentrales zeitgenössisches Medien-Thema.

Die Reglementierung unehelicher Geschlechterbeziehungen wird im Verlauf des 15. Jahrhunderts vom Rat zum Instrument einer Politik, deren oberstes Ziel die Wahrung des Stadtfriedens ist. Mit einer Reihe ordnungspolitischer Regelungen – der Ahndung körperlicher Verletzungen gegen Prostituierte, der Etablierung von Bordellen, die schließlich in städtische Hände übergehen und der örtlichen Konzentration der alleinlebenden Frauen in das unbeliebte und ungesunde Randgebiet der Stadt, dem Ziegelgraben – festigt sich die Stellung des Rates als gesetzgebender Obrigkeit (Kapitel 2–6). Als »Zugeständnis« an die Bürger der Stadt, so interpretiert es Schuster, übernimmt er dafür – fallweise – die moralische Abwertung, mit der die seßhaft in der Stadt Lebenden sich gegen die Randständigen und Fahrenden abgrenzten, zu denen großteils auch die Prostituierten und ihre Zuhälter gehörten (S. 40). Unehelicher sexueller Verkehr ist zwar unmoralisch, aber erlaubt, strikt eingehaltene gesetzliche Ausnahmen sind die hohen kirchlichen Feiertage. Das zentrale siebte Kapitel entwickelt dann unter der Überschrift »die unendlichen Frauen« den vorläufigen Endpunkt des Wandels. Ehebruch und wechselnde Beziehungen gefährden fortan nicht mehr nur die sündhafte Seele, sondern stören empfindlich die solcherart gefestigte Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Stadt. Nun entwickeln die Ratsherren rechtliche Verordnungen, die nicht mehr nur den Stadtfrieden wahren, sondern außerdem auf der Basis sittlicher Normen die Ehe schützen sollen. Eine »Haushurensteuer« macht alle alleinstehenden Frauen zu »Huren«, als Prostituierte arbeitende Frauen können von ihren Eltern enterbt werden und ihnen wird das Bürgerrecht verweigert. Doch auch jetzt noch, das entwickelt Schuster aus der inkonsequenten Straf- und Verfolgungspraxis der Stadt, war dem Rat der Frieden als Fundament städtischer Ordnung wichtiger als die Moral. Das nachlässige Bemühen, die neuen Statuten durchzusetzen, interpretiert sie als Zeichen einer »Modeströmung«, der der Rat gefolgt sei, »ohne von ihrer Bedeutung für das städtische Zusammenleben überzeugt zu sein« (S. 143). Nicht die Abschaffung der Prostitution stand auf der Tagesordnung, sondern die mit den Statuten demonstrativ kenntlich gemachte Kontrollfunktion des Rates.

So war auch der protestantischen Sittenzucht, die Ambrosius Blarer seit 1520 in der Stadt zu verankern suchte, in Konstanz kein nachhaltiger Erfolg beschieden. Zwar »beschleunigte und verstärkte« sie zuerst den Trend nach sittlicher Erneuerung, der bereits in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts begonnen hatte (S. 137). Nun erlaubte die reformatorische Theologie, »die Maximen der neuen Sittlichkeit mit göttlichen Geboten zu begründen und zu einer widerspruchsfreien Ordnungsvorstellung zusammenzufassen« (S. 136). Sichtbarster Ausdruck war die Abschaffung des städtischen Frauenhauses. Doch beschreibt Beate Schuster in der abschließenden Zusammenfassung in Kapitel 10 die moralische Reform nur als kurzlebiges Experiment, von dem sich der Rat bald wieder abkehrte. Eigentlicher Motor der Ratsbemühungen bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts, so das Fazit, waren »Bestrebungen nach Abgrenzung von Außenseitern« (S. 146). Mit der nun erstmalig gegebenen Information, neben den »unendlichen Frauen [wurden] auch fremde Bettler und Zigeuner aus der Stadt getrieben« (S. 149), soll die These gestützt werden, daß

»die neue Moral in Konstanz zur Begründung der Ausgrenzung von Randständigen [diente]« ((S. 150). Die sittliche Erneuerung der Geschlechterbeziehungen war dann »nur« das Instrument, mit dem sich Rat und bürgerliche Bevölkerung gegen ihre ländliche Umgebung abgrenzten. Diese recht unvermittelt angestellte spannende Schlußüberlegung wäre durch konkretere Informationen und Überlegungen, auch bereits in den vorangegangenen Kapiteln, nachvollziehbarer geworden.

Mehr Details und genauere Hinweise hätte ich mir auch an anderen Stellen gewünscht. Das Buch, eine Kurzfassung der 1995 erschienenen Dissertation von Beate Schuster »Die freien Frauen,« zeigt leider deutlich die Schwierigkeiten auf, aus einem umfangreichen wissenschaftlichen Werk ein Buch zu machen, das auch Laien ansprechen soll. Insgesamt ist es recht undurchsichtig gegliedert. Der »rote Faden« ist oft unsichtbar und erschwert den Zugang zu einem Inhalt, der mit seinem übergreifenden, strukturellen Rahmen mehr ist als eine leicht verdauliche Geschichtenerzählung. Der umfangreiche Anmerkungsapparat nützt wenig, wenn fast alle verifizierend angelegten Verweise auf eben jene Dissertation zurückführen. Für wissenschaftlich Interessierte machen sie deutlich, daß nur das »Original« verwendbar ist; für historisch interessierte Laien bieten sie keine Erklärungshilfen. Hilfreich wären stattdessen kulturhistorische Erklärungen von Begriffen wie Hussiten, Schisma, Rügebräuche oder des bis weit ins 14. Jahrhundert üblichen Frauenverkaufs gewesen. Wörter des heutigen Sprachgebrauchs wie »Freundin« (S. 84) und »Lebensgefährtin« (S. 83) sind in diesem Kontext wiederum zu modern, als daß sie unkommentiert verwendet werden könnten. In unentschlossener Zwitterstellung bleibt das Buch auch, wenn einfache Daten, wie etwa die Jahreszahlen des Konstanzer und Basler Konzils nicht geliefert werden. Manche nur schwer nachvollziehbare Schlußfolgerungen entstammen vielleicht zu großen Kürzungen (die Gegenüberstellung einer »urbanen Moral« gegen die »kulturelle Rückständigkeit Deutschlands« auf S. 24, der Zusammenhang von städtischen Bediensteten und »Frauenwirt« und die Interpretation des Rügebrauchs auf S. 68 befriedigten meine Neugier nicht). Mit diesen kritischen Anmerkungen möchte ich hauptsächlich den Universitätsverlag Konstanz ansprechen, dem Konzept seiner Reihe »die weiße Bibliothek« ein eindeutigeres Lektorat zuzuordnen. Seinen Anspruch, wissenschaftliche Untersuchungen in die Region zurückzubinden, halte ich für sehr wichtig. Lokalgeschichtlich verortet, erhalten komplexe historische Wandlungsprozesse größere Plausibilität. Hier werden gesellschaftliche Entwicklungen faßbar und nachvollziehbar, die sonst leicht als außerhalb menschlicher Mitwirkung stehend wahrgenommen werden. So wünsche ich dem Buch dennoch viele interessierte Leserinnen und Leser, die der Geschichtlichkeit von Geschlechterbeziehungen und Moralität in ihrer Region nachspüren wollen.

Gesa Ingendahl

CHRISTINE ROLL, *Das zweite Reichsregiment 1521–1530* (Forschungen zur Deutschen Rechtsgeschichte 15). XL, 592 Seiten, Böhlau Verlag, Köln, Weimar, Wien 1996. DM 158,-

Das zweite Reichsregiment gehört zu den verfassungsgeschichtlichen Erscheinungen des Alten Reiches, über die wir, trotz ihrer unumstrittenen historischen Bedeutsamkeit, wenig wissen. Diesem Mißstand abgeholfen zu haben ist das Verdienst der von Horst Rabe betreuten Konstanzer historischen Dissertation. Roll hat die Grundlagen gelegt, auf denen die fundierte Untersuchung der Reichs- und Reichsreligionspolitik des Regiments erst geleistet werden kann.

Die Verfasserin hat es sich zum Ziel gesetzt, die »Funktion des Regiments im politischen System des Reichs und im politischen System Kaiser Karls V.« (8) zu bestimmen. Auf breiter Quellengrundlage, wobei den Beständen des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs eine Schlüsselrolle zukommt, bedient sie sich methodisch des Instrumentariums, das die deutsche Verfassungsgeschichtsschreibung seit den 1970er Jahren erarbeitet hat. So wird die Analyse der institutionellen Rahmenbedingungen, der Regimentsordnung von 1521, sozialgeschichtlich erweitert, indem die personelle Struktur des Reichsregiments zum Gegenstand der Untersuchung gemacht wird.

Konsequent spiegelt der Aufbau der Arbeit die methodischen Vorgaben: Im ersten, bei weitem umfänglichsten Teil wird die Regimentsordnung in umsichtiger Auseinandersetzung mit der Forschung in ihren historischen Kontext eingebettet. Indem andere Reichsinstitutionen wie erstes Reichsregiment (1500–1502), Reichstag und kaiserliches Kammergericht, vergleichend in die Betrachtung einbezogen werden, gelingt es, den Platz des zweiten Reichsregiments in der verfassungsgeschichtlichen Entwicklung des Reiches präzise zu orten. Knapp gehalten ist der zweite Teil, der sich mit dem »Sturz« des Regiments auf dem Nürnberger Reichstag 1524 befaßt, der – zu

Unrecht – oftmals mit dem Ende des zweiten Regiments gleichgesetzt wurde. Im dritten, der personellen Struktur gewidmeten Teil der Dissertation wird untersucht, in welchem Umfang diejenigen Reichsstände, die das Regiment kontinuierlich zu besetzen hatten (Kurfürsten, Reichskreise, die Prälaten, Herren und Grafen und der Kaiser), tatsächlich am Regiment präsent waren. Das besondere Augenmerk gilt dabei der Frage, »welche Beziehungen – Loyalitäten – zwischen dem einzelnen Regimentsrat und der ihn ins Regiment verordnenden Instanz bestanden« (S. 230). Aus dieser Gruppe wiederum werden die 33 Personen, die mindestens ein Jahr lang am Regiment tätig waren, einer detaillierteren prosopographischen Analyse unterzogen. Ein Ergebniskapitel und ein umfangreicher, vor allem die Biographien der 33 Langzeitregimentsräte enthaltender Anhang schließen die Untersuchung ab.

Unmöglich ist es, in der gebotenen Kürze die Fülle der Ergebnisse vorzustellen. Aufgezeigt zu haben, daß das zweite Reichsregiment weit weniger als in der bisherigen Forschung meist angenommen, eine reichsständische als eine kaiserliche Veranstaltung war, ist meines Erachtens der wichtigste Ertrag der vorliegenden Studie. Der große Einfluß der Habsburger im Reichsregiment beginnt bei den Wormser Verhandlungen über die Regimentsordnung von 1521, setzt sich fort über die seit 1524/25 immer mehr an Gewicht gewinnende Position des Statthalters, des kaiserlichen Bruders Erzherzog Ferdinand, und spiegelt sich in der personellen Zusammensetzung des Regiments, die von der habsburgischen Klientel dominiert ist. Es waren die Habsburger, die die »strategischen Offenheiten« (S. 11) der Regimentsordnung in ihrem Sinn auszugestalten vermochten: und dies hieß, daß sie danach strebten, in der Person Erzherzog Ferdinands die reichliche Präsenz des Kaisers in Zeiten seiner Abwesenheit möglichst umfassend zu gewährleisten. Diesem Umstand hatte das Regiment auch sein Überleben nach 1524 zu verdanken. Zwar mußte es aufgrund der ständischen Opposition (Bayern, Pfalz, Trier, Hessen, Würzburg) einen reichspolitischen Positionsverlust gegenüber Reichstag und Reichskammergericht hinnehmen, doch die Bindung des Statthalteramtes an die Existenz des Regiments machte – in habsburgischer Perspektive – sein Überleben notwendig. Denn daß die Wahl Ferdinands zum römischen König, die, wie Kohler gezeigt hat, vom Erzherzog schon früh favorisierte Alternative zum Statthalteramt, mit erheblichen Schwierigkeiten verbunden sein würde, war 1524 ebenfalls unabweislich. Nicht zuletzt in dem finanziellen Engagement Ferdinands für das Regiment nach 1524 drückt sich die eminente Bedeutung aus, die dem Regiment für die habsburgische Reichspolitik bis zur Königswahl Ferdinands (1531) zukommen mußte. Daß Ferdinand seinen Handlungsspielraum als Statthalter nicht nur im Regiment, sondern auch gegenüber seinem kaiserlichen Bruder in der zweiten Hälfte der 1520er Jahre immer weiter auszudehnen vermochte, macht das Regiment schließlich auch noch in anderer Hinsicht zu einem wichtigen Meilenstein der Geschichte des Reiches im Reformationszeitalter. Denn im Regiment kündigte sich zum ersten Mal an, was 1556 festgeschrieben wurde – habsburgische wurde zu ferdinandeischer Reichspolitik.

Gabriele Haug-Moritz

MONIKA SPICKER-BECK, *Räuber, Mordbrenner, umherschweifendes Gesind. Zur Kriminalität im 16. Jahrhundert* (Rombach Wissenschaften – Reihe Historiae 8). 400 Seiten mit 24 Abb. Rombach Verlag, Freiburg im Breisgau 1995. DM 78,-

Das Ziel der vorliegenden Arbeit, einer 1993 abgeschlossenen Freiburger Dissertation, ist die Erforschung der Räuber- und Mordbrennerbanden des 16. Jahrhunderts, ihrer Gewalttaten, der sozialen Herkunft und biographischen Vorgeschichten ihrer Mitglieder sowie der Motive ihrer Taten, vor allem der Brandstiftungen. Die besondere Aufmerksamkeit der Verfasserin erheischt dabei die Frage nach der Wechselwirkung in einer Gesellschaft, die derartige Verhaltensweisen hervorbrachte, sie aber gleichzeitig fürchtete und bekämpfte. Die Quellengrundlage für die Untersuchung bilden vor allem Kriminal- und Prozeßakten verschiedenen Umfangs von insgesamt 160 Fällen, darunter 78 sich auf Mordbrenner beziehende. Vom Typus her handelt es sich meist um Urgichten, aber auch um Einträge in Verhörprotokollen sowie ganz allgemein um Quellen zur Bandenbekämpfung wie obrigkeitliche Mandate, Erlasse oder Flugblätter. Insgesamt wertete die Verfasserin die Bestände von insgesamt 18 Archiven zwischen Elsaß und Arlberg aus. Die beabsichtigte Beschränkung auf den ehemaligen vorderösterreichischen Raum und die darin enthaltenen Reichsstädte mußte sich geradezu zwangsläufig als nicht sinnvoll erweisen, weil sich – wie die Verfasserin feststellen konnte – Banden »nur schwer in ein präzises Untersuchungsgebiet

zwängen lassen« (S. 20). Infolge des unerwartet großen Umfangs des Materials erwies sich die ursprüngliche Absicht der Verfasserin, alle das Bandenwesen betreffenden Prozesse zu erfassen, als undurchführbar, weshalb sie sich auf die Gruppe der Mordbrenner beschränkte, die aber die übrigen für das 16. Jahrhundert typischen Bandendelikte wie Straßenraub etc. gleichsam »mitlieferten«. Folglich wurden lediglich die Mordbrennerprozesse systematisch ausgewertet, der Rest dagegen exemplarisch, der Thematik und Aussagekraft entsprechend, in die Untersuchung mit einbezogen.

Jede kriminalhistorische Untersuchung zur frühen Neuzeit, die sich nicht mit der Erforschung der damaligen Strafrechtsnormen begnügt, sondern den Kriminellen selbst ins Zentrum des Interesses rückt, steht vor dem Dilemma, daß es sich bei der zur Verfügung stehenden Hauptquelle, den Urgichten oder Urfehden, um Geständnisse handelt, die in der Regel unter der Folter erzwungen wurden. Diese mögen zwar damals, in der Annahme, daß durch die Tortur der Wille des Angeklagten nicht gebrochen werden könne, dieser folglich nur zur Aussage, nicht aber zu einer Falschaussage gezwungen werden könne, als Spiegel eines objektiv feststellbaren Tatbestandes gegolten haben. Nach heutigen Gesichtspunkten beurteilt, erfüllen sie, was den Tatbestand der strafrechtlichen Schuld betrifft, die Glaubwürdigkeitskriterien nicht.

Aus diesem Grund sei – so meint die Verfasserin – ein wie ein Kriminalist vorgehender Historiker von vornherein zum Scheitern verurteilt. So konnte in einigen Fällen gezeigt werden, wie sich gleichsam ein »Superstrat« aus Geschichten, Gerüchten und fremden Geständnissen über die Aussage eines auf der Folter Befragten legte. Zwar ist es in einigen Fällen möglich, durch Vergleiche festzustellen, daß es sich bei Teilen einer Aussage um ein derartiges »Superstrat« handelte (z. B. Kartenspielnamen). Damit ist jedoch der »wahre« Kern einer Aussage noch lange nicht bestimmt, da mit weiteren nicht identifizierten »Superstraten« gerechnet werden muß. Da es eben schlichtweg unmöglich ist, die »kriminalistischen Fehlleistungen« des 16. Jahrhunderts zu korrigieren, entschloß sich die Verfasserin, »alle in den Akten protokollierten Äußerungen zu berücksichtigen, bei besonders günstiger Quellenlage im Einzelfall etwaige »Wahrheitskriterien« zu überprüfen und das sich aus der Gesamtheit der Quellen ergebende Bild darzulegen und zu diskutieren« (S. 24). Auf diese Weise würden »zwar nicht die »Wahrheit«, die wahrhaftigen Begebenheiten im Sinne von verlässlichen, statistisch verwertbaren Fakten erfahren«, dafür aber ein Bild rekonstruiert, »das so nur im 16. Jahrhundert existieren kann«, sozusagen ein »Zugang zur Mentalität der Menschen, ihren Vorstellungen, Denkweisen, Verhaltensregeln und daraus resultierenden Handlungsweisen« gewonnen (S. 24).

Die Ergebnisse der Studie sind vielfältig: So schafft es die Verfasserin auf eindrucksvolle Weise, die Mordbrennerbanden und ihre Taten in ein gesellschafts-, sozial- und mentalitätsgeschichtliches Koordinatensystem einzuordnen. Sie konnte einen eindeutigen Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Mordbrenner und den großen politischen Auseinandersetzungen des 16. Jahrhunderts, etwa den Kriegen um die Vorherrschaft in Europa, den konfessionellen Auseinandersetzungen im Reich, die im Schmalkaldischen Krieg und im sogenannten Fürstenkrieg gipfelten, oder im nicht weniger konflikträchtigen Prozeß des Landesausbaues, nachweisen. Die Beteiligten dieser Konflikte tauchen in den Mordbrennerprozessen immer wieder als Auftraggeber auf, sei es in anonym Form als »ein Türke« oder »ein Franzose«, sei es namentlich genannt wie beispielsweise Markgraf Albrecht Alkibiades. Die Aktivitäten der Mordbrenner sind gleichsam auf der Ebene eines »verdeckten« Krieges im Untergrund anzusiedeln.

Eine weitere wichtige Wurzel der Mordbrennerbanden macht die Verfasserin im seit dem »Ewigen Landfrieden« von 1495 *de iure* verbotenen, aber *de facto* noch weiter existierenden Fehdewesen aus, das infolge des Niederganges des Rittertums seine genau geregelten Formen verlor hatte. Die Mordbrenner übten hier Mord und Raub im Auftrage eines anderen aus.

Die Grundlage des Bandenunwesens im 16. Jahrhundert bildete das große Reservoir von sozial Desintegrierten jener Zeit; Bevölkerungswachstum und Teuerungskrisen hatten zum Anwachsen der Unterschichten geführt, deren Mitglieder sich nicht selten gezwungen sahen, ihr Auskommen in der Fremde zu suchen, ein Vorgang, der sehr oft sozial desintegrierend wirkte. Die Mordbrennerbiographien zeigen einen weiteren wichtigen desintegrativen Faktor, das Rechtsmittel der Landesverweisung. Die wohl wichtigste Gruppe, aus der sich die Mordbrennerbanden rekrutierten, waren die sogenannten Gartknechte, die beschäftigungslosen Landsknechte. Sie fanden nur selten den Weg zurück in die Gesellschaft, war doch in vielen Fällen die soziale Desintegration die Ursache dafür gewesen, daß sie sich dem Kriegsvolk anschlossen. Die Gartknechte brachten einiges organisatorische *know how*, vor allem die Art der Anwerbung, aber auch die niedrige Hemmschwel-

le der Gewalt gegenüber in die Banden ein. Nicht nur für die Gartknechte, für alle sozial Desintegrierten gilt wohl, daß die Frustration über die eigene schlechte Situation einen geradezu idealen Nährboden für Gewaltbereitschaft bildete.

In eindrucksvoller Weise zeigt die Verfasserin, wie die Obrigkeit einerseits stets bereit war, sich der Banden zur Verfolgung eigener Ziele zu bedienen, wie sie diese aber gleichzeitig auch im Interesse der eigenen Sicherheit und der Sicherheit des eigenen Landes verfolgte. Die frühe Neuzeit besaß nicht das Instrumentarium, das nötig gewesen wäre, um dem Problem Herr zu werden. Im Gegenteil. Die gesetzten Maßnahmen – Aufrufe an die Bevölkerung, auf Verdächtige zu achten, die Veröffentlichung von Steckbriefen, in denen die Namen der Verdächtigen bekannt gemacht wurden und ihr Aussehen beschrieben wurde, usw. – waren eher geeignet, Angst und Hysterie zu steigern.

Die Verfasserin hat mit ihrer wirklich lesenswerten Arbeit die Forschung zum Bandenwesen, deren Schwerpunkte bislang vor allem im 17. und 18. Jahrhundert lagen, stellvertretend seien hier nur Carsten Küther und Uwe Dancker genannt, bereichert.

Wolfgang Scheffknecht

WOLFGANG DOBRAS, *Ratsregiment, Sittenpolizei und Kirchengzucht in der Reichsstadt Konstanz 1531–1548. Ein Beitrag zur Geschichte der oberdeutsch-schweizerischen Reformation* (Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte Bd. 59). 406 Seiten. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1993. DM 148,-

Bei der Arbeit von Wolfgang Dobras handelt es sich um eine überarbeitete und ergänzte Fassung seiner Dissertationsarbeit (*»Die Stadt als rechter Tempel Gottes. Untersuchungen zur reformierten Sittenzucht in der Reichsstadt Konstanz vor dem Hintergrund der oberdeutsch-schweizerischen Städtelandschaft 1531–1548«*), die 1990 von der Philosophischen Fakultät der Universität Konstanz angenommen wurde. Untersuchungsschwerpunkt ist die Entwicklung der Konstanzer Reformation in der Zeit zwischen ihrer Etablierung und dem Verlust der reichsstädtischen Freiheit 1548. Damit schließt die Arbeit die auch von Dobras konstatierte Forschungslücke der Konstanzer Stadthistoriographie zwischen den Untersuchungen Hans-Christoph Rublacks zur Einführung der Reformation und den vorliegenden Studien zur nachreichsstädtischen Zeit – mittlerweile ist hier die etwa zeitgleich entstandene Dissertation Wolfgang Zimmermanns zu nennen. Die Konstanzer Ereignisse werden jedoch nicht mikrohistorisch isoliert, sondern davon ausgehend in vergleichender Perspektive mit den Entwicklungen anderer reformierter Städte des oberdeutsch-schweizerischen Raum betrachtet. So gelangt Dobras zu einem differenzierten Urteil über »die oberdeutsche Reformation«, deren homogenes Bild nach der Lektüre dieser Untersuchung einer dringenden Korrektur bedarf.

Formal ist die Studie in drei Kapitel eingeteilt, von denen sich das erste der *»Vorgeschichte der zweiten Phase der Konstanzer Reformation«* widmet. Die besonderen Probleme der Konstanzer Außenpolitik schildert Dobras an der eigentümlichen Affinität der Kommune zu ihren eidgenössischen Nachbarn, an der Beziehung zu Österreich und dem Reich und am stets spannungsreichen Verhältnis der Stadt zu ihrem Bischof. Gerade letzteres zeigt deutlich die Verbindung zwischen städtischen Autonomieforderungen und dem Erfolg der reformatorischen Bewegung innerhalb der Stadtmauern: Die Option insbesondere der ratsherrlichen Obrigkeit für die Reformation wird hier in erster Linie als Widerstand gegen die bischöflichen Einflußnahmeversuche auf die Politik der Gemeinde gedeutet (S. 42). Die Untersuchung bietet an dieser Stelle eine knappe, aber prägnante Darstellung der Konstanzer Entwicklung von der spätmittelalterlichen Kleruskritik über die Rezeption reformatorischer Schriften und den Erfolg der Reformation bis zum Auszug der altgläubigen Geistlichkeit nach Meersburg im Jahre 1527. Dobras rekurriert dabei teilweise auf eigene Quellenanalysen, aber auch auf bereits vorliegende Forschungsergebnisse. Dabei wird insbesondere den Untersuchungen Hans-Christoph Rublacks maßgebliche Bedeutung beigemessen.

Im zweiten Teil der Arbeit (*»Ratsherrschaft und bürgerliche Genossenschaft«*) werden die Rahmenbedingungen kommunaler politischer Kultur in Konstanz seit Beginn des 16. Jahrhunderts beschrieben. Dabei rückt Dobras die verschiedenen obrigkeitlichen Institutionen sowie die sie verbindenden personalen, kommunikativen und verfahrensrechtlichen Vernetzungen in den Mittelpunkt. Folgt man dieser Darstellung, scheint vor allem die Kooperationsbereitschaft der obrigkeitlichen Gremien untereinander wesentliches Merkmal des institutionalisierten Stadtrégimentes in Kon-

stanz gewesen zu sein (vgl. z. B. S. 60–63). Allerdings tritt an dieser Stelle die Beschreibung struktureller Voraussetzungen und Probleme von Herrschaft hinter eine eher biographische Analyse der »engeren politischen Führungsschicht« zurück. Dem Autor geht es darum, »das Beziehungsgeflecht der in den 30er und 40er Jahren maßgeblichen Gruppen und Personen im Rat« zu untersuchen, denn der politische Willensbildungsprozeß sei – so die Begründung – wesentlich von »einzelnen Persönlichkeiten« geprägt worden (S. 109). Dobras ist sich bei seiner Analyse allerdings eines für die Stadthistoriographie allgemein virulenten Problems bewußt: Er verweist auf das Interesse der städtischen Führungsschicht, interne politische Parteilagen nicht in der Öffentlichkeit zu thematisieren. Ziel dieser Strategie sei es gewesen, den Eindruck einer harmonisch regierten Gemeinde zu erwecken. Quellen, die der Erforschung »politischer Parteilagen in der Führungsschicht« dienen könnten, seien aufgrund dieses dominierenden kommunalen Einmütigkeitsideals entsprechend rar (S. 67). Eine Untersuchung, die sich wie die vorliegende Studie primär mit der Selbstdarstellung der politischen Elite auseinandersetzt, vermag daher das Konfliktpotential zwischen den verschiedenen obrigkeitlichen Organen kaum zu erörtern.

Während Dobras in den ersten beiden Teilen seiner Untersuchung dezidiert Konstanzer Stadthistoriographie betreibt, werden im dritten Teil (»Die Konstanzer Zuchtordnung«) die Entwicklungen in den verschiedenen reformierten Kommunen des oberdeutsch-schweizerischen Raums während der zwei Jahrzehnte bis 1548 miteinander verglichen. Im Mittelpunkt stehen hier die vielfältigen Bemühungen, Zuchtordnungen zu etablieren. Ausgehend von einer Analyse des Konstanzer Sittenzuchtmodells von 1531, seiner Rezeptionsgeschichte wie auch den Ansätzen zu seiner Modifikation, werden die Zuchtordnungen Straßburgs, Esslingens, Memmingsens, Lindaus, Nürnbergs und Ulms, wie auch der eidgenössischen Gemeinden Zürich, Basel und St. Gallen, untersucht und miteinander verglichen. Neben der inhaltlichen Auseinandersetzung mit den Zuchtordnungen geht es Dobras auch um deren Genese, wobei hierbei wirkende Wechselwirkungen sowie deren Ursachen klar herausgearbeitet werden. Auf diese Weise erreicht Dobras eine der oberdeutschen Reformation angemessene Perspektivenvielfalt. Die Vergleichbarkeit der verschiedenen Zuchtmodelle wird dadurch gewährleistet, daß auf zwei unterschiedliche Weisen Affinitäten zwischen den Untersuchungsobjekten hergestellt werden: Erstens analysiert und vergleicht Dobras die unterschiedlichen Versuche der reformierten geistlichen Elite, in den Kommunen ihre jeweiligen Sittenzuchtvorstellungen in schriftlich fixierte Ordnungen umzusetzen. Als zweite Vergleichsfolie wird die in den Gemeinden des Untersuchungsraums sehr unterschiedliche Rezeption der vorrangig Sittenpolizei und Kirchenzucht thematisierenden »Memminger Artikel« vom Februar 1531 herangezogen.

Hinsichtlich der verschiedenen Zuchtkonzeptionen verfolgt Dobras zwei zentrale Problemstellungen mit besonderem Interesse: Zum einen werden die unterschiedlichen Regelungen und Verfahren der Matrimonialjurisdiktion an zahlreichen Beispielen untersucht. Dabei werden folgende Merkmale als Charakteristika reformierter Ehrechtsprechung herausgearbeitet: 1. Die Übertragung dieses Jurisdiktionsbereiches aus den Händen der Geistlichkeit an die weltliche Obrigkeit, 2. die Versuche der Normierung des Heiratsverfahrens und 3. die unter reformierten Verhältnissen gebotene Möglichkeit rechtmäßiger Ehescheidung. Neben diesem Aspekt der Sittenzucht wird das Problem eines reformierten Kirchenbanns, d. h. der Theorie, der Praxis und der verfahrenstechnischen Regelung der Exkommunikation in reformierten Gemeinden eingehend behandelt. Im Mittelpunkt steht dabei die Frage, »ob es eine für die oberdeutsche Reformation charakteristische Form der Zuchtübung gab« (S. 275). Dies sei – so Dobras entgegen der gängigen Forschungsmeinung – nicht der Fall gewesen. In der Untersuchung werden hinsichtlich des Umgangs mit dem Bann verschiedene kommunale Typen herausgearbeitet: 1. Kommunen, in denen eine »excommunicatio« nicht vorgesehen und eine Regelung der Bannpraxis daher auch nicht notwendiger Bestandteil von Zuchtordnungen war. 2. Kommunen, in welchen der Kirchenbann als disziplinarische Maßnahme rechtlich verankert war. Die Studie nennt hier weitere Kriterien, nach denen dieser letzte Typus nochmals differenziert werden muß: Als erstes Unterscheidungsmerkmal wird das unterschiedliche Bannverständnis aufgeführt, das sich in den verschiedenen kommunalen Sittenordnungen und -mandaten manifestierte: Welche Arten von Bann konnten ausgesprochen werden? Sollte der Bann als bloßer Abendmahlsausschluß praktiziert werden oder war damit ein Verlust bürgerlicher Ehren und Rechte verbunden? Als zweiter Differenzierungsfaktor erscheint die verfahrenstechnische Regelung des Banns. Hier wird die Frage relevant, welchem Gremium die Aufgabe zugeteilt wurde, einen Bann auszusprechen. Dobras untersucht die vorliegenden Konzepte und arbeitet deren Unterschiede sehr genau heraus. In Zürich beispielsweise wurde der gro-

Be Rat mit der Bannpraxis (S. 295 f.) betraut, während in Konstanz das eigens für die Überwachung der Sittenzucht eingerichtete Zuchtherrengremium den Bannspruch – freilich erst nach einem entsprechenden Ratsentscheid – exekutieren sollte (S. 281–285). An der Genese des Basler Bannkonzeptes demonstriert Dobras exemplarisch die Entwicklung des Kirchenbanns von der Idee einer in kirchlicher Autonomie geregelten disziplinarischen Maßnahme, über die Kompromißlösung eines zwischengeschalteten »Presbyteriums«, bis schließlich der Kirchenbann zu einem weltlich-obrigkeitlichen Herrschaftsinstrument geworden war (S. 312–324). Mit der Praxis des Kirchenbanns wird schließlich ein dritter Faktor genannt, der zu einer differenzierteren Sicht jener reformierten Gemeinden beiträgt, in denen ein Kirchenbann grundsätzlich vorgesehen war. Dobras gelingt es nachzuweisen, daß in den meisten Kommunen des oberdeutsch-schweizerischen Raums die Bannbestimmungen nur »auf dem Papier« Bedeutung hatten und so »tote Buchstaben« blieben (S. 299, S. 355). Als bekanntestes Beispiel für diesen Modus wird Zürich genannt, für das keine Fälle von Bannsprüchen bekannt sind (S. 299). In Konstanz und Basel konstatiert Dobras dagegen hinreichend Beispiele, um von einer praktischen Anwendung des Kirchenbanns sprechen zu können. Dennoch unterschied sich die Praxis auch in diesen beiden sehr ähnlichen Städten, denn in Basel sei – so der Autor – der Bann »von einer ganz anderen, wesentlich kirchlichen« Banninstitution ausgesprochen worden, als es in Konstanz der Fall gewesen sei (S. 355).

Es ist erstaunlich, daß in Dobras' Darstellung der sozialdisziplinatorische Charakter der Zuchtbestimmungen seltsam unterbelichtet bleibt. Nur an wenigen Stellen wird überhaupt auf den Zusammenhang des obrigkeitlichen Wunsches nach einer friedlichen und einheitlichen kommunalen Gemeinschaft und der »politischen Tendenz [...] zur Sozialdisziplinierung« (S. 181) oder »dem was Norbert Elias als Prozeß der Zivilisation bezeichnet hat« (S. 189) abgehoben. Dies ist sicherlich ein Manko der vorliegenden Studie, denn an dieser Stelle hätte sie einen Beitrag zur Diskussion um die verschiedenen Sozialdisziplinierungskonzepte und ihre Operationalisierbarkeit leisten können. Andererseits aber gelingt es Dobras neben der überzeugenden Darstellung der Konstanzer Verhältnisse in den Jahren bis 1548, unter der Perspektive der Sittenzucht ein neues, sehr differenziertes Bild der oberdeutschen Reformation zu entwerfen. Die unterschiedlichen Ausprägungen der Sittenzucht, auch der Praxis des Kirchenbanns in den Kommunen des deutschen Südwestens und der Schweiz dokumentieren eine unerwartete Variationsbreite »der« oberdeutschen Reformation. Dobras' Analyse der unterschiedlichen Bannkonzepte unter den oberdeutsch-schweizerischen Reformatoren spiegelt daneben auch die innere Zerrissenheit der reformatorischen Elite wider. Es liegt auf der Hand, daß auf der Grundlage der von Dobras ausgewählten Kriterien ein einheitlicher Idealtypus der reformierten südwestdeutsch-schweizerischen Stadt nicht konstruiert werden kann, wie es in der Stadt- und Reformationshistoriographie lange versucht worden ist. Die Beurteilung der oberdeutschen Reformation als homogene Bewegung wie auch das pauschale Diktum einer kongenialen »oberdeutschen Theologie« bedürfen nach diesem Buch daher einer dringenden Revision.

*Uwe Goppold*

ANDREAS ZEKORN, *Zwischen Habsburg und Hohenzollern. Verfassungs- und Sozialgeschichte der Stadt Sigmaringen im 17. und 18. Jahrhundert* (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns Band 16). 659 Seiten. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1996. DM 88,-

Die Stadt Sigmaringen vermochte sich in der frühen Neuzeit eine bemerkenswert große Selbständigkeit zu erkämpfen. Dies lag im wesentlichen an der lehensrechtlichen Stellung unter zwei Herren, den Erzherzögen von Österreich und den Grafen und Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen. Das Dreiecksverhältnis zwischen den Bürgern der Stadt, Österreich als Lehensherrn der Zollern und damit als oberstem Stadtherrn sowie den Zollern als unmittelbare Stadtherren bestimmte die Verfassungsentwicklung der Residenzstadt. Österreich übte wichtige landesherrliche Rechte in der Grafschaft Sigmaringen aus. Der an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen entstandenen und von Prof. Volker Press betreuten Dissertation von Andreas Zekorn gelingt es, aufzuzeigen, daß die Geschichte der Stadt und der Grafschaft Sigmaringen dank österreichischer Protektion im Vergleich zur allgemeinen Entwicklung im Zeitalter der Ausbildung der Territorialstaatlichkeit einen Sonderweg einnahm.

Mit Habsburgs Hilfe gelang es nämlich der Stadt, ein Hineinregieren der Grafen und Fürsten von Hohenzollern zu verhindern. Österreich schützte die städtische Verfassung und eine gewisse

Unabhängigkeit der Stadt und des gesamten österreichischen Teils der Grafschaft Sigmaringen. Österreich wurde zum Garanten der mit seiner Hilfe ausgearbeiteten Stadtverfassung. Dank habsburgischem Schutz konnten die Sigmaringer zahlreiche Privilegien erwirken oder sichern, beispielsweise die freie Schultheißenwahl. Aufgrund von Klagen der Untertanen konnte Österreich wiederholt in die inneren Angelegenheiten von Stadt und Grafschaft Sigmaringen eingreifen und dadurch seine oberste Landes- und Lehensherrschaft demonstrieren.

Andreas Zekorn stellt im ersten Teil seiner Arbeit Verfassung und Sozialstruktur der Stadt dar. Er geht dabei auf die kommunalen Organe, auf die rechtliche Stellung der Einwohnerschaft, ihre soziale Schichtung, auf das Stadtrecht und die städtische Besitz- und Wirtschaftsstruktur ein. Es folgen Kapitel, die sich mit den innerstädtischen Auseinandersetzungen und den Konflikten zwischen der Stadt und der zollerischen Herrschaft befassen. Zekorn kann aufzeigen, daß diese Konflikte dank österreichischer Einflußnahme meistens friedlich beigelegt wurden und in rechtliche Bahnen gelenkt werden konnten. Umfangreichen Raum nimmt die Untersuchung einer weiteren Konfliktebene, nämlich des Streits um die Besteuerung der Grafschaft Sigmaringen zwischen Österreich und dem Schwäbischen Kreis ein. Habsburg setzte durch, daß der Mediatlandschaft, also der Vertretung des Untertanenverbandes der österreichischen Orte der Grafschaft einschließlich der Stadt Sigmaringen, die selbständige Steuerverwaltung erhalten blieb. Innerhalb der Landschaft, die nach dem Dreißigjährigen Krieg festere Formen annahm, hatte die Stadt Sigmaringen aufgrund ihrer politischen, wirtschaftlichen und verwaltungsmäßigen Mittelpunktfunktion in der Grafschaft die führende Rolle inne. Die Geschichte der Stadt ist nicht von der ihres Umlandes, der Grafschaft, zu trennen. Insofern stellt Zekorns Untersuchung auch einen wichtigen Beitrag zur Geschichte der gesamten Grafschaft Sigmaringen in der frühen Neuzeit dar.

Zekorns Arbeit zeichnet sich durch sorgfältige Recherchen in den relevanten Quellenbeständen, vor allem des Staatsarchivs Sigmaringen, des Tiroler Landesarchivs sowie des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Wien, aus. Seine Untersuchung erhellt nicht nur Fragestellungen zur Verfassungs- und Sozialgeschichte von Stadt und Grafschaft Sigmaringen, sie stellt auch einen wertvollen Beitrag zur südwestdeutschen Landesgeschichte dar.

Hans-Joachim Schuster

JOHANN BAPTIST MARTIN VON ARAND, *In Vorderösterreichs Amt und Würden. Die Selbstbiographie des Johann Baptist Martin von Arand (1743–1821)*. Bearbeitet von Hellmut Waller (Lebendige Vergangenheit Bd. 19). 246 Seiten mit 9 Abb., 5 Tafeln und 1 Stammtafel. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart 1996. DM 44,-

Was rechtfertigt, das schwer zu entziffernde, umfangreiche autobiographische Manuskript eines zum Zeitpunkt der Abfassung vierundsiebzigjährigen österreichischen Beamten zu transkribieren, zu kommentieren und in der Schriftenreihe des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins zu veröffentlichen? Die persönlichen Lebensumstände des Autors, Herkunft, Ausbildung, Frau, Kinder und Freunde oder seine berufliche Karriere oder seine vielfältigen Amtsgeschäfte und wie er diese in wechselndem Umfeld ausübte?

Am ehesten scheint der dritte Aspekt von allgemeineschichtlicher Bedeutung zu sein, wenn auch die beiden anderen Seiten seiner Vita zum Ganzen dazugehören. Denn es ist durchaus spannend zu lesen, wie der aus Bierlingen bei Rottenburg am Neckar stammende, 1743 geborene, begabte Knabe, vom Ortpfarrer und seinen Helfern, danach vom Baron Dionisius von Wagner zu Frommenhausen, »dem Stifter meines ganzen Erdenglücks«, gefördert wurde und wie er immer bestrebt war, »aus der Unerheblichkeit des Dorflebens irgend empor zu kommen«, wie er mit Bravour das Rottenburger Jesuitenkolleg durchlief, lateinische und griechische Verse verfaßte, von 1765 bis 1771 in Freiburg, Augsburg und Wien Jura studierte und 1771 Maria Theresia von Miller heiratete, eine Fehlentscheidung, wie sich bald herausstellen sollte.

Anders als für seine braven und vielgeplagten Schwiegervater fand Arand nur wenig schmeichelhafte Worte für seine Schwiegermutter, die er ein »Raffelscheit« nannte, für seine Schwägerinnen und für seine Frau, eine eigensinnige, störrische, intrigierende Xanthippe, die ihm aber gleichwohl 12 Kinder gebar, von denen allerdings nur 5 erwachsen wurden. Ein späterer, von einem Regierungskommissär betriebener Versuch, Arand dazu zu bewegen, seine Frau in ein Kloster oder gar in ein Zuchthaus zu sperren, »verhinderte ich aus lauter Herzensgüte, um keinen Spektakel zu machen, auch um meinen Kindern nicht wehzutun«.

Wurde Arand auch arg von seinem Weibe geplagt, so beeinträchtigten deren Machenschaften doch kaum das berufliche Wirken des rechtschaffenen, diensteifrigen, »die Wahrheit strenge liebenden und durchaus wohlgesitteten Menschen«, eines tüchtigen höheren österreichischen Provinzbeamten mit Ideen und Weitblick, mit Augenmaß und Durchsetzungsvermögen und eines Mannes von aufgeklärter Frömmigkeit.

Johann Baptist Martin von Arand war von 1771 bis 1782 Kanzleiverwalter der Stadt Saulgau, von 1782 bis 1788 Bürgermeister des Bodensee-Städtchens Radolfzell, sodann von 1788 bis 1792 Oberamtsrat und Landschreiber der Landgrafschaft Nellenburg in Stockach und danach von 1793 bis 1805 bei der Landvogtei Ober- und Niederschwaben in Altdorf (Weingarten); er wurde 1798 von Kaiser Franz II. in den erblichen Adelsstand erhoben (»Arand, Edler von Ackerfeld«) und war nach Übernahme in württembergische Dienste von 1806 bis 1812 Kreishauptmann in Ehingen (später in Ellwangen) und zugleich Gesandter bei der Schweizerischen Eidgenossenschaft und Vizedirektor des Oberappellationstribunals in Tübingen. 1812 hat man ihn »unerwartet und unschuldig« pensioniert, weil er beim Abschluß eines Vertrages mit der Schweiz angeblich von der Instruktion König Friedrichs von Württemberg abgewichen sein soll. Seinen Lebensabend verbrachte er in Ravensburg. Dort ist er 1821 gestorben.

Bei der Lektüre seiner Biographie lernen wir den Verfasser als fleißigen und kompetenten Juristen und Verwaltungsmann mit überdurchschnittlichen Fähigkeiten und mit besten Beziehungen zur Freiburger Regierung und zum Wiener Hof kennen, vorzüglich geeignet, thesianische und josephinische Reformen durchzusetzen. Arand bekennt sich als Verehrer Josephs II. und Anhänger seiner aufklärerischen Staatskirchendoktrin und er erweist sich als unerschrockener Wahrer der Rechte des Hauses Habsburg, insbesondere in den Revolutionskriegen gegenüber der französischen Besatzung. Während andere Beamte flüchteten, blieb er 1796 in Altdorf und konnte durch sein diplomatisches Geschick bei den Invasoren manches zum Wohle der Bevölkerung erreichen.

Daß der fleißige, fähige und erfolgreiche Beamte bei seinem Bemühen, gegenüber jedermann – erforderlichenfalls auch gegenüber Freunden – unbefangene strenge Rechtlichkeit walten zu lassen, sich nicht wenige Feinde schuf, ist verständlich. In einem Empfehlungsschreiben des Grafen Franz Joseph von Enzenberg vom 4. Juni 1786 aus Klagenfurt lesen wir über Arand u. a. folgendes: »Der Mann ist helldenkend, ein warmer Patriot und ein sehr tätiger Diener des Staates. Diese Eigenschaften zeichnen ihn als Beamten, Belesenheit, feiner Witz und Anstand als einen angenehmen Gesellschafter unter seinen Kollegen und Mitbürgern vorteilhaft aus. Aber er machte sich die ganze Klasse von männlich- und weiblichen Bigotten, alle politischen Schlendriane und Tagediebe und, was das Schlimmste ist, beinahe das ganze schöne Geschlecht zum Feinde.« Kein Wunder bei den Erfahrungen, die er mit seiner Ehefrau machen mußte!

Sehr aufschlußreich sind Arands Informationen darüber, wie damals auf mittlerer und unterer Behördenebene regiert und verwaltet wurde. Der Verfasser vermittelt ein Stück Alltagsgeschichte, die so anschaulich aus Akten kaum zu gewinnen ist. Besonders deutlich wird dies am Beispiel der Kleinstadt Radolfzell, die Arand 6 Jahre als Bürgermeister leitete und für nahezu alles zuständig war. Gleich nach seiner Ankunft kümmerte er sich intensiv um das städtische Wesen, das, wie er schreibt, »wegen schlechter Domestikation in einem ziemlich verdorbenen Zustande war.« Der Bürgermeister mischte sich überall ein, auch in kirchliche Angelegenheiten, hielt die 6 Chorherren und 3 Kapläne zum regelmäßigen Messelesen an, überließ aber das Predigen und Beicht hören den Kapuzinern, weil die meisten Radolfzeller Weltpriester nach seiner Ansicht weder zum Predigen noch zum Beicht hören tauglich seien. Man fragt sich natürlich, was die 6 Chorherren und die 3 Kapläne außer Gottesdienste und vielleicht Religionsunterricht zu halten, in einer Stadt von nicht mehr als 1 000 Einwohnern sonst noch gemacht haben! Arand schloß den schon vor seiner Zeit aufgelassenen Friedhof beim Münster endgültig und wandelte ihn in einen Garten um, er verbot Prozessionen zu weit entfernten Zielen, steckte »rauschig« ohne Kreuz und Fahnen zurückgekehrte Prozessionsteilnehmer in den Turm, stellte die Herumführung des Palmesels ein, ließ bei der »Hausherrenprozession« am Festtag der Stadtpatrone zwar den Kern des religiösen Brauches unangetastet, säuberte diesen aber von allem, was ihm lächerlich erschien, und veranlaßte, wenn er es für geboten hielt, die Hinausweisung unziemlich bekleideter Damen aus dem Münster.

Den Ratsherren kürzte der Bürgermeister unnötige Diäten, ließ wütende Hunde totschießen, an heißen Tagen in aller Frühe die Gassen spritzen, im Winter einen von ihm selbst entworfenen Bahnschlitten bauen, mit Erfolg Maikäfer und Rebschädlinge bekämpfen, er kontrollierte den tarifmäßigen Brotverkauf, visitierte die Fleischbänke, veranlaßte die Abdeckung von Dungstätten oder deren Verlegung vor die Stadt, stellte den Bauenden einen Zimmerplatz zur Verfügung, erließ eine Armenordnung und veranlaßte vieles andere mehr.

Als frommer und besorgter Vater verfaßte er für seine Kinder Gebete und Lebensregeln, als leidenschaftlicher Leser und an der geistigen Entwicklung seiner Zeit interessierter Mann erwarb er nach und nach eine große Bibliothek und korrespondierte mit manchen berühmten Zeitgenossen, z. B. mit Lavater und Wieland. Den Konstanzer Fürstbischof lud er zu Theaterveranstaltungen nach Radolfzell, an Fasnacht organisierte er Bälle, die gerne auch auswärtige Honoratioren, darunter Domherren aus Konstanz, besuchten.

In Johann Baptist Martin von Arands Lebenserinnerungen wird die ganze schwäbisch-österreichische Kleinwelt in ihrer Endphase lebendig. Daß die Beschreibung dieser ländlich-kleinstädtischen Kultur durch die von Hellmut Waller, einem Nachkommen Arands in der 5. Generation, besorgte und von ihm gut kommentierte Veröffentlichung der Autobiographie seines Vorfahren einem großen interessierten Leserkreis zugänglich gemacht wurde, verdient höchste Anerkennung!

Franz Götz

GERHARD SANKTJOHANSER, *Überlingen 1850–1874: Kommunale Politik zwischen Staat und Stadt* (Geschichte am See 51). Hrsg. vom Kreisarchiv Bodenseekreis. 77 Seiten. Markdorf 1994. DM 20,-

Sanktjohanser untersucht aufgrund der Ortsbereisungsprotokolle des großherzoglichen Bezirksamts Überlingen die Entwicklung der Stadt zwischen 1850 und 1874. Diese Zeitbegrenzung ist technisch begründet und markiert keine inhaltlich bestimmte historische Entwicklungsphase. 1850, nach der Revolution, wurde der erste und 1874 der letzte dieser Berichte angefertigt. Der beschriebene Zeitraum zerfällt in zwei unterschiedliche Phasen. Die erste reicht von 1850 bis 1864 und ist durch eine konservative Ortsregierung und einen konservativ gestimmten Amtsvorstand gekennzeichnet. Im zweiten Abschnitt stehen sich die weiterhin konservative Stadtverwaltung und ein dezidiert liberaler Amtsvorstand gegenüber. Erst 1873 kommt es zu einer liberalen Stadtregierung.

Die wirtschaftlichen Grundlagen der Stadt waren schon seit längerer Zeit unterminiert. Die Funktion als bevorzugter und privilegierter Handelsplatz war schon lange verlorengegangen. Der Getreidehandel wickelte sich auf anderen Routen ab. Der Weinhandel kam mit dem Weinbau in die Krise. Außerdem war die Segelschiffahrt mit der Einführung der Dampfschiffahrt in eine existenzbedrohende Krise geraten. Die Stadtverwaltung hat darauf defensiv reagiert. So versuchte sie zum Beispiel durch eine Verlosung der parzellierten Allmende den Selbstversorgungsgrad der Bürger zu erhöhen. Das war ein Schritt zurück zum Ackerbürgertum. Die Formierung oppositioneller Kräfte mit neuen Zielsetzungen scheint nach dem bisherigen Stand der Forschung marginal geblieben zu sein.

Nach 1850, der Zeit der Reaktion in Baden, hat sich an dieser Politik nichts geändert. Immerhin, wie Sanktjohanser hervorhebt, hat das konservative Stadtregiment in einzelnen Fragen wie der Gewerbeförderung, dem Fremdenverkehr und dem Eisenbahnbau erste Initiativen ergriffen. Alle diese Initiativen sind jedoch gescheitert. Das gilt zum Beispiel für den Vorschußverein, den Gewerbeverein und den Eisenbahnbau. Neue Feldwege und Straßen wurden primär für die Landwirtschaft gebaut, nicht aber für die Entwicklung neuer Gewerbe- und Wohnquartiere. Grundsätzlich hat sich an der Situation auch mit Beginn der Liberalen Ära in Baden (1860) nichts geändert. Erst als infolge dieses Umschwungs im Land ein Wechsel im Bezirksamt eintrat und an der Spitze ein liberaler Amtmann stand, kam Bewegung in die Überlinger Verhältnisse. Er griff in zahlreiche Einzelfragen ein (S. 61/62). 1873 begrüßte er den Sieg des liberalen Kandidaten bei den Bürgermeisterwahlen. Die Eingriffe machen deutlich, wo das Bezirksamt die Schuld für das Zurückbleiben der Stadt sah. Als primäre Ursache für den Stillstand galten die inneren Strukturen der Stadt, die sich aus seiner Sicht als reformunfähig erwiesen hatten. Seine Kritik richtete sich vor allem gegen führende Personen des »örtlichen Systems«, gegen Gemeinderäte, den Gemeinderechner und den Bürgermeister.

Sanktjohanser sucht demgegenüber die Ursachen für den Stillstand in den äußeren Umständen: »Grundsätzlich jedoch wurde die kommunale Entwicklung Überlingens durch Entscheidungen bestimmt, die sich durch die Gemeinde selbst als nicht einflußbar erwiesen haben. Die isolierte Lage der Stadt und der ungenügende Anschluß an den Verkehr und Handel sind als grundlegende Hemmfaktoren der städtischen Entwicklung hervorzuheben. Die lange hinausgezögerte Einbin-

dung Überlingens in das Eisenbahnnetz war letztendlich der Grund, daß sich die agrarische Wirtschafts- und lokal geschlossene Gesellschaftsstruktur der Stadt im Laufe des 19. Jahrhunderts nur geringfügig verändert haben. Die bewußte Lenkung der Überlinger Entwicklung im Zuge der liberalen Ära durch ausschließlich kommunalpolitische Entscheidungen und Initiativen auf lokaler Ebene erwies sich als zu schwach gegenüber den traditionellen Determinanten.« (S. 67). Zwischen der konservativen Stadtregierung, ihren Kritikern der 60er Jahre und dem liberalen Stadtregiment der 70er Jahre sieht er nur graduelle Unterschiede. Das kann im Einzelnen durchaus der Fall sein. Das würde allerdings nur belegen, daß die Liberalen und der liberale Bürgermeister sich nicht aus dem übermächtigen Gravitationsfeld der alten Gesellschaft lösen konnten. Das Entscheidende sind jedoch nicht gleiche oder ähnliche Forderungen von Konservativen und Liberalen. Der grundsätzliche Unterschied liegt in der Frage, auf welchen Wegen, mit welchen Mitteln und mit welcher Intensität die Ziele verfolgt wurden. Hat das konservative Stadtregiment in Eisenbahnfragen rein diplomatisch mit Eingaben und Petitionen agiert, wurde in Konstanz eine öffentliche Debatte über den weiteren Eisenbahnbau entfacht, wurden Kommissionen und Komitees ins Leben gerufen, um die Angelegenheit voranzutreiben. Die örtliche Gesellschaft sollte bewußt mobilisiert werden, was dem autoritär administrierenden Bürgermeister der 50er Jahre in Konstanz ein Greuel war. Er ist nicht zuletzt wegen seiner Angst und Abscheu vor öffentlichen Kontroversen zurückgetreten. Die neuen Verhältnisse der Liberalen Ära hätten seinem autoritären Selbstverständnis widersprochen.

Beide »Richtungen« wollten auch etwas grundsätzlich anderes. Die Liberalen wollten in der Anfangsphase Öffnung, Betätigung, Aktivität und grundsätzliche Reformen, im Grunde eine »andere Stadt«, die anderen wollten eine autoritär strukturierte Gesellschaft ohne Politik, aber mit einer sozialen Sicherung der Bürger. Zum Erhalt des gesellschaftlichen Status quo wäre auch die Eisenbahn willkommen gewesen.

In Überlingen kam es sicher in kleinen Zirkeln zu Debatten, nicht aber in der Öffentlichkeit. Während sich die Zeitungen an anderen Orten zu Foren öffentlicher, liberal geprägter Debatten entwickelten, muß Sanktjohanser für Überlingen feststellen, daß sich der Seebote »in den 50er und 60er Jahren so gut wie überhaupt nicht mit kommunalpolitischen Problemen« befaßte.

Sanktjohansers Arbeit ist ein wichtiger Beitrag, der zum erneuten Nachdenken über den interessanten Fall Überlingen anregt. Eine einigermaßen abschließende Darstellung und Beurteilung der Geschichte Überlingens im 19. Jahrhundert ist damit noch nicht gegeben. Dazu bedürfte es umfassenderer Untersuchungen. Zum Beispiel berichten auswärtige liberale Zeitungen immer wieder über die Überlinger Kommunalpolitik. Die Ergebnisse seiner Untersuchung verstärken den Wunsch nach einer Gesamtdarstellung der Überlinger Geschichte im 19. Jahrhundert: Man würde gern noch mehr wissen.

Gert Zang

REGINA LAMPERT, *Die Schwabengängerin. Erinnerungen einer jungen Magd aus Vorarlberg 1864–1874*. Hrsg. von Bernhard Tschofen (Das volkscundliche Taschenbuch 9). 440 Seiten mit 26 schwarz-weiß Abb. Limmat Verlag, Zürich 1996. DM 34.–

Die Geschichte der Schwabengängerei ist durch die 1978 erschienene Untersuchung von Otto Uhlig »Die Schwabenkinder aus Tirol und Vorarlberg« und viele ergänzende Einzelforschungen – auch aus Graubünden – grundlegend erforscht. Nicht zuletzt hat Othmar Franz Lang mit dem 1989 erschienenen Jugendbuch »Hungerweg« breite Kreise für die alljährlichen Kinderzüge aus den kargen Alpengebieten ins Schwabenland sensibilisiert.

Mit den Jugenderinnerungen der Regina Lampert liegt nun ein völlig anderes Zeitdokument vor: Es ist eine der ganz seltenen umfassenden Erinnerungen an die Schwabengängerei aus eigenem Erleben und darüber hinaus ein einmaliges Zeugnis einer weiblichen Autobiographie aus dem kleinbäuerlichen Milieu im 19. Jahrhundert schlechthin.

Aufgewachsen mit Eltern, Großeltern und sechs Geschwistern in dem kleinen Dorf Schnifis im Walgau ist es für die 1854 geborene Regina Lampert schon in jungen Jahren selbstverständlich, zum Lebensunterhalt der Familie beizutragen. Die kleine Landwirtschaft und die vielen kleingewerblichen Nebenerwerbe des Vaters ernähren die Familie nicht. Und so schickt man Regina Lampert wie viele ihrer Altersgefährten aus Vorarlberg, Tirol und Graubünden bereits in jungen Jahren von Frühjahr bis Herbst in die Fremde nach Oberschwaben, wo die Kinder gegen geringes Entgelt und

doppelte Einkleidung von Kopf bis Fuß an oberschwäbische Bauern verdingt werden. Drei oder vier Jahre lang arbeitet Regina Lampert als saisonale Arbeitsmigrantin auf einem großen Bauernhof in Berg bei Ailingen in der Nähe von Friedrichshafen. Dann ist ihr die Schwabengängerei »gänzlich verleidet« (S. 184). Die nun schon erfahrene Magd dient fortan in Vorarlberg, zunächst bei zwei Kleinbauern, dann im Ausflugslokal Maria-Grün bei Feldkirch, später als städtische Dienstbotin im kleinbürgerlichen Feldkirch selbst. Mit dem Entschluß, ihren Brüdern in die benachbarte Schweiz in die Nähe von St. Gallen zu folgen, wo sie ihren späteren Ehemann, den Bauunternehmer Benedikt Bernet kennen lernen wird, brechen die veröffentlichten Erinnerungen ab.

So sehr diese Dienststellenwechsel die Schilderungen des Lebensweges prägen, das eigentlich bedeutende dieser »Jugenderinnerungen« ist der außergewöhnliche innere, persönliche Reifungsprozeß der jungen Magd in kritischer Auseinandersetzung mit ihrer jeweiligen Arbeitswelt. Die verschiedenen lokalen, sozialen und familiären Milieus, die Regina Lampert im Laufe ihrer Dienstjahre mit größter Intensität erlebt und auch zu beschreiben weiß, werden ihr dabei zur Schule des Lebens. Gepeinigt von Selbstzweifeln und dem Gefühl, »zur Unruhe geboren« zu sein, obsiegt bei Regina letztlich immer ein ungebrochener Wille, das Leben mit Freude erfolgreich zu meistern. Die Herausgeber haben die Lebenserinnerungen von daher zu Recht als »Entwicklungsgeschichte aus dem kleinbäuerlichen Milieu« bezeichnet.

Nun liegen zwischen den beschriebenen Ereignissen und ihrer Niederschrift mehr als 60 Jahre: Vermutlich ausgelöst durch einen Besuch an ihrem ersten Dienort im Schwabenland, beginnt Regina Lampert erst im hohen Alter von 75 Jahren mit diesen wohl nie zur Veröffentlichung gedachten Aufzeichnungen. Die Absicht, ihre Kindheitserinnerungen für die eigenen Enkel und Urnenkel zu bewahren und sie zugleich aus der Retrospektive zu deuten, zu verarbeiten und zu bewerten, verschmelzen dabei ebenso unmerklich wie die Erfahrungen einer jungen Magd mit der Lebensweisheit und Abgeklärtheit einer Frau und Unternehmerin im hohen Alter.

Einmalig ist Regina Lamperts Erinnerungsvermögen und ihre unvergleichliche Fähigkeit, Stimmungen und Atmosphären mit höchster Sensibilität und Anschaulichkeit wiederzugeben. Ihr Erzählstil ist dabei durch einen ständigen Wechsel von direkter Rede mit Umgangssprache, Dialekt und Erzählung geprägt. Der Herausgeber Bernhard Tschöfen hat bei der Transkription des Manuskripts gut daran getan, nur mit Punkt und Komma in Lamperts Erzählfluß einzugreifen. Er hat sich auch ansonsten zugunsten einer angestrebten authentischen Wiedergabe des handschriftlichen Originals mit Eingriffen in den Textkorpus äußerst zurückgehalten. Sprachliche Änderungen und Kürzungen sind zudem vorbildlich als solche gekennzeichnet, erläuternde Angaben zu einzelnen von Lampert erwähnten Personen, Orten und Ereignissen in Fußnoten verbannt.

Da sich viele der detailliert und mit größter Anschaulichkeit geschilderten Ereignisse und Personen verifizieren lassen – weniger allerdings die zeitlichen Angaben –, sind Regina Lamperts Jugenderinnerungen auch sozialgeschichtlich von großem Wert. Einige Stichworte mögen hier genügen: Eindrucksvolle Einblicke erlauben die Erinnerungen zum Beispiel in die enorme Mobilität breiter Schichten in Zeiten ohne Eisenbahn und Auto, in spezifische Formen der Kommunikation im Dorf und unterwegs und nicht zuletzt in die Arbeits- und Lebensbedingungen von Schwabenkindern und Jugendlichen im 19. Jahrhundert. Selbstverständlich ist Regina Lampert zum Beispiel schon als Kind der Besuch von Wirtschaftshäusern, die besonders dann aufgesucht werden, wenn Verwandte, Freunde und Nachbarn sich unterwegs begegnen. Erstaunlich aus unserer heutigen Sicht auch der frühe Konsum von Alkohol: »Ganz in der Nähe war eine Brauerei, Vater holte uns Bier« (S. 117). Und auch sonst bleibt trotz eines durch harte Arbeit gekennzeichneten Alltags immer wieder Raum und Zeit für jugendliche Ausgelassenheit und »lustige« Unternehmungen: sei es bei einer abendlichen »Spinnstube«, bei Treffen mit Freundinnen oder bei Musik und Tanz, Regina Lamperts persönlicher Vorliebe.

Mit Regina Lamperts Jugenderinnerungen erfährt derzeit – dies läßt sich zumindest für den oberschwäbischen Raum sagen – auch die Geschichte der Schwabengängerei eine Renaissance. Zugleich modifiziert sich mit diesem authentischen Lebenszeugnis für mich auch die Sichtweise auf diese spezifische Form der saisonalen Arbeitsmigration. Schwabenkinder sind demnach nicht mehr nur Opfer bitterer existentieller Not und der Ausbeutung kindlicher Arbeitskraft, sondern Heranwachsende mit einem möglicherweise früh ausgeprägten Selbstbewußtsein und einem früh erlernten Behauptungs- und Durchsetzungswillen. Regina Lampert vermittelt uns darüber hinaus das »Bild einer über die ökonomischen Zwänge hinaus dynamischen und unternehmungslustigen Jugendkultur« (S. 25) – wie es der Volkskundler Bernhard Tschöfen in seiner auch ansonsten äußerst informativen und lesenswerten Einleitung treffend formuliert hat.

Der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, die sich zur Herausgabe des in Familienbesitz bewahrten Manuskriptes in der Reihe »Das volkskundliche Taschenbuch« entschieden und in Bernhard Tschofen einen fachkundigen Bearbeiter gefunden hat, ist mit dieser Veröffentlichung eine kleine Sensation gelungen.

Dorothee Breucker

MARCEL MAYER, *Das erste Jahrzehnt von »Gross-St. Gallen«. Stadtgeschichte 1918–1929* (136. Neujahrsblatt 1996. Hrsg. vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen). 107 Seiten. E. Löpf-Benz AG, Rorschach 1996. sfr 28,-

Den zeitlichen Rahmen für Marcel Mayers vorliegende Studie zur St. Galler Stadtgeschichte der Zwischenkriegszeit bilden zwei universalhistorische Ereignisse, deren Folgen sich in der Lokalgeschichte widerspiegelten. Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges 1918 begann für die Gallus-Stadt ein »Neuanfang in schwieriger Zeit« (S. 7), dem »die lange Krise« (S. 12) folgte, die schließlich in der Weltwirtschaftskrise von 1929 kulminierte. Dieses rund eine Jahrzehnt Stadtgeschichte wurde bisher von der regionalen Geschichtswissenschaft nur marginal aufgearbeitet. Es ist ein Verdienst des Autors, daß dieser weiße Fleck der Stadtgeschichte nun Farbe erhielt. Mayer schildert auf der Grundlage von Akten städtischer Provenienz und einschlägiger Literatur über 46 Seiten die politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung St. Gallens, mit Liebe zum Detail, ohne dabei den Blick auf die nationale und internationale Entwicklung jener Zeit zu vernachlässigen. Dies erleichtert dem/r ortsfremden Rezipienten/in die Lektüre und eröffnet die für eine moderne Regionalgeschichte so dringend benötigte Möglichkeit des Vergleichs.

Im Unterschied zu den österreichischen Städten Bregenz oder Feldkirch, die erst 1919 bzw. 1925 verwaltungstechnische Schritte zur Erweiterung ihres Gemeindegebietes setzten, entschloß sich die St. Galler Stadtverwaltung noch während des Ersten Weltkrieges dazu. Am 1. Juli 1918 gründeten die Gemeinden St. Gallen, Straubenzell und Tablat die neue Stadtgemeinde »Gross-St. Gallen«. Diese erfuhr ihre erste Bewährungsprobe im »heißen Winter 1918/19« (S. 7). Der erste Nachkriegswinter sah die europäische Arbeiterbewegung in Bewegung, in vielen Metropolen des Alten Kontinents rebellierte sie im Verband mit Bauern und Kleinbürgern gegen die katastrophalen Lebensbedingungen nach vier Kriegsjahren. So auch in der Schweiz, wo das Oltener Aktionskomitee einen Generalstreik ausrief, der zwischen dem 12. und 14. November 1918 im ganzen Land weitgehend ausgeführt wurde. In St. Gallen kam der öffentliche Verkehr zum Erliegen, die Arbeitnehmer in der Privatwirtschaft folgten dem Streikaufruf nur teilweise. Die auf Ausgleich bedachte Politik des St. Galler Stadtrates verhinderte eine Eskalation des Konfliktes, so daß es im Gegensatz zu Zürich zu keinem Blutvergießen kam. Wie sehr insbesondere die sozialpolitischen Forderungen der Streikbewegung bei der St. Galler Bevölkerung auf Billigung stießen, zeigen die Abstimmungsergebnisse der einschlägigen Volksabstimmungen in den 1920er Jahren. Sämtliche Befragungen ergaben eine Mehrheit für soziale Reformen, zum Teil lag die Zustimmungquote in St. Gallen um ein Drittel höher als in der Gesamtschweiz (S. 29f.). Parteipolitisch profitierte die St. Galler Sozialdemokratie von dieser Entwicklung. Sie gewann in den 1920er Jahren einen zweiten Stadtrat hinzu und stieg nach den Freisinnigen zur zweitstärksten Partei der Stadt auf. Die klare Mehrheit der Liberalen und Konservativen gefährdete die Sozialdemokratie allerdings nie. Die Freisinnigen stellten zwischen 1918 und 1930 mit August Eduard Scherrer-Pfotenhauer den Stadtmann. Im Hinblick auf die politische Geschichte »Groß-St. Gallens« 1918–1929 konstatiert Mayer eine Festigung des zu Beginn der 20er Jahre erreichten status quo eines Dreiparteiensystems. Am rechten Rand des politischen Spektrums etablierten sich im Gefolge der 1918er Streikbewegung wie in Deutschland und Österreich bürgerliche Schutzverbände, z. B. die Bürgerwehr oder die antisemitische Christenwehr, am linken Rand scheiterten Versuche der Kommunisten, sich in der Arbeiterschaft zu etablieren (S. 32–36).

Das kulturelle Leben im St. Gallen der 1920er Jahre zeigte sich weniger mobil als das politische, aber mit ersten schüchternen Gehversuchen in Richtung Moderne. Die etablierten Kulturträger, wie etwa das Stadttheater oder der Konzertverein, hielten an altbewährten Mustern fest, ab Mitte der 20er Jahre führten sie jedoch gelegentlich Werke zeitgenössischer Künstler und Autoren auf. Zu traditionellen Vereinen wie der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft oder dem Historischen Verein gesellten sich neue wie die Esperanto Societo oder die Adas Jisroel, die um 1930 die einzige hebräische Schule in der Eidgenossenschaft betrieb. 1926 erklärte der Erziehungs-

rat die Antiqua zur verbindlichen Schriftart, die bis dahin gleichberechtigte Fraktur wurde zur Leseschrift degradiert.

Weitaus schwerer als die Politik und die Kultur tat sich die Wirtschaft St. Gallens mit der Anpassung an die veränderten Bedingungen der Nachkriegszeit. Die einseitig auf die Stickereiindustrie ausgerichtete Wirtschaft der Stadt brach nach 1918 nahezu vollkommen zusammen, eine wirtschaftliche Depression war die Folge. Erst 1927 griff die Stadtregierung mit der Gründung einer Zentralstelle für die Einführung neuer Industrien regulierend in diese dramatische Entwicklung ein. Behutsam wurde die Diversifizierung der stadt-sanktgallischen Wirtschaft eingeleitet, die jedoch im Zuge der Weltwirtschaftskrise erste Rückschläge erlitt. Es dauerte bis 1948, ehe sich die St. Gallische Wirtschaft endgültig von der Depression der 20er Jahre erholte.

Wolfgang Weber

MANFRED BOSCH, *Bohème am Bodensee. Literarisches Leben am See von 1900 bis 1950*. 622 S. Libelle Verlag, Lengwil 1997. DM 128,-/ÖS 934,-/sfr 119,-

»Bohème am Bodensee« ist, schon kurz nach dem Erscheinen, im Bodenseeraum das Standardwerk zur Literatur der klassischen Moderne. Das ist unübersehbar in den Arbeitszimmern der Gebildeten, den Bibliotheken und Büchereien und in der Sekundär- und Tertiärliteratur. Läßt sich dem Lob der Tagespresse (»Kleines Jahrhundertwerk«, Siegmund Kopitzki am 17. 12. 1996 im SÜDKURIER; »das erste, nicht zu übertreffende Kompendium über die Literatur am Bodensee zwischen Jahrhundertbeginn und Nachkriegszeit«, Hermann Kinder am 15. 2. 1997 in der FAZ), der Preisbegründung der Jury des Bodenseeliteraturpreises der Stadt Überlingen und der Laudatio von Prof. Dr. Eduard Stäuble vom 12. 10. 1997, als Manfred Bosch nur für dieses Werk den Bodenseeliteraturpreis erhielt, noch etwas hinzufügen? Daß ein Wälzer für den Preis von 128 Mark auch zum buchhändlerischen Erfolg wurde, spricht für das Buch.

»Bohème am Bodensee« behandelt das literarische Leben am See zwischen 1900 und 1950, wie der Untertitel behauptet. Alle Begriffe und Grenzen sind dabei nicht so scharf zu sehen, wie sie klingen. In Büchern des Libelle Verlags herrscht ein flirrender, freier Geist, den Verleger Ekkehart Faude kennzeichnet eine assoziative Intellektualität, Manfred Boschs Interessen sind so breit, daß er an vielen Stellen über die Grenzen seines selbst gesteckten Themas hinaustritt. Welche Methode wäre diesem Geist, der das Werk beflügelt, angemessener als die essayistische? In fünfundsiebzig in sich abgeschlossenen Essays umkreist Manfred Bosch jeweils ein Thema.

Das sind in vielen Fällen

- eine Person und ihr Werk (z. B. Maria Müller-Gögler, Paula Ludwig, Emanuel von Bodman, Wilhelm von Scholz, Fritz Mühlenweg),
- eine Phase im Leben einer Autorin oder eines Autors (z. B. Erich Scheurmanns Südseefahrt und ihre literarischen Folgen, Hermann Hesses Lebensepisode in Gaienhofen, Wilhelm Schäfers und Emil Strauß' Jahre am See, Tami Oelfkens Kriegsjahre in Überlingen, Norbert Jacques' fruchtbare Zeit in der Bodenseeregion oder Martin Andersen-Nexös länger als geplanter Zwischenaufenthalt am Bodensee),
- Episoden im Leben von Durchreisenden (z. B. Rudolf Borchardts Hochzeitsurlaub in Horn, Ernest Hemingways und James Joyces Spuren in Vorarlberg, die Fluchtwege vieler Autoren über den See und die grünen Grenzabschnitte in die Schweiz),
- Institutionen und ihre Bedeutung für die Literatur (z. B. die Internate Glarisegg und Salem, das Kreuzlinger »Belle-Vue« als Zuflucht für Künstler, das »Bodenseebuch« als eines der wenigen grenzüberschreitenden langlebigen literarischen Projekte, die Bedeutung der Büchereien, Buchhandlungen, Theater, Volksschauspiele, literarischen Gesellschaften und Literaturpreise),
- einige Sonderliteraturen (z. B. die jüdische Literatur am Bodensee oder die pazifistische Publizistik),
- die Rolle der Politik für die Literatur (z. B. die Literaturpolitik der NS-Zeit oder die Kulturpolitik der französischen Besatzungsbehörden),
- literarische Randfiguren (z. B. der Literaturhistoriker W. E. Oeftering, die zahlreichen Kunstwissenschaftler, die zeitweise am Bodensee arbeiteten, der Kulturphilosoph Leopold Ziegler, der »Buddha vom Bodensee« Fritz Mauthner oder die Arbeiterschriftsteller Heinrich Georg Dikreiter und Max Porzig),

- literarische Kolonien, Gruppierungen und Kommunen (z. B. der Kreis von Revolutionären um Karl Raichle, der Künstlerkreis auf der Überlinger Reihmenhalde um Bruno Goetz oder die Konstanzer »Inflations-Expressionisten«)
- oder Buchgestalter und Verleger (z. B. die Buch- und Schriftgestalter E. R. Weiß und Paul Renner, das Überlinger Asyl des Cotta-Archivs, die Verleger Oskar Wöhrle, Curt Weller, Werner Wulff, Jan Thorbecke oder Richard Jäckle).

Nicht nur große, anerkannte Dichter, sondern auch die gescheiterten, zweitklassigen Figuren des literarischen Lebens schildert Manfred Bosch einfühlsam, bemerkenswerte Beispiele sind der Überlinger Hans von Savigny und die Überlinger Dichterinnen Marion Poellnitz-Einwächter, Elfriede Eckardt-Skalberg, Lotte Schünemann-Killian, Helene Fallay-Killian, Christa Niesel-Lessenthin, Maré Stahl, Dora Soellner und Charlotte Tronier-Funder, an die sich inzwischen die Generation ihrer Enkel nicht mehr erinnert.

Spürbar sind bestimmte Vorlieben des Verfassers. Mit offensichtlicher Zuneigung befaßt sich Manfred Bosch beispielsweise mit Jacob Picard, Harriet Straub, Martin Andersen-Nexö oder Fritz Mühlenweg. Sein Herz schlägt eher links als rechts, seine Sätze über Tami Oelfken sind wärmer als die über Ernst Jünger. Die unkonventionellen und unangepaßten Autoren stehen ihm näher als die epigonalen und diejenigen, die den jeweils herrschenden offiziellen Zeitgeist verkündeten; die schwierigen Persönlichkeiten schildert er ausführlicher als die einfachen; die Abneigung macht den Tonfall beim charakterlosen Epigonen Wilhelm von Scholz sarkastisch. Dem Leser vom Nordufer des Bodensees öffnen sich neue geistige Regionen in St. Gallen und im Thurgau. Es ist zu vermuten, daß es Schweizer Lesern ähnlich geht mit den Autoren vom nördlichen Übersee, die ihnen in dem enzyklopädischen Werk vorgestellt werden.

Im umfangreichen Anhang tut sich dem, der in den Aufzählungen lesen kann, erst die ganze Vielfalt der über sechshundert großformatigen Seiten des Werkes auf. Da sind über 200 Personen genannt, deren Aufzählung so etwas wie den Kosmos des geistigen Bodenseegebietes ergibt, dazu kommen zahlreiche Institutionen, die durch inhaltliche und finanzielle Hilfe das Erscheinen des Bandes ermöglichten, an erster Stelle die Stiftung Literaturarchiv Oberschwaben und das Kulturamt des Bodenseekreises. Zusätzlich zu den Fußnoten mit Literaturangaben, Quellen- und Abbildungsnachweisen am Ende der einzelnen Essays ist im Anhang die Standardliteratur noch einmal genannt, zwei umfangreiche Register schließen den Band ab, eines über »Menschen, auch unliterarische« und eines über »Orte, Länder, Wüsteneien«, die das ermöglichen, was das Schönste an diesem Buch ist: das Blättern, das Kreuz-und-quer-Lesen, sich Verlieren auf Abwegen, das Auffinden kurioser Korrespondenzen.

Nur Spezialisten werden Fehler entdecken, die in diesem opus magnum unvermeidlich sind; einige seien genannt: die Leopold-Ziegler-Büste, die auf Seite 161 abgebildet ist, stammt von Hilde Hoppe; Paul Ilgs Novelle »Maria Thurnheer« erschien schon 1916 (S. 355), sein Roman »Grausames Leben« spielt in Überlingen und nicht in St. Gallen (S. 356); Barbara Levinger ist falsch plaziert, sie gehört nicht zur »Jüdischen Literatur am Bodensee«, sondern entweder in das Kapitel über den Künstlerkreis um Bruno Goetz oder unter die Autorinnen am Überlinger Ufer, denn sie war nicht Jüdin; den hübschen und vergessenen Roman »Felix und Felice« (1933) von Karl Jacob Hirsch alias Karl Böttner, der am Bodensee spielt, hat Jochen Greven erst nach dem Erscheinen der »Bohème am Bodensee« wieder bekannt gemacht; ob der schlesische Erzähler Arnold Ulitz, der seit dem Krieg in Tettngang lebte, nicht eine ausführlichere Würdigung verdient hätte als die bloße Erwähnung, kann man sich fragen. Nicht alles ist ganz frisch, sondern manches war schon vorher verstreut veröffentlicht. Es ist aber schön, daß man jetzt die gesammelten Blätter und Verweise wegwerfen kann, weil die Kapitel nun sinnvoll geordnet und erschlossen vorliegen. Über die reiche Illustrierung mit Photographien, Buchumschlägen, Dokumenten und Faksimiles kann man nur ins Schwärmen geraten.

*Oswald Burger*

PETER EITEL (Hrsg.), *Ravensburg im Dritten Reich. Beiträge zur Geschichte der Stadt*. 483 Seiten mit zahlreichen Abb. Oberschwäbische Verlagsanstalt, Ravensburg 1997. DM 36,-

Die Stadt Ravensburg ist zu beglückwünschen zu diesem Werk, das auf beispielhafte Art die unbefriedigend verlaufene politische Säuberung der ersten Nachkriegszeit noch einmal aufgreift, in die Tiefe und Breite hinein betreibt und zu einem verantwortungsvollen Abschluß bringt. Auch

wenn, wie in dem Band verschiedentlich betont wird, »viele im Dunkeln bleiben« (so z. B. S. 462) müsse, wird mit so viel Licht in die Verhältnisse hineingeleuchtet, daß ein differenziertes Bild von Ravensburg im Dritten Reich entsteht. Der Herausgeber, der Ravensburger Stadtarchivar Dr. Peter Eitel, stellt in der Einleitung die unbeantwortbare Frage, ob die Stadtgeschichte der zwölf Jahre zwischen 1933 und 1945 »zu früh oder zu spät?« (S. 7) aufgearbeitet werde. Man kann nach eingehender Lektüre sagen: diese Geschichte wurde endlich und gerade noch zur rechten Zeit erarbeitet. Denn es war noch einiges aus unmittelbarem Erleben zu erforschen, und andererseits war der Abstand schon so groß, daß das Berichten von konkreten Einzelheiten und das Aufzeigen der Verantwortung für das Geschehene möglich geworden ist, auch wenn es sich nicht nur um die großen Verbrechen, sondern um den nationalsozialistischen Alltag handelt. Die 24 Einzelbeiträge von 21 Autorinnen und Autoren sind jeweils in sich abgeschlossen.

Werner Heinz und Andreas Neuburger schildern faktenreich und trocken die völkische Bewegung zwischen 1918 und 1933. Uwe Kraus referiert zusammenfassend die Ergebnisse seiner Dissertation (Tübingen 1986) über »Aufstieg und Machtergreifung der Nationalsozialisten in Ravensburg zwischen 1928 und 1935«.

Wolf-Ulrich Strittmatter stellt die Organisationsstruktur und das Personal der Ravensburger NSDAP vor und Jan Koppmann liefert als Konkretisierung ein Charakterbild des NSDAP-Kreisleiters Carl Rudolf. Weil Rudolf selbst im April 1945 die Akten des NSDAP-Kreises Ravensburg ins Feuer warf, ist die Quellenlage nicht gut, dennoch gelingt Koppmann ein bemerkenswert rundes Bild eines wohl typischen nationalsozialistischen Funktionärs, von der Herkunft bis zu den Versuchen nach 1945, sich aus der Verantwortung herauszustecken. In vielen weiteren Beiträgen des Bandes werden zusätzliche Aspekte der Persönlichkeit Rudolfs beleuchtet.

Ravensburgs Bürgermeister im Dritten Reich war Rudolf Walzer – der nüchterne Technokrat aus alteingesessener katholischer Familie, der als Außenseiter im Februar 1932 überraschend in sein Amt gewählt worden war, war ein Sonderfall unter den Bürgermeistern des Dritten Reiches. Trotz mancher Konflikte mit der NSDAP und trotz eines Rivalitätsverhältnisses zum Kreisleiter Carl Rudolf blieb Walzer bis zum Kriegsende im Amt und übergab die Stadt kampfflos an die einrückenden Franzosen. Peter Eitel schildert sensibel die Person, die Lebenswelt und Amtsführung Walzers in ihren Widersprüchen. Eitels Urteile sind abgewogen und werden der Person gerecht. Seine Reflexionen über die Nöte, in die Menschen unter extremen Verhältnissen geraten können, sind eindrücklich.

Manfred Restle beschreibt die Anpassung, Konzentration und Gleichschaltung der Ravensburger Lokalpresse. Zum Thema Widerstand in der NS-Zeit macht Peter Eitel einleitend die Einschränkung, daß allenfalls von symbolischen Formen des Widerstands, von kleinen Beispielen zivilen Mutes, des Protests oder der Nichtanpassung in Ravensburg die Rede sein könne, nicht aber von einer organisierten Widerstandsbewegung, und er schildert Beispiele von Resistenz aus den Milieus der Arbeiterbewegung, der katholischen Jugendgruppen und aus den Schulen und Beispiele mangelnder Begeisterung während des Kriegs. Breiten Raum nimmt die Schilderung der Veränderungen im Schulbereich ein, Friedhilde Rundel behandelt den erzwungenen Wandel der Ravensburger Mädchenschule von der Konfessionsschule zur »Deutschen Schule«, dargestellt vor allem aufgrund überlieferter Schulwochenhefte, und Gerhard Stengelin beschreibt den ähnlichen Prozeß der Gleichschaltung in den beiden höheren Schulen Ravensburgs und den Kampf um den konfessionellen Religionsunterricht.

In einem ambitioniert formulierten Beitrag versucht Joachim Hohmann aus Schulaufsätzen des Dritten Reiches zu rekonstruieren, wie Schülerinnen und Schüler ihre Zeit erlebten, parallel dazu wurden die gleichen Personen heute befragt, wie sie das Dritte Reich erlebten. Die Aussagen sind zu sehr bearbeitet, als daß sie ein anschauliches Bild ergeben könnten. Lesenswert ist aber der konkrete Bericht von Franz Wäschle, der 1936 als einziger Schüler der Oberrealschule nicht in die Hitlerjugend eintrat. Dorothee Breuckers Beitrag über Frauen im Nationalsozialismus führt vor allem den Widerspruch vor Augen, daß der Nationalsozialismus die politisierende Frau eigentlich ablehnte, daß aber während des Dritten Reiches weitaus mehr Mädchen und Frauen in der Öffentlichkeit hervortraten als je zuvor. Sie schildert diesen Emanzipationsschub wider Willen an einigen konkreten Beispielen.

Das kulturelle Leben in Ravensburg beschreibt in einer guten Überblicksdarstellung Editha Davidson. Sie stellt Ravensburg als Beispiel der einheitlichen Kulturpolitik des Dritten Reiches dar, arbeitet die Inkonssequenzen der NS-Kulturwahrer heraus und geht auch auf den mutigen Ravensburger Maler Julius Herburger ein. Die ehemals bürgerlichen Sportvereine wurden im großen

und ganzen ohne Vorbehalte gleichgeschaltet, die der Arbeiterbewegung zuzurechnenden Vereine wurden verboten. Sie beschreibt Rainer Lupschina. Ein spezifisches Ravensburger Thema ist der Versuch der Nazis, das traditionsreiche Ravensburger Rutenfest zu verändern, was nie vollständig gelang, wie Alfred Lutz nachweist.

Manfred Hauser rekonstruiert sorgfältig die Schicksale der Ravensburger Juden, die Ähnliches erdulden mußten wie die Juden überall im deutschen Herrschaftsbereich. Besonders grotesk erscheint das Vorgehen der Stadt gegen den harmlosen und unkonventionellen Dr. Fritz Rose. Hermann Hörting knüpft an diesen Beitrag an und berichtet über die Suche nach ehemaligen jüdischen Bürgern aus Ravensburg; seine Reportage enthält Geschichten von spätem Glück, aber auch von Verbitterung, Angst und Verdrängung, und einen erschütternden Schluß mit dem Eingeständnis, daß einzelne Überlebende heute noch Diskriminierungen befürchten.

In der von Dorothea Kiderlen recherchierten Geschichte von Verfolgung und Vernichtung der Ravensburger Sinti werden die Diskriminierung, Kontrolle, Sterilisierung, Deportation und teilweise Ermordung dieser Menschen geschildert und eingebettet in die Geschichte der Diskriminierung von Roma und Sinti vor und nach dem Dritten Reich.

Ein Sonderthema innerhalb des Buches ist die Geschichte der psychiatrischen Heilanstalt Weihenau im Süden von Ravensburg zwischen 1933 und 1945. Manfred Kretschmer bietet einen Überblick über die Geschichte der Anstalt, in der über 300 Patienten sterilisiert und aus der fast 70 Patienten im Rahmen der Euthanasie ermordet wurden. Sowohl in Kretschmers Beitrag als auch in der einfühlsamen Biographie der Ärztin Dr. Martha Fauser von Dorothee Breucker werden die Fragen der Verantwortung und Schuld differenziert betrachtet und in ihren Widersprüchen sorgfältig dargestellt.

Achim Schwarz versucht die Geschichte der ausländischen Arbeiter während des Zweiten Weltkriegs in Ravensburg und Weingarten darzustellen. Etwa 4000 Ausländer arbeiteten für die Stadt und mindestens 86 unterschiedliche Betriebe, 31 Lager können nachgewiesen werden. Die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs in Ravensburg schildert Edgar Walter

Viele Personen und Ereignisse tauchen noch einmal in dem Kapitel über die Politische Säuberung in den Jahren 1945 bis 1952 auf. Wolf-Ulrich Strittmatters Darstellung läßt erkennen, wie schwierig es war, kriminelle, politische und moralische Schuld festzustellen, gegeneinander abzuwägen und mit angemessenen Sühnemaßnahmen zu ahnden. Wie wohl überall redeten sich die Verantwortlichen heraus und fielen im Lauf der Jahre aus den anfangs konsequent betriebenen Verfahren mehr und mehr heraus, bis am Beginn der 50er Jahre die Säuberung beendet war und damit auch das Thema weitgehend verdrängt wurde. Erst die Autoren des vorliegenden Sammelbandes arbeiten das Thema umfassend wieder auf. Am Ende der Beiträge sind persönliche Erinnerungen des 1922 geborenen Josef W. Janker abgedruckt.

Die unterschiedlichen Beiträge enthalten Quellen- und Literaturhinweise, der Band wird abgerundet durch ein Personenregister, knappe biographische Angaben zu den Verfassern, deren Geburtsjahre (außer bei Janker) zwischen 1926 und 1979 liegen, die also nicht mehr zur Täter- bzw. Opfergeneration gehören und daher unbefangen sind. Dennoch ist hinter den sachlichen Darstellungen oft die affektive Bewegung, der erkenntnisleitende moralische Impuls oder auch die Ratlosigkeit zu spüren angesichts unbegreiflicher Erscheinungen. Schließlich enthält der Band zahlreiche Illustrationen, Textwiedergaben, Stimmungsbilder von der Stadt Ravensburg im Dritten Reich, Porträts der Akteure und Aufnahmen der Sinti vor ihren Baracken im Jahr 1937.

Die folgende Geschichte geht nicht nur zu Herzen, sondern vermittelt auch einiges über das verbreitete (Vor-)Urteil, darüber, was angeblich alle nicht wußten: Die 1935 geborene Ravensburgerin Olga B. lernte ein gleichaltriges Sintikind kennen, das sie Schnecke nannte. Das dreijährige Sintimädchen hatte ein Gebilde aus einer Kartoffel und einem Stoffetzen als Ersatz für eine Puppe. Voller Mitgefühl bat Olga B. ihre Mutter, diesem Mädchen eine ihrer Puppen schenken zu dürfen. Sie sah das Mädchen mit der Puppe Marlene nie mehr wieder. Als sie erfuhr, daß die Zigeuner auf dem Bahnhof seien, um weggebracht zu werden, rief die kleine Olga B. voller Schrecken: »Mama, wird meine Marlene jetzt auch vergast?« (S. 352).

*Oswald Burger*

MARGARETHE RUFF, »Um ihre Jugend betrogen«. *Ukrainische Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg 1942–1945* (Studien zur Geschichte und Gesellschaft Vorarlbergs Bd. 13). 200 Seiten mit 41 Abb. Vorarlberger Autoren Gesellschaft Bregenz 1996. ÖS 239,-

Die Hohenemser Historikerin Margarethe Ruff ging dem Schicksal einzelner Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter aus der Ukraine unter den rund 11 000 bis 12 000 ausländischen Arbeitskräften nach, die gegen Kriegsende in Vorarlberg leben und arbeiten mußten. Sie schildert die Anwerbung, bei der zwischen freiwilliger Meldung und offenem Terror unterschiedlichste Methoden angewandt wurden, die harten Transportbedingungen und die Verteilung auf die Arbeitsplätze. Die Kennzeichnungs- und sonderrechtlichen Bestimmungen und ihre mehr oder weniger strenge Ausführung werden beschrieben. Bei der Darstellung der Lebens- und Arbeitsbedingungen geht die Autorin sehr differenziert vor. So ist die Behandlung der in Lagern untergebrachten Ostarbeiterinnen und Ostarbeiter zu unterscheiden von den Bedingungen im Einzeleinsatz. Im allgemeinen war das Schicksal der Menschen in den Lagern härter als in der Landwirtschaft, in Haushalten und im Kleingewerbe. In Lagern wurden die Menschen untergebracht, die in der Rüstungsindustrie, der Bauwirtschaft (vor allem beim Kraftwerksbau der Vorarlberger Illwerke AG) oder der Textilindustrie beschäftigt waren. Die medizinische Versorgung, der Kontakt zur Heimat, die polizeiliche Überwachung und Bestrafung bei Widersetzlichkeiten werden beschrieben. Dem »Verhalten der Heimischen« zwischen Wegschauen und Hilfeleistung und den »Verbotene(n) Beziehungen« sind Kapitel gewidmet. Schließlich schildert Margarethe Ruff das Kriegsende, den Versuch der Repatriierung und den verbreiteten Widerstand der »Befreiten« gegen die Rückführung in die spätstalinistische Sowjetunion.

Hauptergebnis der Untersuchungen Margarethe Ruffs ist ein hochdifferenziertes Bild der Lebensumstände der Zwangsarbeiter/innen in Vorarlberg; »vom Familienanschluß auf einem Bauernhof bis zu gefängnisähnlichen Lebensbedingungen auf einer Baustelle war alles möglich« (S. 134), resumiert sie in ihren Schlußgedanken.

Das Bemerkenswerteste an dieser Arbeit sind freilich nicht (nur) ihre Feststellungen, für die die Autorin auch Archivalien und die Standardliteratur zum Thema auswertet, sondern ihre Oral-History-Methode. In 25 Interviews befragte Margarethe Ruff Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, davon die Hälfte auf zwei Reisen im Jahr 1995 in die Ukraine. Und dabei machte sie widersprüchliche Erfahrungen. Die Betroffenen erzählten manche Details, die in den klassischen Quellen nicht überliefert sind, sie hatten manche Erinnerungen aber auch schon verdrängt, oder sie verschwiegen sie, offenbar zum einen wegen der jahrzehntelangen Tabuisierung des Themas in der Sowjetunion – dort wurden sie für Kollaborateure der deutschen Kriegsführung gehalten –, zum anderen um ihre österreichische Interviewerin nicht durch negative Aussagen über ihre Behandlung zu enttäuschen und ihre Aussichten auf – verspätete – Entschädigungen zu verschmerzen.

Eine reziproke Tabuisierung des Themas mußte Margarethe Ruff in Vorarlberg bei den meisten Unternehmen feststellen, die seinerzeit von der Zwangsarbeit profitiert hatten. Sie waren wenig hilfreich bei der Forschung. So handelt die Studie an ihrer Oberfläche von der Sache Zwangsarbeit, es drängt sich aber immer wieder das peinliche Thema des bisherigen Umgangs mit dem Gegenstand hervor.

Ähnliches wie Margarethe Ruff in ihrer Arbeit, die ursprünglich als Diplomarbeit an der Universität Innsbruck entstand, erforschte Christa H. Tholander in einer Magisterarbeit über ausländische Arbeitskräfte während des Zweiten Weltkriegs in Friedrichshafen. Mußten erst Frauen am Rande der männlich dominierten Historikerzunft auftreten, um sich dieses heiklen Themas anzunehmen?

Es ist schon fast zu spät zur Aufarbeitung. Die Namenslisten, die Margarethe Ruff im Anhang mitteilt, ermöglichten noch manche weitere Forschung. Und es bleibt zu hoffen, daß in den Firmen wie zum Beispiel den Illwerken AG ein offenerer Geist einkehrt.

Oswald Burger

GEORG METZLER, »Geheime Kommandosache«. *Raketentrüstung in Oberschwaben. Das Außenlager Saulgau und die V2 (1943–1945)*. 268 Seiten mit zahlr. Abb. und Plänen. Verlag Wilfried Eppe, Bergatreute 1996. DM 48,-

Nach Anfängen der Raketentwicklung in Kummersdorf bei Berlin wurde von 1935 an die Heeresversuchsanstalt Peenemünde auf der Insel Usedom ausgebaut. Nachdem Hitler zunächst skept-

tisch gegenüber der Raketenentwicklung war, ließ er sich ab 1942 umstimmen. Für die Serienfertigung wurde vom Frühjahr 1942 an unter anderem die Firma Luftschiffbau Zeppelin GmbH in Friedrichshafen vorgesehen, und zwar speziell für die Gerippe, den Rumpf aus zwei Halbschalen und die beiden großen Treibstoffbehälter. Für die notwendigen Baumaßnahmen in Friedrichshafen wurden 5 Millionen RM benötigt, die als Kredit der Heeres-Rüstungskredit AG Berlin bereitgestellt wurden. So ergab sich für den Luftschiffbau Zeppelin ohne Entwicklungskosten und mit einem Vorschuß der Einstieg in die modernste Hochtechnologie und damit wurden »auf einträgliche Weise Extremgewinne« (S. 32) ermöglicht.

Fast gleichzeitig mit dem Produktionsbeginn in Friedrichshafen wurde ein Außenkommando des Konzentrationslagers Dachau in Friedrichshafen eröffnet (Juni 1943), zugleich erfolgte aber auch schon der erste Bombenangriff auf den Luftschiffbau, obwohl die britische Abwehr zu dem Zeitpunkt noch nichts über die geheime Raketenrüstung beim Luftschiffbau wußte. Im Zuge der im zweiten Quartal 1943 anlaufenden Verlagerung von Rüstungsbetrieben wurde für die Raketenfertigung die Erntemaschinenfabrik Bautz in Saulgau vorgesehen. Gegen den Willen von deren Seniorchef wurden leerstehende Hallen umgebaut, ein Außenlager des Konzentrationslagers Dachau errichtet und im Lauf des Monats November 1943 bereits mit der Produktion von Halbschalen in Saulgau begonnen. Sowohl der Umbau, die Verlagerung der Maschinen, die Errichtung des Lagers, als auch die Einrichtung von mehr als einem Dutzend Lagerflächen in der Umgebung entgingen der britischen Aufklärung.

Georg Metzler erläutert die Entscheidung, im Verlauf des Kriegs zunehmend mehr Häftlinge für Kriegsaufgaben einzusetzen, und das Verfahren beim Einsatz von Häftlingen. Die Initiative ging in der Regel von den von der Häftlingsarbeit profitierenden Unternehmen aus. Das war auch beim Luftschiffbau Zeppelin der Fall. Und in dem Zusammenhang fällt ein Schatten auf den Chef des Zeppelinkonzerns Dr. Hugo Eckener, der in drei Betrieben Häftlinge beschäftigte und sich nach dem Krieg nicht mehr daran erinnern mochte. Daß man ohne nachteilige Folgen die Zuweisung von Häftlingen ablehnen konnte, belegt Metzler mit dem Beispiel des Flugzeugkonstruktors Erich Bachem in Bad Waldsee, der die angebotenen Häftlinge mit der Begründung ablehnte, »er brauche Arbeiter und keine Sklaven« (S. 63).

In einer langen und differenzierten Darstellung schildert Georg Metzler die Entstehung des Saulgauer Lagers, das vom 14. 8. 1943 bis zum 22. 4. 1945 bestand und rund 400 Häftlinge aufnahm. Detailliert wird die Organisation des Lagers sowohl auf der Ebene der rund 30 SS-Angehörigen als auch die Häftlings selbstverwaltung beschrieben. Die Häftlingskategorien werden generell geschildert und am Beispiel von Einzelschicksalen exemplarisch und eindrücklich vorgeführt. Metzler gelingt die schwierige Gratwanderung zwischen dem Mitgefühl für die Menschen und Anteilnahme an ihrem Lebensschicksal und der distanzierten Bewertung oft einseitiger Quellen sowohl im Fall der Häftlinge als auch der SS-Angehörigen. Auch die Problematik des Personenschutzes wird verantwortungsbewußt gelöst, ohne daß die Aussagen unanschaulich werden.

Unter der Überschrift »Das Leben im Lager« schildert der Verfasser den Prozeß der völligen »Demaskierung der Persönlichkeit« (S. 147) der Häftlinge aufgrund der ständigen Kontrolle, der Unmöglichkeit allein zu sein, der Aussichtslosigkeit der Situation, der Angst vor Spitzeln, des Heimwehs, der sexuellen Not, der sprachlichen und ethnischen Unterschiede, der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Häftlingskategorien und des deprimierenden Gedankens, die hergestellten Waffen könnten gegen das eigene Heimatland eingesetzt werden. Metzler belegt diese Situation mit vielen Details, bleibt dabei objektiv und schildert die Situation in Saulgau im Vergleich zu anderen Lagern als verhältnismäßig human (im Gegensatz z. B. zur Situation im gleichzeitig entstandenen Außenkommando Überlingen).

Produziert wurden in Saulgau zwischen dem Jahreswechsel 1943/44 und dem März 1945 nach Berechnungen Metzlers 2842 Mittelteile für die V2-Raketen, das war etwa die Hälfte der Gesamtproduktion. Die fertigen Teile wurden mit der Bahn in das im Kohnstein im Harz errichtete Mittelwerk transportiert, wo nach der Zerstörung wesentlicher Teile der Anlagen in Peenemünde, Wiener Neustadt und Friedrichshafen der Zusammenbau der Einzelteile stattfand. Am 25. 2. 1945 wurden 151 Häftlinge von Saulgau nach Überlingen gebracht, die abgezogenen Häftlinge sollten beim Stollenbau im Überlinger Molassefels mitwirken. Ende März 1945 wurde die Halbschalenproduktion in Saulgau eingestellt. Am 1. April 1945 verließ der letzte Zug mit Halbschalen Saulgau in Richtung Nordhausen. Am 4. April wurden die übrigen 254 Häftlinge von Saulgau nach Dachau evakuiert. Einen Tag später schickte der Lagerführer Georg Grünberg 214 nicht mehr arbeitsfähige Häftlinge aus Überlingen nach Saulgau.

Nachdem während der Monate der Produktion in Saulgau insgesamt 6 Menschen aus dem Lager gestorben waren, darunter keiner infolge von Gewaltanwendung oder Tötungshandlungen, wie Metzler versichert, setzte nun »das große Sterben im Lager« (S. 169) ein. Zwei ehemalige Überlinger Häftlinge starben noch im Zug, 18 starben zwischen dem 5. 4. und 19. 4. 1945 und noch einmal 17 starben nach dem Einmarsch der Franzosen. Die Gesamtzahl der Todesopfer unter den Häftlingen in Saulgau betrug 43.

Die SS-Angehörigen verließen vor der Ankunft der Franzosen am 22. 4. 1945 das Lager, am 23. 4. wurde das Kreiskrankenhaus für die Häftlinge beschlagnahmt und der Häftlingsarzt Dr. Matijašić zum Chefarzt ernannt. Knapp schildert Metzler die Nachkriegszeit, das Ende der Gebäude und die neue Überbauung durch ein Kaufhaus, den Verbleib der Halbschalen, die Gräber der Gestorbenen und die juristische Aufarbeitung.

Allzu bescheiden, fast nebenbei, formuliert Metzler, daß die »Einbeziehung Saulgaus in eine der geheimsten Waffenfertigungen des Dritten Reiches . . . bisher in der V2-Literatur ohne Erwähnung« (S. 210) geblieben sei. Diese Lücke ist nun erstmals und zugleich vermutlich endgültig geschlossen. Metzlers minutiös belegte Studie stützt sich auf die umfangreiche Standardliteratur, auf Quellen aus über 80 Archiven und Institutionen, auf Gespräche mit ehemaligen Häftlingen und auf Material von einem Dutzend ehemaliger Häftlinge, 46 anderen Zeitzeugen und rund 70 Personen, die Auskünfte erteilten. Schließlich enthält der Band zahlreiche Pläne, Karten, Zeichnungen, wiedergegebene Dokumente und Fotografien.

Wer wie der Rezensent selbst mit der Materie vertraut ist, kann dieses Werk nur loben; daß es nicht von einem zünftigen Historiker stammt, macht die Leistung noch größer.

Oswald Burger

*Von der Diktatur zur Besetzung. Das Kriegsende 1945 im Gebiet des heutigen Landkreises Sigmaringen.* Hrsg. vom Landkreis Sigmaringen (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen Bd. 4). 256 Seiten. Sigmaringen 1995. DM 25,-

Das Gedenkjahr 1995 hat zum Kriegsende und zur Besetzung einen neuen Schub an Publikationen ausgelöst. Die Fragestellungen reichen über das Militärische hinaus, wohl letztmals konnten Augenzeugenberichte einbezogen werden. Mit großer Verzögerung werden im regionalen Bereich nach 50 Jahren nicht nur Opfer, sondern auch Roß und Reiter, nämlich Täter und lokale Prominenz genannt.

Das militärische Geschehen im Gebiet um Sigmaringen und den damaligen Bezirken Saulgau, Meßkirch und Pfullendorf ordnet sich in den französischen Vorstoß aus dem Raum Karlsruhe über Freudenstadt Richtung Bodensee und Alpen ein. Doch hatten einige Aktionen symbolischen Charakter, etwa der entgegen den Absprachen mit den Amerikanern erfolgte Vorstoß auf Ulm, wo General de Lattre sich mit Napoleon vergleichen konnte, aber auch die Besetzung Sigmaringens, bei der es den Franzosen darum ging, sich der Vichy-Politiker und deren Gefolgschaften zu bemächtigen. Zum Experten für dieses Thema ist der Sigmaringer Staatsarchivar Becker geworden. Zu den französischen Darstellungen, die mehr die politischen Aktivitäten und Rivalitäten hervorheben, liefert er auf der Grundlage deutscher Quellen den realen Hintergrund von Unterbringungs- und Versorgungsproblemen. Die Stimmung der Einheimischen war gegenüber diesen Franzosen fast toleranter als gegenüber den vielen deutschen Evakuierten aus bombengefährdeten Gebieten, den Schulen, Betrieben, Behörden, die in diese Region verlagert wurden und schon vor Kriegsende für Wohnungsnot sorgten.

Das Kapitel über den Luftkrieg in dieser relativ verschonten Gegend hätte sich auf die Funktion des neuen Flugplatzes Mengen und die Aktion »Clarion« der Alliierten vom Februar 1945 gegen Bahnhöfe und Verkehrsverbindungen beschränken können. Bemerkenswert als Längsschnitt ist dagegen die Studie über das wechselhafte Schicksal des Lagers und Truppenübungsplatzes Heuberg, die eindrucksvollste Seite die Beschreibung eines Falles von Rassenschande in Stetten in seinen Nachwirkungen bis 1983.

Der aus Vorträgen hervorgegangene und von Kreisarchivar Weber herausgegebene Sammelband gliedert sich nach Orten, was zu manchen Wiederholungen führt, für die Leser des jeweiligen Ortes aber letztlich praktisch ist. Die 1985 ausgelöste Diskussion über Befreiung oder Niederlage läßt sich für diese Region mit dem Gefühl der Erleichterung, aber der Gewißheit der Niederlage beschreiben. Hervorzuheben für die Zeit der Besetzung ist der rasche Stimmungsum-

schwung gegenüber den Franzosen auf Grund der vielen Einquartierungen und Requisitionen durch eine sehr gemischte Truppe, die auf dem Lande lebte. In einer landwirtschaftlichen Gegend, wo jeder die Entnahme von Vieh, Getreide und Holz registrieren konnte, war es manchmal schwierig, unbelastete Bürgermeister zu finden, die es auf sich nahmen, sich zwischen den Forderungen der Besatzer und dem Widerstand der Bevölkerung aufreiben zu lassen. Selbst in den Entnazifizierungsverfahren ergriff die Bevölkerung stimmungsmäßig für die Täter gegen die Franzosen Partei.

Doch sollte man nicht von »Wildwest-Szenarium« sprechen oder schon in der Einleitung »Verbrechen« der Franzosen von 1945 neben die Verbrechen des NS-Regimes stellen. Das Beispiel Gammertingen zeigt zwar, wie ein einzelner Ortskommandant einen ganzen Ort drangsalierte konnte. Doch die Einbeziehung französischer Quellen aus Colmar ergänzt nicht nur die geringe Schriftlichkeit deutscher Ämter in der unmittelbaren Nachkriegszeit, sie läßt auch differenzierte Bemühungen der Franzosen erkennen.

Manche Beiträge zum Kriegsende beginnen mit dem Jahr 1933, sie sind offensichtlich der erste publizistische Versuch einer Bewältigung der NS-Zeit auf lokaler Ebene. Die Mühsal der Aufarbeitung hat hier erst begonnen.

Arnulf Moser

LOTHAR BURCHARDT, *Konstanz zwischen Kriegsende und Universitätsgründung. Hungerjahre, »Wirtschaftswunder«, Strukturwandel* (Geschichte der Stadt Konstanz 6). 592 Seiten mit zahlreichen Abb. Stadler Verlagsgesellschaft, Konstanz 1996. DM 136,-

Burchardts umfassendes Werk setzt den Schlußstein innerhalb des ehrgeizigen Projektes einer »Geschichte der Stadt Konstanz«, die es von der Ausstattung und wissenschaftlichen Verbindlichkeit her auch mit der von der Fachwelt zu recht sehr gelobten »Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau« aufnehmen kann. Die Reihe reicht von der Zeit des frühen Mittelalters bis zur einschneidenden und die Entwicklung des modernen Konstanz nachhaltig bestimmenden Gründung der Universität, für die 1966 der Grundstein gelegt worden war. Wenn man auch, bei aller zu konstatierenden Bedeutung dieser Universitätsgründung, bedauern mag, daß der Bogen nicht noch weiter in die Gegenwart geschlagen wird, so wird man über die epochale Wichtigkeit des Jahres 1945, in welchem das im wesentlichen chronikalischen Prinzipien verpflichtete Buch einsetzt, nicht diskutieren müssen.

Am 26. April 1945 besetzten französische Einheiten kampflos die Metropole am westlichen Bodensee und installierten eine Militärregierung. Bestimmenden Einfluß übte in der ersten Zeit der französische Oberbefehlshaber Lattre de Tassigny aus, der (S. 33 ff.) im Zuge einer stimmigen und auch atmosphärisch sehr gelungenen Gesamtdarstellung als »ungekrönter König« präsentiert wird und schmückende Spitznamen wie »Théâtre de Marigny« trug. Die Besatzungssoldaten, vielfach aus Nordafrika rekrutiert, verübten zahlreiche Gewalttaten, wobei vor allem deutsche Frauen Opfer von Vergewaltigungen wurden, deren genaue Zahl sich nicht mehr feststellen läßt (S. 48). Das erste »Besatzungskind« wurde schon am 16. Januar 1946 geboren (S. 49). Konstanz gehörte nach der endgültigen Festlegung des Territorialbestands der alliierten Besatzungszonen im Juli 1945 weiterhin zum französischen Einflußbereich und gliederte sich verwaltungsmäßig in das 1947 dann auch staatsrechtlich gegründete kurzlebige Land (Süd-) Baden ein, dessen Verwaltungszentrale in Freiburg im Breisgau lag. Die Stadt erlebte Lebensmittelknappheit, Übergriffe der Besatzungsmacht, Einquartierungen, Probleme mit Rohstoffmangel, Demontagen und Displaced Persons wie andere Städte in Südbaden auch, doch nun sind wir erstmals in einer fundiert dokumentierten Gesamtschau unterrichtet und kennen die Einzelheiten.

Kein über Konstanz in dieser Zeit berichtendes Buch kann ohne den Hinweis auf Stadtarchivar Otto Feger und seine »Schwäbisch-alemannische Demokratie« auskommen. Auch Burchardt nennt ihn und sein Programm zur Bildung eines die bisherige politische Ordnung im deutschen Südwesten und darüber hinaus über den Haufen werfenden Südstaates (»Alpenland«, auch unter Einbeziehung österreichischer Teile), weiß aber kaum etwas damit anzufangen und vermag diesen damals wirkungsmächtigen Vorstoß – so ist es der Dissertation von Jürgen Klöckler zu entnehmen – nicht recht einzuordnen. War es vielleicht kein Zufall, daß ausgerechnet ein Konstanzer solche Dinge propagierte? Ein vergleichbares Desinteresse vermeint man im Hinblick auf den Konstanzer Juristentag vom Juni 1947 konstatieren zu müssen (S. 197). Unzutreffend ist auch der Hinweis, Carlo

Schmid habe den Juristentag »später nicht einmal einer Erwähnung in seinen Memoiren für wert« befunden. Im gedruckten Teil seiner Erinnerungen ist der Passus über den Juristentag nicht enthalten, weil er, wie vieles andere, gekürzt wurde, um den ohnehin voluminösen Band nicht noch umfangreicher werden zu lassen. Im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung kann man im Manuskript nachlesen, für wie wichtig Schmid den Juristentag hielt.

Einen freilich gravierenderen Mangel empfindet der Rezensent im Zusammenhang mit der Schilderung des parteipolitischen Neubeginns. Sorgsam werden die Gründungsgeschichten der Nachkriegsparteien präsentiert, die Namen der federführenden Aktiven genannt, seien es Rudi Goguel und Johanna Hemm (KPD), der frühere badische Landtagsabgeordnete Karl Großhans (1881–1946), Klara Leonhardt, Fritz Arnold (SPD) oder Franz Knapp (der spätere Oberbürgermeister), Alfred Merk und Hermann Schneider (CDU), der spätere Konstanzer Wahlkreisabgeordnete im baden-württembergischen Landtag. Auch wenn man natürlich nicht alle nennen kann, so ist doch die Tatsache, daß Maria Beyerle (1882–1968) im ganzen Band nicht einmal erwähnt wird, ebenso erstaunlich wie ärgerlich. Frau Beyerle, in Konstanz geboren, beruflich und politisch wirkend und auch dort verstorben, war vor 1933 für die Zentrumsparlei im Badischen Landtag und zählte zu den bedeutendsten Mitgründerinnen der Badischen Christlich-Sozialen Volkspartei (BCSVP), der Vorläuferin der CDU. Von 1946–1948 war sie Mitglied des Konstanzer Stadtrats, seit 1947 auch des südbadischen Landtags. Schade, daß die Gelegenheit verpaßt wurde, sich Frau Beyerles am geeigneten Ort, nämlich in diesem Band, in angemessener Form zu erinnern und damit dem biographischen Beitrag von Clemens Siebler in den »Baden-Württembergischen Biographien« Band 1 (1994), S. 23 ff., seine lokale Verankerung nachzureichen.

Dies sind, gewiß, nur Details, die die große Leistung Burchardts nicht zu mindern vermögen. Der Autor hat mit Erfolg versucht, die wesentlichen Aspekte der städtischen Geschichte auf den verschiedensten Ebenen zu berücksichtigen. Der von der wiederum überaus ansprechenden Machart des Bandes animierte Leser folgt Burchardt gern bei seiner Schilderung der kommunalen Kämpfe, der Landtags- und Bundestagswahlen, der Untersuchung der Haltung von Konstanz in der Südweststaatsfrage (die Wahlergebnisse ergaben eine wesentlich größere Bejahung des Südweststaates als im südbadischen Durchschnitt). Kulturelles Erblühen, Wirtschafts- und Stadtentwicklung, Medienlandschaft, Jugendpolitik, Entnazifizierung, der zunehmend bestimmende Faktor des Fremdenverkehrs und letztlich der Weg hin zur Gründung einer Universität auf maßgebliche Intervention des baden-württembergischen Ministerpräsidenten Kiesinger, der dafür die Ehrenbürgerwürde der Stadt erhielt – das sind die Themen der zweiten Hälfte des mit zahlreichen auch farbigen Abbildungen und über fünfzig Tabellen aufwartenden Buches. Und ganz richtig weist Burchardt am Ende darauf hin, daß gewiß seit etwa 1950 spektakuläre Ereignisse ausblieben, sich Konstanz aber in den zwei Jahrzehnten nach Ende des Weltkriegs gründlicher veränderte als in den zwei vorangegangenen Jahrhunderten.

Die Stadt Konstanz vermag nach Abschluß des Projekts als eine der traditionsreichsten und bedeutendsten Städte Baden-Württembergs auch auf eine repräsentative, auf lange Sicht gültige Stadtgeschichte zu blicken, wobei das Ergebnis den Einsatz aller Mittel und Anstrengungen in glücklicher Weise rechtfertigt.

Frank Raberg

KARL HEINZ BURMEISTER, *Geschichte der Stadt Tettwang*. 440 Seiten. Universitätsverlag Konstanz, Konstanz 1997. DM 48,-

Nach der Lektüre der Tettwanger Stadtgeschichte von Karl Heinz Burmeister bleibt man etwas ratlos zurück. Das über 400 Seiten dicke, mit umfangreichem, teilweise sehr eindrücklichem Bildmaterial versehene Buch, das mehr als 1 500 Fußnoten und einen sehr hilfreichen Anhang sowie ein Orts- und Personenregister enthält, beeindruckt auf den ersten Blick. In Zeiten, in denen eine immer größere Spezialisierung erfolgt – der Rezensent gesteht, daß auch sein historisches Wissen vor allem die letzten 200 Jahre umfaßt – ist es selten geworden, daß ein Autor über 1 100 Jahre darstellen kann, auch wenn es sich um eine vergleichsweise kleine Stadt wie Tettwang handelt.

Die Lektüre dagegen hinterläßt einen zumindest zwiespältigen Eindruck. Eine moderne Stadtgeschichte kann entweder analytisch strukturierend oder erzählend aufgebaut sein. Die Geschichte der Stadt Tettwang ist weder das eine noch das andere. Sie ist vor allem eine Zusammenstellung von unendlich vielen Fakten. Sehr häufig werden Daten aneinandergereiht. Ein besonders

krasses, aber bei weitem nicht das einzige Beispiel, ist der Abschnitt »Die Entwicklung des Theaters in Tettngang« (S. 239), der fast ausschließlich aus einer Aufzählung von Dichtern und Theaterstücken besteht, die in Tettngang aufgeführt wurden. Ebenso rätselt man, was die Auflistung der Veröffentlichungen des französischen Kreisdelegierten für Tettngang in einer Stadtgeschichte zu suchen hat.

Sehr viel ärgerlicher sind die zum Teil oberflächlichen, manchmal mißverständlichen, zum Teil falschen Darstellungen des 19. und 20. Jahrhunderts. So werden die ersten württembergischen Jahrzehnte, in denen die grundlegenden Voraussetzungen für einen modernen Staat und eine moderne Verwaltung gelegt wurden, auf gerade drei Seiten abgehandelt. Während der Revolution von 1848/49 herrschte in der Stadt angeblich ein »mangelnder politischer Geist«. Unerklärt bleibt allerdings, warum der linke Tettnganger Abgeordnete der Frankfurter Paulskirche und Kaplan Pfahler in einer so politisch desinteressierten Stadt noch nach dem Scheitern der Revolution 1849 mit seinen kritischen Predigten offensichtlich so viel Resonanz fand, daß er im April 1851 »wegen politischer Rücksichten« nach Ellwangen strafversetzt wurde.

Manche Sprünge sind ebenfalls schwer nachvollziehbar. So wird in einem Absatz das »Ober-schwäbische Volksblatt« von 1848 abgehandelt und im darauffolgenden Absatz das 1. Vatikanische Konzil von 1870 (S. 211 f.). Kaum verständlich ist die Darstellung der Wahlen in dem Abschnitt über die politischen Verhältnisse in der Gründerzeit. Im Text wird ein Wahlkampf zu Beginn der siebziger Jahre geschildert, der zwischen dem Kandidaten der Deutschen Partei und dem Kandidaten des Volksvereins ausgetragen wurde, wobei nirgendwo erklärt wird, für was die Parteien standen. Der Absatz endet mit der Aussage, daß auch in den Folgejahren die politische Lage im Oberamt stabil geblieben sei. Daran schließt sich eine Wahltabelle der Jahre 1890 bis 1912 an, die weder die Deutsche Partei noch den Volksverein enthält. Wie erkennt man hier politische Stabilität? (S. 215). Sehr viel ausführlicher wird dagegen die Hundehaltung in Tettngang dargestellt. So erfahren wir, daß sich die 48 Hunde des Jahres 1825 folgendermaßen zusammensetzten: »acht Spitze, sieben Pudel, sechs Metzgerhunde (wohl Rottweiler), fünf Kettenhunde, fünf Jagdhunde, fünf Bastarde, je drei Schäferhunde und Bärenbeisser, ein Dackel, ein großer Hühnerhund und noch einige andere« (S. 221).

Zum Ärgernis werden die beiden Abschnitte über die Weimarer Republik und das Dritte Reich, die zusammen gerade 15 Textseiten umfassen und fast alle Fragen offenlassen. So beginnt »Die Machtübernahme der Nationalsozialisten« in Tettngang, im Unterschied zum übrigen Deutschen Reich, erst 1939 (S. 274). Völlig unbeteiligt wird die öffentliche Kahlscherung einer Tettngangerin geschildert, die »Beziehungen zu einem polnischen Fremdarbeiter unterhielt« (S. 278). Nicht erwähnt wird, was aus dem polnischen Fremdarbeiter wurde. In vergleichbaren Fällen wurden sie umgebracht. Warum die Ermordung von Menschen der Pflegeanstalten Pfingstweid und Stiftung Liebenau durch die Nationalsozialisten als »Verlegungen« bezeichnet wird (S. 300) bleibt, sehr vorsichtig ausgedrückt, unverständlich.

Fragen nach Hintergründen und Zusammenhängen werden ohnehin kaum gestellt. Dazu noch ein Beispiel aus der Nachkriegszeit. In Tettngang wurde sowohl 1955 als auch 1991 der amtierende Bürgermeister abgewählt, eine für württembergische Verhältnisse sicher fast einmalige Konstellation, die aber zu keinerlei analytischen Überlegungen Anlaß gibt.

Frustriert legt man so am Ende ein Buch beiseite, das eine Unmenge von Daten, Fakten und Namen enthält, dem aber sowohl das erzählerische als auch das analytische Element weitgehend fehlen. Eine Chronologie allein ist noch kein roter Faden.

Thomas Schnabel

ERNEST MENOLFI, *Bürglen. Geschichte eines thurgauischen Dorfes vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. 680 Seiten mit 752 z. T. farbigen Abb. Chronos Verlag, Zürich 1996. sfr 58,-

Wird eine neue Dorfgeschichte angekündigt, so werden damit verschiedene und oft nur schwer in Einklang zu bringende Erwartungen der Fachwissenschaft auf der einen und eines interessierten Laienpublikums auf der anderen Seite geweckt. Ernest Menolfis Geschichte von Bürglen darf als erfolgreicher Versuch gelten, den Ansprüchen beider Leserkreise Genüge zu tun. Den umfassenden Stoff gliedert er folgendermaßen:

Nach einer Einleitung zu den geographischen und geologischen Gegebenheiten, zur Ur- und Frühgeschichte und zum Namen von Bürglen folgen vier Hauptteile: Der erste Teil über »Herr-

schaft und Schloss Bürglen« behandelt zunächst die vom 12. bis 16. Jahrhundert nachgewiesene Herrschaft der Adelsgeschlechter von Bürglen, von Klingenberg, von Sax-Hohensax sowie von Breitenlandenbergr über das Untersuchungsgebiet, welches im Jahre 1579 von der Stadt St. Gallen gekauft wurde und bis zum Ende des Ancien-Régime deren einziges Untertanenland blieb. Nach dieser gewissermaßen obrigkeitlichen Sicht wird der Blick im zweiten Teil »Dorf und Gemeinde vom Mittelalter bis 1800« auf die innerdörfliche Ebene gerichtet, indem die Entwicklung von Siedlung, Bevölkerung, Landwirtschaft, Gewerbe, Handwerk und Gemeindestrukturen nachgezeichnet wird. Auf diese beiden, bis in die Zeit vor der Helvetischen Revolution reichenden Hauptabschnitte folgt unter dem Titel »Familie, Alltag und Brauchtum einst und jetzt« ein dritter Teil, welcher Grundgegebenheiten und Alltag der Menschen von Bürglen, wie Geburt, Ehe, Familie, Alter, Tod, Wohnverhältnisse und Nahrung, im Längsschnitt vom Mittelalter bis heute darstellt. Dem Thema »Bürglen im 19. und 20. Jahrhundert« schließlich ist der mehr als die Hälfte des Buches umfassende vierte Teil gewidmet, der die Verhältnisse in Gemeinde, Politik, Kirche und Schule, die grundlegenden Veränderungen in der Wirtschaft, namentlich die Industrialisierung, die Schaffung der Infrastrukturen für Verkehr, Wasser- und Energieversorgung, das Freizeitverhalten und die Dorfkultur behandelt. Ein ausführlicher Anhang, u. a. mit Listen von Behörden und verschiedenen Amtsinhabern, mit Quellen- und Literaturverzeichnis, Anmerkungen sowie Registern, vervollständigt das Werk.

Beim vorliegenden Buch handelt es sich insofern um eine klassische Gemeindegeschichte, als der Versuch unternommen wurde, Bürglens historische Entwicklung möglichst umfassend nachzuzeichnen und nicht nur, wie das in verschiedenen neueren Ortspublikationen der Fall ist, in schlaglichtartigen Einzelaspekten. Mit überaus großer Quellenkenntnis geht Menolfi der hohen Politik ebenso wie dem einfachen Alltagsverhalten nach und ermöglicht damit eine facettenreiche Sicht auf die Bürger Geschichte. Gerade weil diese nicht außergewöhnlich oder besonders spektakulär verlief, gewährt ihre ausführliche und vielschichtige Darstellung einen beispielhaften Einblick, wie in einem nordostschweizerischen Dorf im Verlaufe der letzten Jahrhunderte gelebt wurde. Dabei werden die geschilderten Zustände stets in knapper Form in die allgemeine historische Entwicklung eingebettet und damit der – in Ortsgeschichten zuweilen auftauchende – Eindruck vermieden, das Untersuchungsgebiet bilde den Nabel der Welt.

Den Ansprüchen des einen Leserkreises, des historischen Fachpublikums, hat Menolfi mit dieser Arbeit fraglos Genüge getan, zumal sie zu einem überwiegenden Teil auf der Auswertung von Primärquellen beruht, wie der Anmerkungsapparat belegt. Wer sonst aber, so mag man fragen, soll ein 680 Seiten starkes Buch lesen? Verschiedene Gründe sprechen dafür, daß auch der andere potentielle Leserkreis, das historisch interessierte Laienpublikum, die Bürgerschaft Bürglens, dieses Geschichtsbuch zur Hand nimmt: Zunächst verlocken schon allein die Aufmachung und die reiche Bebilderung zum Schmökern. Menolfis klare und unkomplizierte Sprache sowie die starke Gliederung des Stoffes in überschaubare Einheiten kommen heutigen Lesegewohnheiten entgegen. Im Text sind überdies viele Angehörige alteingesessener Bürgler Familien namentlich erwähnt sowie zahlreiche Gasthäuser, Gewerbebetriebe, Wohnbauten und Straßenzüge abgebildet, so daß der einheimische Leser da und dort auf bekannte, wenngleich halb vergessene Namen oder Ortsansichten stößt – ein Umstand, der sowohl den Wandel bewußt werden läßt als auch zur Verbreitung eines derartigen Buches in der Gemeinde beiträgt.

Seit der Arbeit an seiner 1980 erschienenen Dissertation über »Sanktgallische Untertanen im Thurgau« hat sich Menolfi jahrelang mit Bürglens Geschichte auseinandergesetzt, deren bester Kenner er zweifellos ist. Als in Basel lebender St. Galler schreibt er aber doch aus dem objektivierenden und unsentimentalen Blickwinkel des Außenstehenden. Diese Verbindung zwischen Vertrautheit mit der Materie bei gleichzeitiger Distanz zu ihr macht nicht zuletzt die hohe Qualität des vorliegenden Buches aus.

Marcel Mayer

GISBERT HOFFMANN, *Abgegrenzt. Ehemalige Landesgrenzsteine auf der Grenze Tettngang/Achberg und Neukirch/Achberg*. 180 Seiten mit 37 Abb. Selbstverlag, Tettngang 1994.

Hinter diesem trocken klingenden Titel verbirgt sich die Beschreibung von Zeugnissen der wechselläufigen Geschichte einer kleinen Gemeinde über mehrere Jahrhunderte. Achberg, ein nur wenige Quadratkilometer großes Gebiet, ist die südlichste Gemeinde des baden-württembergischen

Landkreises Ravensburg. Zuerst einem ortsadeligen Geschlecht gehörend, ging Achberg seit dem 13. Jahrhundert durch die Hände verschiedener Besitzer, bis es 1691 an den Deutschen Orden verkauft wurde. Das heutige Schloß Achberg ist ein eindrucksvolles Zeugnis dieser Herrschaft. 1805 wurde Achberg bayerisch, kurz darauf gelangte es an das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen und 1849 mit den »Hohenzollerischen Landen« an das Königreich Preußen. Bis zum Jahre 1969 wurde der kleine Sprengel, ringsum von Bezirken anderer Herrschaften umgeben, vom 80 Kilometer entfernten Sigmaringen aus verwaltet. Heute gehört Achberg zum Landkreis Ravensburg. Im Westen grenzt es an die Stadt Tettngang, im Norden an die Gemeinde Neukirch, im Osten an die Stadt Wangen und im Süden an die Stadt Lindau.

»Wohl kaum eine andere Gemeinde im Lande dürfte derart von alten Landesgrenzsteinen umrahmt sein« (G. Hoffmann). Das kleine überschaubare Achberger Gebiet bot sich deshalb als geeignetes Beispiel für eine eingehende Untersuchung über Bestand und Zustand solcher alter Grenzmarken an. Sie sind »Kleindenkmale« i. S. des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes und als solche erhaltenswert. Ihre Erfassung kann eine Grundlage für derartige Bemühungen geben.

Einleitend wird die Bedeutung der Abgrenzung von »Haus und Hof« und die Kenntlichmachung der Grenzen, die seit dem Altertum durch die Vermarkung mit bestimmten Steinen üblich war, behandelt. Der »Geschichtliche Hintergrund« zeigt die Entwicklung der einzelnen Herrschaftsgebiete Achberg, Grafschaft Montfort und Kloster Langnau im Laufe der Jahrhunderte, begleitet von Karten und Übersichten, ferner die Bedeutung dieser Grenzen als Herrschaftsgrenzen und zugleich als Grenzen der oberen bzw. niederen Gerichtsbarkeit.

Im Abschnitt »Grenzsicherung« sind Beschreibungen und Karten der Grenzverläufe – erstmals von 1576 – sowie Protokolle der Grenzbegehungen seit 1736 über zwei Jahrhunderte bis 1924 zusammengestellt. Abschriften der jeweiligen Dokumente hat der Verfasser vorwiegend im Staatsarchiv Sigmaringen erhoben (Anhang C), sogar Verträge über Grenzsteinlieferungen fehlen nicht. Nach dem Jahre 1924 haben solche offiziellen Begehungen nicht mehr stattgefunden. Wegen der verschiedenen innenpolitischen Veränderungen im Reichs- bzw. Bundesgebiet während der folgenden Jahrzehnte verloren die durch diese Marken kenntlich gemachten Grenzen ihre bisherige Bedeutung als »Herrschaftsgrenzen«. Abgesehen von der Südgrenze des Achberger Gebiets zu Bayern, die in dieser Arbeit noch nicht behandelt ist, wurden sie zu Landkreis- oder Gemeindegrenzen, für die Grenzbegehungen alter Art nicht mehr erforderlich waren. Eine negative Folge dieser Entwicklung war allerdings, daß etwa ein Drittel dieser Grenzmarken seitdem entfernt oder zerstört worden ist, wie G. Hoffmann bei seinen Feldarbeiten immer wieder feststellen mußte. Zurecht sieht er seine Unternehmung deshalb als wichtigen Beitrag zur Erhaltung dieser »Kleindenkmale« und zu deren Schutz vor weiterer Zerstörung oder Entfernung.

Das Kernstück der umfangreichen Publikation bilden die »Erfassungsbögen« der noch vorhandenen Grenzsteine und anderen Grenzmarken auf den Grenzabschnitten zu Tettngang (4,6 km) und Neukirch (5,9 km entlang der Argen). Von ursprünglich 149 Grenzzeichen konnten zwischen Mitte 1991 und dem Frühjahr 1992 noch 95 aufgefunden werden. Die in den erwähnten Dokumenten über Grenzbegehungen verzeichneten Standorte der Grenzzeichen wurden aufgesucht und die Ergebnisse in den Erfassungsbögen notiert: Zustand, Form, Material, Maße und Beschriftung (Wappen, Jahrzahl, Steinnummer). Außerdem wurden Ansichts- und Lageskizzen der Steine angefertigt. Den Abschluß bilden 9 Fotografien von Landesgrenzsteinen verschiedenen Alters und verschiedener Provenienz.

Gisbert Hoffmann hat die ganze Untersuchung ohne Auftrag einer Behörde aus eigenem Antrieb ausgeführt, angeregt durch den Fund eines alten Landesgrenzsteins. Bis jetzt hat er die Grenzabschnitte gegen die Stadt Tettngang und die Gemeinde Neukirch, also die Grenze gegen die ehemalige Grafschaft Montfort, untersucht, ungefähr die Hälfte des Gesamtumfangs der Achberger Gemeindegrenze. Seine Zielsetzung ist offensichtlich erreicht: Den heutigen Bestand dieser Grenzzeichen zu erfassen, zu registrieren und dazu geeignete Hintergrundinformationen zu liefern. Die von ihm vorgelegte Arbeit ist mit bewundernswerter Exaktheit sowohl bei den Feldarbeiten wie auch bei der umfangreichen, zeitaufwendigen Ausarbeitung durchgeführt worden. Der Text ist ausführlich und lebendig durch Karten, Pläne und Ansichten illustriert.

*Walther P. Liesching*

Gedenkschrift EBERHARD TIEFENTHALER. *Direktor der Vorarlberger Landesbibliothek von 1977 bis 1995*. Hrsg. von Wilhelm Meusbürger und Thomas Feurstein. 311 Seiten. Neugebauer Verlag, Graz 1996. ÖS 450,-, DM 68,-

Eberhard Tiefenthaler muß in dieser Zeitschrift nicht vorgestellt werden, ist sein Name doch mit dem Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung aufs engste verbunden. Als er im Mai 1995 starb, starb jedoch nicht nur ein renommierter Historiker und Erforscher der Vorarlberger Druckgeschichte und Publizistik, sondern auch ein bedeutender Bibliothekar. Davon weiß die vorliegende Gedenkschrift zu berichten, in der sich Tiefenthalers bibliothekarische Arbeit in all ihren Facetten spiegelt.

Da ist zunächst die Vorarlberger Landesbibliothek (VLB), die Tiefenthaler an historischem Ort und mit Gespür für die notwendige Aura einer solchen Institution aufbaute. Daß ein solcher Aufbau heutzutage ohne Datentechnik nicht denkbar ist und daß Tiefenthaler dazu eine weitreichende Kooperation mit der Universitätsbibliothek Bielefeld einging, zeigt der Beitrag von Elke Bonneß und Harro Heim. Daß in den Kindertagen der Bibliotheksautomation die Entscheidung für das richtige Soft- und Hardwarepaket nicht einfach und daß die Entscheidung für ein solches Paket zwangsläufig auch eine Entscheidung für das Mitspielen auf internationalem bibliothekarischem Parkett war, das machen die Beiträge von Karl F. Stock und von Magda Strebl deutlich.

Tiefenthalers humanistische Bildung bewahrte ihn davor, die Technik als Selbstzweck zu betrachten, und so verknüpft sich der Aufbau der VLB organisch mit seinen wissenschaftlichen Interessen, die weit in den Raum Vorarlbergs und das Bodenseegebiet ausgreifen. Diese Interessen wären freilich ohne Tiefenthalers religiöse Bindung unvollständig und unverständlich, und so atmen die folgenden Beiträge der Gedenkschrift einen Geist, in dem sich Humanismus, Christentum und wissenschaftliche Bildung gegenseitig ergänzen und das scheinbar Triviale mitunter transparent wird auf einen höheren Sinn. So berichtet Werner Dobras über die ehemalige Reichsstädtische Bibliothek in Lindau; Johannes Duft erläutert anhand eines Gemäldes in der Galluskapelle zu St. Gallen kenntnisreich den historischen Kontext, in dem die im ehemaligen St. Gallusstift in Bregenz untergebrachte VLB zu situieren ist; wir erfahren Interessantes über Peter Roseggers Wanderungen im Bregenzerwald von Hannes Lambauer; und Reinhard E. Bösch erzählt von den Standschützen zur Zeit der k.u.k. Monarchie.

Dieser direkte Blick in die Historie wäre kaum vollständig, wenn Buch- und Druckgeschichte fehlen würden. Gleich drei Autoren, Walter Neuhauser, Erik Weltsch und Norbert Schnetzer, widmen sich diesen Themen unter regionalgeschichtlichem Blickwinkel. Der Beitrag Rudolf Frankenbergers rundet das ab, wenn er zeigt, wie hilfreich gerade für die Suche nach älteren Drucken eine Katalogrecherche ist, die die Titelblätter abbildet.

Zu diesem buchgeschichtlichen Teil gesellt sich ein bibliothekarischer Schwerpunkt, in dem wir einen Beitrag von Hermann Riepl über die Niederösterreichische Landesbibliothek in St. Pölten finden, einen Beitrag von Anton L. Schuller über die Entwicklung der Steiermärkischen Landesbibliothek, einen Beitrag von Josef Wawrosch über die Bibliothek des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereins und schließlich einen Beitrag von Klaus Franken über die bibliothekarische Kooperation in der Euregio Bodensee. Wer tiefer in bibliothekarische Materien eindringen will, kann sich über die Organisation eines Bibliotheksumzugs (Sigrid Reinitzer und Franz Kroler), über die Stellraumsituation in wissenschaftlichen Bibliotheken (Ilse Dosoudil) oder über Probleme der sachlichen Katalogrecherche (Karl Rädler) informieren.

Den Band beschließt ein von Thomas Feurstein erarbeitetes neunseitiges Verzeichnis der Veröffentlichungen Eberhard Tiefenthalers.

Uwe Jochum

MARKUS BREITWIESER, *Die Stadtbibliothek Lindau im Bodensee. Eine Untersuchung zu Geschichte und Funktion*. (Buchwissenschaftliche Beiträge aus dem Deutschen Bucharchiv München 54). 151 Seiten mit 13 Abb. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 1996. DM 128,-

Wenige Jahre nach der Reformation wurde in Lindau 1538 die »Liberey« als theologisch und humanistisch ausgerichtete Studienbibliothek gegründet. Sie öffnete sich später weiteren Fachbereichen, blieb vor großen Zerstörungen bewahrt und erreichte 1802 ca. 13.000 Bände. In seiner 1993 abgeschlossenen Magisterarbeit beschreibt Markus Breitwieser die Entstehung, den Ausbau, die Organisation und die Funktion der Bibliothek.

Die Quellen über die Anfänge der Bibliothek fließen spärlich. Aus der Gründungszeit liegen nur zwei kurze Berichte vor. Nach ihnen bildeten – wie in den meisten der neuen Studienbibliotheken in protestantischen Städten – Bücher aus den säkularisierten Kirchen und Klöstern den Grundbestand der Sammlung. Bei den 163 Inkunabeln und den acht vorreformatorischen Handschriften der heutigen Stadtbibliothek sind aber nur bei vereinzelt Bänden kirchliche Vorbesitzer in der Stadt Lindau nachzuweisen; die Zusammensetzung des Grundbestandes läßt sich vorläufig nicht genau bestimmen. Verschiedene deutsche Bibliotheken werden zum Vergleich beigezogen. Die geographisch und damals auch konfessionell näherliegenden neuen Bibliotheken in Zürich (1532), Schaffhausen (um 1540) und St. Gallen (1531/1551), in denen die Kirchenväter ähnlich hoch geschätzt wurden und die in vergleichbarer Weise Altbestände integrierten bzw. selektiv aussorderten, blieben unbeachtet.

Die Gründer der Bibliothek waren Lindauer Bürger mit höherer Schul- und Universitätsbildung: Geistliche, Ärzte, ein Jurist, die Schulmeister und Handwerker. Sie erwirkten vom städtischen Rat 1358 einen jährlichen Anschaffungsetat von 24 Gulden, der bis zum Ende des 18. Jahrhunderts auf 170 Gulden anstieg und einen regelmäßigen Bestandesausbau ermöglichte. Dazu kamen teilweise bedeutende Legate, Dedikationsexemplare und in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert auch per Ratsdekrete im Zusammenhang mit der obrigkeitlichen Zensur eingeforderte Belegexemplare von Lindauer Drucken.

Die Bibliothekare rekrutierten sich aus der Pfarrer- und der Lehrerschaft. Die Liste mit ihren Namen und Funktionen in der Stadt ist im Anhang zusammengestellt. Die erste erhaltene Bibliotheksordnung stammt von 1615, das älteste Ausleihbuch von 1720, der älteste Katalog von 1721. Nach ihm läßt sich die Aufstellung der Bücher erkennen, in der innerhalb der zwei Hauptgruppen der theologischen und historischen Werke die Bände nach Formaten geordnet waren. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde die Bibliothek neu aufgestellt und katalogisiert. Nun gliederte sich der Bestand in die sechs Hauptgruppen: Artes und neuere Wissenschaften, Geschichte, Theologie, Jura, Medizin und Vermischtes; jede von ihnen war nach Sachbereichen, diese wiederum nach Formaten untergliedert. Diese Systematik hat sich bis heute erhalten. Über die Anteile der verschiedenen Sachbereiche und über die Benutzung gibt Breitwieser keine genaue Auskunft. Entsprechend allgemein und nicht immer überzeugend sind die Überlegungen zur Funktion der Bibliothek in der freien Reichsstadt bis 1802. Wer präzise Angaben zur Zusammensetzung des Bestandes nach Jahrhunderten, Sachgruppen und Sprachen sucht, orientiert sich im Handbuch der historischen Buchbestände in Deutschland, Bd. 12 (Bayern I–R), Hildesheim, Zürich, New York 1996, S. 53–56 (Werner Dobras).

Im 19. Jahrhundert stagnierte die Bibliothek, bis sie seit der Zeit des Historismus zur Sammelstelle von Literatur über Lindau bzw. Werke von Lindauer Autoren wurde und bis 1993 bis auf etwa 26000 Bände anwuchs.

Die Originaldokumente der Berichte über die Bibliotheksgründung und der Bibliotheksordnung von 1615 sind im Anhang abgebildet; die beigegebenen Nachdrucke älterer Transkriptionen erleichtern die Lektüre. Ein Verzeichnis der Einblattdrucke und Inkunabelfragmente ergänzt den Inkunabelkatalog von Karl Heinz Burmeister und Werner Dobras von 1976. Das Register zum Textteil ist umfangreich, aber ohne die nötige Sorgfalt erstellt: Vornamen fehlen häufig, identische Personen erscheinen unter zwei verschiedenen Lemmata (z. B.: Reiner, Hans/Riner, Johannes; Bayr, Lienhard/Baier, Leonhard), und die Sachbegriffe sind nicht klar bestimmt, so daß die gleiche Sache unter verschiedenen Lemmata auftaucht (z. B.: Buchakzession, Buchankauf, Buchanschaffung, Bücherankäufe, Bücheranschaffung, Bücherkauf). Trotz einiger Schwächen gibt der flüssig geschriebene schmale Band einen guten Einblick in die Entwicklung der Lindauer Stadtbibliothek vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart.

Rudolf Gamper

ARTHUR BRUNHART (Hrsg.), *Historiographie im Fürstentum Liechtenstein, Grundlagen und Stand der Forschung im Überblick*. 199 Seiten. Chronos Verlag, Zürich 1996. DM 31,- (sfr 28,-, ÖS 220,-)

Das derzeit im Entstehen begriffene »Historische Lexikon für das Fürstentum Liechtenstein« (HLFL) hat in den letzten Jahren zu einer bemerkenswerten Belebung der historischen Forschung in diesem Land geführt. Im Zuge dieser Aktivitäten fand am 18. Februar 1995 in Triesen eine historische Tagung statt, deren Referate in dem vorliegenden Band gedruckt vorliegen.

Arthur Brunhart, der in einem einleitenden Artikel das HLFL vorstellt (Organisation, Zeitliche Planung, Inhaltliches Konzept), berichtet in einem zweiten Beitrag über »Die Geschichte des Fürstentums Liechtenstein. Ein grenzübergreifendes Seminar«, das ebenfalls im Rahmen der genannten Aktivitäten dazu dient, die Landesgeschichte im universitären Bereich stärker aufzuarbeiten.

Eine Reihe weiterer Beiträge ist den wichtigsten Forschungsinstitutionen des In- und Auslandes gewidmet, die für die liechtensteinische Geschichte einschlägig sind. Behandelt werden zunächst vier inländische Forschungseinrichtungen. Alois Ospelt erstellt in dem Beitrag »Wie finde ich Literatur zur liechtensteinischen Geschichte?« einen Leitfaden zur Benützung der Bestände in der Liechtensteinischen Landesbibliothek in Vaduz (heute 160 000 Medien umfassend). Paul Vogt erläutert in »Das Liechtensteinische Landesarchiv« Aufbau, Bestände und Erschließung dieser Institution mit fortgeschrittener EDV-Anwendung. Evelin Oberhammer berichtet in »Das Hausarchiv der Regierenden Fürsten von Liechtenstein« in Wien über die dort befindlichen Archivalien zu Landesgeschichte. Schließlich widmet sich Harald Wanger dem für die Musikgeschichte wichtigen Josef Rheinberger-Archiv.

Eine Anzahl weiterer Beiträge geht auf die landesbezogenen Bestände verschiedener auswärtiger Archive ein: Veronika Mittermair: »Übersicht über das zur Geschichte des Fürstentums Liechtenstein vorhandene Material im Tiroler Landesarchiv in Innsbruck«; Ursus Brunold: »Quellen zur Liechtensteinischen Geschichte in Bündner Archiven«; Werner Vogler: »Quellen zur Liechtensteiner Geschichte in St. Galler Archiven«; Karl Heinz Burmeister: »Quellen zur Geschichte Liechtensteins im Vorarlberger Landesarchiv«; Birgit Wiedl: »Die Bestände der Grafen von Sulz im Archiv von Český Krumlov (Krumau)«.

Neun weitere Beiträge greifen spezielle, für die Geschichtsforschung grundsätzlich wichtige Themen auf wie etwa die Namensforschung (Toni Banzer), Volkskundliche Forschung (Herbert Hilbe), Archäologische Forschung (Eva Pepic), Mittelalterforschung (Claudius Gurt), während einige andere auf ganz bestimmte Forschungsfragen eingehen: das Rod- und Fuhrwesen (Klaus Biedermann), die Frauenforschung (Veronika Marxer und Claudia Heeb-Fleck) sowie Aspekte neuerer und neuester Geschichte der Jahre 1815–1848 und 1914–1926 (Rupert Quaderer) und »Liechtenstein in den Dreissigerjahren und im Zweiten Weltkrieg« (Peter Geiger).

Insgesamt wird dieses Buch damit zu einem grundlegenden Hilfsmittel für die Erarbeitung zahlreicher Themen aus der Landesgeschichte, wie sie letztlich auch in den Artikeln im HLFL dargestellt werden sollen. Darüber hinaus kann dieses Buch auch jedermann als eine Einführung in die Geschichte des Fürstentums Liechtensteins und der dazu bereitstehenden Hilfsmittel dienen.

Karl Heinz Burmeister

CHRISTOPH SCHMIDER und EDWIN ERNST WEBER: *Kommunale und kirchliche Archivpflege im ländlichen Raum. Geschichte, Probleme und Perspektiven am Fallbeispiel des Gemeinde- und des Pfarrarchivs Kreenheinstetten*. (Heimatkundliche Schriftenreihe des Landkreises Sigmaringen Bd. 5). 294 Seiten mit 147 Abb. Sigmaringen 1997. DM 30,-

Bereits das Titelbild »Vom Chaos zur Ordnung« beeindruckt: ein Gemeindearchiv vor und nach der archivpflegerischen Bearbeitung. Der Laie schüttelt wohl den Kopf und fragt sich, wie ein derartiges Chaos entstehen konnte, und der Archivar/die Archivarin (wie die Rezensentin) betrachten mitfühlend das Durcheinander und anerkennend das Ergebnis der ordnenden Hand.

Dr. Christoph Schmider, stellvertretender Leiter des Erzbischöflichen Archivs Freiburg, und Dr. Edwin Ernst Weber, Kreisarchivar des Landkreises Sigmaringen, haben sich zusammengefunden, um auf gravierende, überall anzutreffende Probleme im Archivwesen hinzuweisen. Im Leiberlinger Ortsteil Kreenheinstetten konnten sie in den Jahren 1991 bis 1996 parallel das Pfarrarchiv und das Gemeindearchiv ordnen und verzeichnen. Mit diesem vorbildlichen Gemeinschaftsprojekt war es den Autoren nun auf eindrucksvolle Weise möglich, in einer Ausstellung ebenso wie in der vorliegenden Buchform die Bedeutung dieser beiden Ortsarchive als Fundstätten wissenschaftlicher Entdeckungen vorzustellen. So liefert beispielsweise Weber in seinem Aufsatz über Abraham a Sancta Clara, dem berühmtesten Sohn Kreenheinstettens (\* 2. Juli 1644 als Johannes Ulrich Megerle), aufschlußreiche Einsichten in das Leben des barocken Hofpredigers und »Bestseller«-Autors, der es als Wiener Augustiner-Barfüßer und kaiserlicher Hofprediger zu außerordentlicher Bekanntheit und hohem Ansehen brachte. Zwar enthalten auch die neu geordne-

ten Kreenheinstettener Ortsarchive kaum etwas an unmittelbaren Lebenszeugnissen über diesen berühmten Barockprediger, umso mehr jedoch Neues und Aufschlußreiches über dessen Herkunft, seine sozialen Lebensumstände und lokale Wirkungsgeschichte.

Nicht nur beschreibende Textbeiträge stellen die Archivschätze Kreenheinstettens vor, ein Kapitel widmet sich zudem der optischen Wiedergabe besonderer Fundstücke und belegt die Reichhaltigkeit und Vielschichtigkeit des Quellenmaterials. Die Bandbreite der visuell aufbereiteten Themen reicht hier in 13 Abschnitten von der Bauernbefreiung über den Kulturkampf bis in das Dritte Reich und die Besatzungszeit – ein Überblick, der bei weitem nicht nur für die Lokalgeschichte von Interesse ist.

Umrahmt werden diese Kapitel von einem Abriß der mitunter abenteuerlichen Geschichte der Schriftgutverwaltung von Gemeinde und Pfarrei sowie einem allgemeinen Überblick über die Entwicklung der kommunalen und der kirchlichen Archivpflege in Baden-Württemberg.

Schmider und Weber legen ein aufwendig und sorgfältig gemachtes Buch vor mit zahlreichen Abbildungen und einem hilfreichen Register. Den beiden Autoren gelingt es mit ihrer Publikation auf beeindruckende Weise, exemplarisch zu demonstrieren, welche Bedeutung kommunale und kirchliche Archivpflege hat, wie wichtig es ist, »vom Chaos zur Ordnung« in Archiven zu gelangen. Mit ihrem grundlegenden Beitrag zur Kulturgutsicherung werden die Archive, zumindest im Fallbeispiel des Heubergdorfes Kreenheinstetten, ihrem Dornröschendasein am Rande der öffentlichen Aufmerksamkeit entrissen. Mögen die Autoren – sowohl in Buchform als auch in der praktischen Archivarbeit – möglichst viele Nachahmer finden!

*Irene Pill-Rademacher*

*Buchmalerei im Bodenseeraum vom 13. bis 16. Jahrhundert.* Herausgegeben im Auftrag des Bodenseekreises von Eva Moser. 392 Seiten, 404 Abb. Verlag Robert Gessler, Friedrichshafen 1997. DM 135,-

Ein wirklich verdienstvolles Unternehmen wurde hier vom Bodenseekreis unternommen, um die Buchmalerei des Bodenseeraumes aus dieser wenig bearbeiteten Zeit des Spätmittelalters bekannt und verfügbar zu machen. Der sehr stattliche Katalog mit umfangreichem Text- sowie Katalogteil wird sicherlich als Handbuch Referenzcharakter erhalten. Es wäre nur im konzeptionellen Vorfeld wichtig gewesen, zu entscheiden, welche Leserschaft dieser Katalog wirklich ansprechen soll. Sicherlich interessiert sich für diesen Katalog, der ja keine Begleitpublikation zu einer Ausstellung darstellt, eher ein Fachpublikum, das durch das Fachwissen der Autoren, die ein breites Spektrum zum Thema der Buchmalerei allgemein und zum Bodenseeraum im Speziellen bieten, angesprochen wird. Dabei ist vor allem der bei fast allen Beiträgen vorhandene wissenschaftliche Apparat entscheidend, der neben umfangreichen Anmerkungen auch zahlreiche weiterführende Literatur bietet. Auch die überwiegend farbigen und teilweise ganzseitigen Abbildungen erlauben einen guten und farbgetreuen Blick auf die vorgestellten Objekte. Eher verwirrend ist es dagegen, daß zwischen den Abbildungen im Textteil und im Katalogteil vor- und zurückgeblättert werden muß, zumal es immer wieder Überschneidungen gibt. Auch hätte man sich überlegen können, einen durchlaufend nummerierten Katalogteil zu erstellen, denn jeder Autor hat einen eigenen, mit Autorenkürzel versehenen Katalog.

Die Gliederung des Buches ist eine dreiteilige, die mit einem einführenden Beitrag beginnt. Dazu gehören zwei weitere Aufsätze, bei denen zunächst das Thema Buch, seine Illustration und der Begriff der Kommunikation im Vordergrund stehen. Die Bedeutung, der Umfang und die kunsthistorische Einordnung der Buchmalerei im Bereich Bodensee bildet die zweite Gruppe der Aufsätze. Der dritte und größte Teil des Kataloges ist den Buchbeständen und Illustrationen des nördlichen Bodenseeuferes, Vorarlbergs und der Schweiz gewidmet. Gerade diese Gliederung macht das Werk auch eher zu einem wissenschaftlichen Fachbuch denn ein Buch für den interessierten Laien. Diesen hätten, so läßt sich vermuten, eher weitere Beiträge zur Kodikologie, zu Pergament/Papier, Bucheinband, Beschreibung eines Buches, zu Farbe und Technik und ebenso zu den Produzenten selbst, wie Schreiber oder Illuminator, interessiert.

Eva Moser versucht, mit dem einführenden Beitrag »Historische Landschaft und Buchkultur. Der Bodenseeraum im Spätmittelalter« (S. 7–22) in das Thema des Kataloges einzuführen. Ihr geht es um eine Orts- und Zeitbestimmung anhand historischer und sozialgeschichtlicher Daten und Fakten. Um sich eine Vorstellung des besprochenen Gebietes zu verschaffen, wäre der Blick

auf eine Karte sehr hilfreich gewesen. Vermißt wird in dieser Einleitung auch ein klärendes Wort, wie die Auswahl der Beiträge, die schlaglichtartig bestimmte Themenbereiche im Rahmen der Buchmalerei-Forschung und wenige Buchmalerei-Zentren im Bodenseeraum herausgreifen, zustande kam und warum es vielleicht schwierig war, nicht einen übergreifenden und zusammenfassender Beitrag zum Katalogthema zu erstellen. Die Konzentration auf Konstanz, in der Einleitung wie im gesamten Katalog, ist sehr deutlich, wird aber nicht ausdrücklich thematisiert. Originell ist dagegen zu lesen, daß von einer Krise der Adelskultur nicht gesprochen werden kann, denn zwar sei der Zustand der Burgen immer desolater geworden, doch habe dies nur daran gelegen, daß die Burgbewohner in die komfortableren Städte umgezogen seien, um dort weiterhin Turniere zu stechen.

*Christine Jakobi-Mirwalds* Beitrag »Bibel, Psalter, Stundenbuch ... Die wichtigsten Buchtypen« (S. 23–36) bietet eine gute Übersicht über die verschiedenen Buchtypen. Es ist wichtig, wieder darauf aufmerksam gemacht zu werden, daß bisweilen moderne Kategorisierungen wie weltlich und religiös oder liturgisch und nicht-liturgisch, nicht auf die mittelalterliche Literatur anzuwenden sind. Vor dem Hintergrund ihrer umfassenden kunstgeschichtlichen Terminologie der Buchmalerei kann Christine Jakobi-Mirwald hier in einem kurzen Beitrag das Thema natürlich nur vereinfacht darstellen. Ausgehend von der Bibel, werden die jeweiligen Buchtypen anhand ihres Ursprungs, ihrer Entwicklung und ihres Inhalts vorgestellt. Behandelt wird des Weiteren ihre Ausstattung mit Illustrationen, und es werden Hinweise auf Benutzung und Benutzer gegeben.

*Norbert H. Ott* beschäftigt sich wie Christine Jakobi-Mirwald mit Grundsätzlichem und führt so auch den in der mittelalterlichen Hermeneutik wenig bewanderten Leser in einen spannenden kunsthistorischen Bereich. Sein Aufsatz mit dem Thema »Mündlichkeit, Schriftlichkeit, Illustration. Einiges Grundsätzliche zur Handschriftenillustration, insbesondere in der Volkssprache« (S. 37–51) stellt das Bild als Informations- und Kommunikationsträger ins Zentrum. Als eine Zunahme der Buchproduktion festzustellen ist, erfährt die mittelalterliche Einheit von Bild und Schrift einen Wandel. Von der fast bildlosen lateinischen Schriftkultur, wo die Information nur über die Schrift lief, vollzieht sich ein Wechsel, auch und gerade in der volkssprachlichen Laienkultur, hin zum Informationsträger »Bild«, der zunehmend autonom wird. Klar herausgearbeitet wird, welche Bedeutung dem Bild zukommt, gerade vor dem Hintergrund des Übergangs von Mündlichkeit zur Schriftlichkeit, und welchen Einfluß dabei die französische Kultur hat.

*Ellen J. Beers* Aufsatz über die »Buchmalerei zwischen Zürichsee und Bodensee« (S. 52–69) beschäftigt sich vordringlich mit der Definition des Begriffes »Kunstlandschaft« seit den frühen 20er Jahren. Sie stellt so die zentrale Frage des Buches, die nach der Kulturlandschaft Bodensee, und kommt zu dem Schluß, daß diese Frage immer wieder neu definiert werden muß, wobei neben künstlerischen eine Reihe weiterer Faktoren beachtet werden muß. Besonders wichtig ist für sie in diesem Zusammenhang der von Lieselotte Stamm-Saurma für den deutschen Südwesten im 14. und 15. Jh. eingeführte Begriff der Kommunikationslandschaft, aus dem sich drei Stilebenen (Lokal-, Regional-, Territorialstil) ableiten lassen. Vor dieser Folie kann Ellen Beer die chronologischen wie stilistischen Strukturen der Buchmalerei des Bodenseeraumes verdeutlichen.

*Cordula M. Kessler* bereitet im Rahmen des Themas »Gotische Buchmalerei des Bodenseeraumes. Aus der Zeit von 1260 bis um 1340/50« (S. 70–96, Katalog S. 218–252) auch ihre Dissertation vor. Anhand dreier Zimelien, des Codex Manesse, der Weltchronik Rudolf von Ems' und Strickers Karlsvita, sowie des Graduales von St. Katharinenthal behandelt Cordula Kessler die gotische Buchmalerei des Hochrheins. Neben der Bestandserfassung erarbeitet sie, sehr detailliert und klar gegliedert, die Ikonographie, die Stilentwicklung und die Auftraggeber- und Produktionssituation. In ihrem Aufsatz wird auch deutlich, wie eng die stilistischen Verbindungen zwischen Elsaß, Breisgau und Bodensee sind und woher weitere Einflüsse kommen.

*Christine Sauer* beschreibt in ihrem Kapitel die »Konstanzer Buchmalerei in Weingarten? Zu einer Gruppe von Handschriften aus dem 1. Drittel des 14. Jahrhunderts« (S. 97–108, Katalog S. 253–258) kurz und gut strukturiert die Geschichte des Weingartner Skriptoriums und seiner Buchproduktion. Höhepunkt der Weingartner Bücher ist dabei das Sakramentar des Berthold-Meisters im 1. Drittel des 13. Jh. Das Verdienst Christine Sauers ist es jedoch, gerade die Forschungsdesiderate der Buchmalerei in Weingarten im frühen 14. Jh. aufzuarbeiten und manche Lücke zu schließen. Im Zentrum ihrer Arbeit steht daher eine Buchgruppe, die unter Abt Konrad von Ibach wohl in der Zeit zwischen 1319 und 1332 nicht in Weingarten, sondern in Konstanz entstand. Der Nachweis einer wohl Konstanzer Schreibschule gelingt ihr anhand stilkritischer Untersuchungen des Buchschmucks.

Der Beitrag *Bernd Konrads* »Die Buchmalerei in Konstanz, am westlichen und am nördlichen Bodensee von 1400 bis zum Ende des 16. Jahrhunderts« (S. 109–154, Katalog S. 259–331) ist der umfangreichste im Katalog. Konrad unternimmt anhand verschiedener Themenkomplexe wie Auftragebersituation, Medium Buch, Maler und Herstellung eine umfassende Darstellung der Konstanzer Buchmalerei, dabei fällt bisweilen eine gewisse Diskrepanz zwischen Kapitelüberschriften und Text auf. Eher problematisch erscheint, wohl auch aufgrund der schlechten Quellenlage, das Kapitel zu den Malern. Hier überschneiden sich Unterkapitel, und manche Argumentation bleibt undeutlich. Gerade etwa die Frage, ob stilkritisch fest beschreibbare Maler mehr als ein Werk geschaffen haben, und die dazu angeführten Porträtvergleiche sind schwer nachvollziehbar. Das Kapitel »Konstanzer Buchmalerei im überregionalen Vergleich« scheint eher im regionalen Rahmen zu bleiben. Die eigentlich zentrale Frage, ob Konstanz ein Zentrum der Buchmalerei war, bedürfte noch einer klareren Antwort. Verblüffend ist auch das Argument für die gesteigerte Produktion und Themenvielfalt der Bücher, die nicht allein in der Umstellung von Pergament auf Papier oder in der zunehmenden Alphabetisierung zu suchen sei, sondern in der Verbreitung der Brille. Unklar bleiben auch Formulierungen wie »Lediglich offiziöse Dokumente werden, zumindest in Konstanz, noch jahrhundertlang ... mit anspruchsvoller Buchmalerei ... versehen«.

*Andreas Bräm* bildet sozusagen das schweizerische Pendant zu Ilse Krumpöcks Aufsatz, indem er die »Buchmalerei der Abtei und Stadt St. Gallen, der Abteien Pfäfers, Fischingen und Rheinau« (S. 155–189, Katalog S. 332–358) bearbeitet. Klar liegt sein Schwerpunkt auf der Buchmalerei St. Gallens, die nach einer detaillierten historisch orientierten Einführung einmal anhand der Auftragebersituation, spricht anhand der jeweils beauftragenden Äbte, allen voran Ulrich Rösch und Diethelm Blarer, sowie des kunstsinnigen Bürgermeisters Joachim von Watt, betrachtet wird und zum anderen auch den berühmtesten Maler, Nikolaus Bertschi, herausstellt. Einem Ausblick ins 17. Jh. und den anderen drei im Titel aufgeführten Abteien sind jeweils kleinere Abschnitte der Arbeit gewidmet, was wohl auch ihrer Bedeutung entspricht.

*Paula Vähns* Beitrag ist den »gotischen illuminierten Handschriften aus dem Zisterzienserkloster Salem« (S. 190–204, Katalog S. 359–369) gewidmet. Sie beschreibt die Salemer Buchproduktion seit der ersten Hälfte des 12. Jh. Anhand der Geschichte des Skriptoriums und der Klostergeschichte schildert sie das Entstehen der jeweiligen Bücher und verortet die Illustrationen in ihren kunsthistorischen Kontext. Die größtenteils in Heidelberg lagernden Bestände zeigen, daß die Salemer häufig externe Schreiber und Miniaturen beauftragten und von 1360 bis ins 16. Jh. versuchten, ein eigenes Skriptorium zu etablieren. Als einzige stellt Paula Väh eine kurze Zusammenfassung der Ergebnisse ans Ende ihres Textes.

*Ilse Krumpöck* trägt in ihrem kurzen Beitrag »Vom Schicksal der Vorarlberger Bestände« (S. 205–216, Katalog S. 370–378), die seltenen Bestände Vorarlberger Buchkunst zusammen. Sie listet chronologisch und sehr detailliert die 17 noch vorhandenen und teilweise verstreut lagernden Bestände auf. Die Hintergründe für diese geringen Bestände sind, wie Ilse Krumpöck betont, in den zahlreichen Klostersauflösungen und den verschollenen Humanistenbibliotheken von Münzer und Hummelberg zu suchen. Der sehr verdienstvolle Anstoß zu weiteren Forschungen sollte trotz der wenig spektakulären Ergebnisse nicht unterschätzt werden. Es fällt jedoch auf, daß sich Text und Katalog widersprechen, wenn das Gebetbuch Georgs II. von Waldburg im Text, unter Verweis auf Bernd Konrad, dem Feldkircher Maler Hans Huber zugeschrieben wird, während im Katalog (KR 12) von einer Arbeit der Werkstatt um Hans Huber die Rede ist.

Der Anspruch, sich schwerpunktmäßig um das Thema zu bemühen, ist, abschließend zusammengefaßt, eingelöst worden. Eine Vermittlung zwischen dem »Spezialisten-Wissen« und dem interessierten Laien, wie es im Vorwort angedeutet wird, wird jedoch weiterhin schwierig bleiben.

*Doris Blübaum*

*Von Schongauer zu Rembrandt. Meisterwerke der Druckgraphik aus der Sammlung der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg*, Ausstellungskatalog Städtische Galerie Altes Theater Ravensburg. Hrsg. von Bernd M. Mayer. 199 Seiten mit 108 Abb. Verlag Gerd Hatje, Ostfildern 1996. DM 34,-

Der Ausstellungskalender im Spätherbst des Jahres 1996 machte auf eine kleine, aber umso bedeutendere Ausstellung in der Städtischen Galerie Altes Theater in Ravensburg aufmerksam. Sie lebt weiter in einem handlichen Katalog, herausgegeben von Bernd M. Mayer, Kurator der Sammlung der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg, der sowohl einem breiten interessierten Kreis als auch

dem Spezialisten einen nützlichen Einblick in die Geschichte einer der ältesten Kupferstichkabinette gewährt. Von manchen mag bisher die Sammlung an Druckgraphik der Fürsten zu Waldburg-Wolfegg, die nun erstmals ausschließlich mit diesem Schwerpunkt in einer Auswahl gezeigt worden ist, neben den großen öffentlichen Kabinetten leichtfertig als zweitrangig eingeschätzt worden sein. Umso mehr waren sie oder ihr Gründer Maximilian Willibald (1604–1667), Erbtuchseß des Heiligen Römischen Reichs, Graf von Wolfegg und Freiherr zu Waldburg, demjenigen bekannt, der sich einschlägig mit dem sogenannten Meister des Hausbuchs befaßt hat. Sein berühmtes Zeichnungsbuch, das sogenannte Wolfegg-Hausbuch, gehört seit Mitte des 17. Jahrhunderts zur Sammlung der Waldburg-Wolfegg-Familie. Daß die Sammlung aber auch auf dem Gebiet der Altmeister-Druckgraphik alles andere als zweitrangig ist, das hat nunmehr die Ausstellung und der Katalog gezeigt. Die Umstände um das Hausbuch – im Katalog abgesehen von einem Hinweis im Text zu Kat. Nr. 7 leider übergangen – sind nicht die einzigen bedeutenden Vorkommnisse in der Geschichte der Sammlung. Die wichtigsten Stationen werden in einer klaren, aufschlußreichen Einführung abgehandelt. Eine bemerkenswerte Eigenschaft dieses Bestandes aber ist vor allem die durchgängige Qualität und Frische der gezeigten Drucke, wie sie selten vorkommt und welche die Blätter dem Umstand verdanken, seit 350 Jahren kaum je ausgestellt oder anderweitig für längere Zeit dem Licht ausgesetzt worden zu sein.

Die 90 ausgestellten und besprochenen Drucke reflektieren die Gegebenheiten eines *Recueil des plus belles estampes des meilleurs Maîtres anciens* und umfassen Blätter von deutschen (einschließlich böhmischen und schweizerischen), niederländischen, italienischen und französischen Stechern, von Schongauer bis zu Wallerant Vaillant und Anthonie Waterloo. Schongauer, Dürer und Rembrandt sind ihrer Bedeutung nach mit je sechs Blättern am stärksten vertreten, Altdorfer und Hercules Seghers mit je zwei – von letzterem auf farbig grundiertem Papier eine gebirgige Landschaft (Kat. Nr. 45, Rowlands 17) und die Ruinen der Abtei Rijnsburg (Kat. Nr. 46, Rowlands 39). Alle Blätter sind abgebildet und mit einer Beschreibung versehen – die meisten von Mayer, einige aber auch von Michael Schauder und Peter Schmidt –, die ikonographische und technische Aspekte behandeln und die wichtigsten bibliographischen Angaben aufführen. Leider fehlen hier dem interessierten Leser Angaben zum Erhaltungszustand der einzelnen Blätter, die umso nützlicher gewesen wären, als die Katalogabbildungen die Drucke teilweise beschnitten und möglicherweise retuschiert zu zeigen scheinen.

Der größere, in der Auswahl nicht aufgenommene Teil der Sammlung ist in alten Klebebänden enthalten, die nach ikonographischen Gesichtspunkten zusammengestellt worden sind: Je 20 sind mariologischen und christologischen Szenen gewidmet, weitere Bände enthalten die Themen Engel, Landschaften, Allegorien, Heilige, Begebenheiten des Alten und Neuen Testaments, Architektur, Tiere und Pflanzen. Daneben war Max Willibald besonders an zeitgenössischen Porträts und Frontispizen aller möglicher Bücher interessiert. In dieser Hinsicht hatte er seinen Kunstagenten klare Anweisungen gegeben: »*Es wird insonderheit desideriert, in allen vornehmen Orten und Städten, wo Buchdruckereien, als Basel, Strassburg, Frankfurt, Köln, Brüssel, Antdorf [Antwerpen], Amsterdam Nachfrag zu halten, was für Frontispicia sive tituli librorum zu bekommen [...]*« (S. 12–13). Ihre große Zahl fand in sieben Bänden Platz, wobei jeder etwa 2500 Titelkupfer enthält. Das 300 Seiten umfassende Inventar einer älteren Sammlung, derjenigen des Baslers Basilius Amerbach (1533–1591), folgte ähnlichen ikonographischen Kriterien während der *Catalogue de livres d'estampes et de figures en taille douce* (1666) des Zeitgenossen von Max Willibald, Michel de Marolles, Abbé von Villeloin (1600–1681), zunächst die Druckgraphik der »*Maîtres dont les Oeuvres sont estimées*« auflistet, darauf die Bände mit Werken von Künstlern »*de moindre réputation*« und zuletzt les »*Ouvrages de ceux qu'on appelle les vieux Maîtres & les petits Maîtres, qui sont aussi grandement estimez*« (vgl. Michel De Marolles, *Catalogue de livres d'estampes et de figures en taille douce*, Paris: Frederic Leonard, 1666, p. 19). Diesen beiden Sammlungen ist diejenige von Remigius Faesch in Basel anzufügen sowie in den Niederlanden das herausragende Beispiel der Sammlung von Michiel Hinloopen (vgl. dazu O. Fischer, »Geschichte der öffentlichen Kunstsammlung in: *Festschrift zur Eröffnung des Kunstmuseums Basel*, Basel 1936, o. P. und *De prentschat van Michiel Hinloopen. Een reconstructie van de eerste openbare papierkunstverzameling in Nederland*, Ausstellungskatalog hrsg. von Jan van der Waals, Amsterdam, Rijksprentenkabinet, 's-Gravenhage 1988). Der erstaunlichste Zug von Max Willibalds Sammlung zeigt sich in ihrer Breite, gesammelt gleichsam mit einem Hang zum Enzyklopädischen und mit dem Willen, sowohl wissenschaftliche als auch künstlerische Felder abzudecken. Zusammen mit seiner zweiten Gemahlin Clara Isabella (1630–1670), geborene Herzogin von Arenberg und praktizierende Künstlerin, war er auch ein be-

deutender Auftraggeber für Stecher und Drucker, allen voran für die Stecherfamilie Kilian in Augsburg und für Wolfgang Kilian im besonderen, von dem er 1644 ein Porträt stechen ließ.

Einschränkungen sah sich Max Willibald neben finanziellen vor allem solchen zeitlicher Natur ausgesetzt. Als weitgereister Aristokrat und Kriegsherr in den Diensten des Kaisers und zuletzt als Verteidiger von Lindau blieb ihm vergleichsweise wenig Zeit, sich seiner Sammlung zu widmen. Dennoch und trotz den Wirren des Dreißigjährigen Krieges ist es ihm gelungen, ab 1640 und bis zu seinem Tode eine überaus stattliche Kollektion anzulegen. Sein Zugang zum Sammeln spiegelt einen gelehrten und zugleich devoten Mann, der sich weniger durch spezifisch historische oder kunsthistorische Interessen leiten ließ als durch seine universelle, aristokratische Bildung. Während Michel de Marolles offensichtlich mit den Künstlerviten von Giorgio Vasari und Carel van Mander vertraut war und seine Sammlung entsprechend nach historischen Gesichtspunkten und vor allem nach dem Grad der Wertschätzung einzelner Künstler anlegte, ordnete Max Willibald seine Schätze, wie es zahlreiche zeitgenössische königliche und fürstliche Sammler taten, im Sinn einer traditionellen ›Kunst- und Wunderkammer‹.

Die mit dem vorliegenden Katalog erstmals einem breiten Publikum zugänglich gemachte Auswahl von druckgraphischen Blättern charakterisiert sich am besten als ›Augenöffner‹, als ein Versuch, den Blick auf diese bisher ungehobenen Schätze zu lenken. Der Titel der Ausstellung und des Katalogs zielt in dieselbe Richtung und nennt bekannte Namen nach bekanntem Muster: So richtig der Hinweis auf die ›Meisterwerke‹ der getroffenen Auswahl zutrifft, so wenig umschreibt er die spezifischen Gegebenheiten und den Rang der Sammlung selbst. Es bleibt die Ungewißheit, ob die Auswahl für den Reichtum und den Rang der Sammlung steht oder den individuellen Geschmack des Sammlers wiedergeben soll. Entschädigt wird man dafür durch die zwei einführenden Katalogtexte von Bernd M. Mayer und Peter Eitel, die dem einschlägig Interessierten mit wichtigen Informationen zur Sammlungsgeschichte weiterhelfen. Sie sind als Anstoß zu weiteren Untersuchungen sehr willkommen und es bleibt zu hoffen, daß diesem neu eröffneten Kapitel zur Geschichte des Druckgraphik-Sammelns weitere folgen werden.

*Michael Matile*

*Christoph Daniel Schenck 1633–1691.* Begleitband zu den Ausstellungen in Konstanz (1996), Freiburg (1997) und Stuttgart (1997). Hrsg. vom Rosgartenmuseum Konstanz, dem Augustinermuseum Freiburg und dem Württembergischen Landesmuseum Stuttgart. 303 Seiten mit zahlreichen Abb. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1996. DM 78,-

1996 hatten am Bodensee Bildhauer Hochkonjunktur. Gedachte man in der ersten Jahreshälfte in einer seeüberspannenden Ausstellung in Konstanz und Meersburg noch der dreihundertsten Wiederkehr des Geburtstages des Bildhauers und Stukkators Joseph Anton Feuchtmayer (1696–1770), wurde in der zweiten Jahreshälfte im Rosgartenmuseum in Konstanz das Schaffen des Bildhauers Christoph Daniel Schenck (1633–1691) gewürdigt. Diese außerdem in Freiburg und Stuttgart gezeigte Ausstellung entstand unter Federführung des Württembergischen Landesmuseums. Daneben können jedoch die Verdienste des Rosgartenmuseums und seiner Leiterin Elisabeth von Gleichenstein bei der Aufarbeitung der Kunstgeschichte der Bodenseeregion nicht genug betont werden. Mit der Multscher-Präsentation 1997 in Ulm und der 1998 in Bad Waldsee gezeigten Ausstellung über das Schaffen der Zürn-Familie wurden innerhalb eines kurzen Zeitraums die wichtigsten in Oberschwaben und im Bodenseegebiet tätigen oder von hier stammenden Bildhauer einer interessierten Öffentlichkeit vorgestellt.

Der zeitlich zwischen den Zürn und Feuchtmayer angesiedelte Christoph Daniel Schenck gilt gemeinhin als der bedeutendste Bildhauer nach dem Dreißigjährigen Krieg am Bodensee. Umso erstaunlicher ist, daß der bisher lediglich in einer in den fünfziger Jahren erschienenen Monographie und einigen kleineren Aufsätzen behandelte Künstler nie einer Ausstellung für würdig befunden wurde. Mit der 1996/1997 gezeigten Wanderschau und der in diesem Zusammenhang als Begleitbuch entstandenen, opulent aufgemachten Monographie wurde dem Konstanzer Künstler nun endlich die ihm zustehende Aufmerksamkeit verschafft. Der Katalog enthält neben dem Werkverzeichnis einen Aufsatzteil, in dem sich sieben Autoren mit dem künstlerischen und religiösen Umfeld Schencks und seiner Tätigkeit für die beiden wichtigsten Auftraggeber, das Kloster Einsiedeln und das Bistum Konstanz, beschäftigen. Zwei Beiträge befassen sich mit weiteren Mitgliedern der Bildhauerfamilie Schenck.

Fritz Fischer, Konservator am Württembergischen Landesmuseum, unterzieht in seinem Beitrag Christoph Daniel Schenck, der von der älteren Forschung als provinzieller Bildhauer abqualifiziert wurde und dem man die Prädikate »verspäteter Manierist«, »heimlicher Spätgotiker« oder »volkstümlicher Künstler« anheftete, einer Neubewertung. Er weist dabei nach, daß Schenck die aktuellen, auch internationalen künstlerischen Strömungen seiner Zeit genau verfolgte und darauf reagierte, um die Ansprüche und Erwartungen seiner vorwiegend kirchlichen Auftraggeber befriedigen zu können. Schencks Bandbreite reichte von filigran gearbeiteten Miniaturen, denen der Charakter von Kunstkammer- und Liebhaberstücken eigen ist, bis zu monumentalen Skulpturen für Sakralräume. Fischer stellt in seinem faktenreichen Beitrag die schlüssig belegte These auf, daß Schenck als einer der ersten hochbarocken Bildhauer im Voralpengebiet gelten darf, dem aufgrund der hohen Qualität seiner Arbeiten eine tragende Rolle bei der Entwicklung der süddeutschen Barockskulptur zukommt.

Zwei Beiträge befassen sich mit dem familiären künstlerischen Umfeld, dem Christoph Daniel entstammte. Sabine Haag beschäftigt sich mit dem an den kaiserlichen Höfen in Innsbruck und Wien als Beinstecher und Drechsler tätigen Johann Caspar Schenck (um 1620–1674), in dessen Werkstatt Christoph Daniel vermutlich bis 1674 tätig war. Zwar ist ein Lehrverhältnis archivalisch nicht belegbar, doch hat schon Philippovich 1982 auf die bemerkenswerte Tatsache hingewiesen, daß mit Johann Caspars Tod 1674 die signierten Werke von Christoph Daniel einsetzen. Sabine Haag verweist darüber hinaus auf die auffällige stilistische Abhängigkeit seiner kleinplastischen Arbeiten von denen seines älteren Verwandten. Das Bild der Künstlerdynastie rundet Ulrich Knapp in seiner Skizze über das Schaffen der älteren Schenck-Generation ab, der Christoph Daniel sicherlich prägende Eindrücke verdankt. Knapp faßt in seinem Beitrag über Hans, Christoph und Hans Christoph Schenck die bisherige Forschungslage zusammen und gibt wichtige Impulse für die weitere Beschäftigung mit den bislang wenig beachteten Mitgliedern dieser Künstlerfamilie.

Ein einzigartiges Dokument einer Zusammenarbeit der damals wohl bedeutendsten beiden Künstler der Stadt Konstanz, zwischen Christoph Daniel Schenck und dem Maler Johann Christoph Storer (1620–1671), stellt Sibylle Appuhn-Radtke vor. Sie glaubt nachweisen zu können, daß Schenck auf Empfehlung und nach einem Entwurf Storers im Auftrag des Klosters St. Blasien mehrere Silberplastiken schuf. Stilistische Gründe sprechen nach Appuhn-Radtke auch für eine Kooperation der beiden Künstler beim Heider-Epitaph für die Kirche St. Stephan in Lindau, eine These, die im Werkverzeichnis von Dieter Büchner (Katalognummer 94) bestritten wird. Mit anderen Beispielen läßt sich aber durchaus nachweisen, daß sich der Bildhauer an Vorlagen Storers geschult hat.

Einen gewichtigen Teil des Buches nimmt das Werkverzeichnis ein. Die Bearbeiter dieses Katalogs, Dieter Büchner, Fritz Fischer und Andrea Tietze, haben das chronologisch aufgebaute Verzeichnis in fünf Abschnitte gegliedert: »Gesicherte Werke Christoph Daniel Schencks und seiner Werkstatt«, »Schenck und seiner Werkstatt zugeschriebene Werke«, »Dem Umkreis Schencks zugeschriebene Werke«, »Anderen Mitgliedern der Familie Schenck zugeschriebene Werke« und »Abgeschriebene Werke«. Die Beiträge sämtlicher Autoren zeugen von einer eingehenden Beschäftigung mit den Objekten und sind mit der geforderten wissenschaftlichen Sorgfalt verfaßt.

Die vorliegende Schenck-Monographie erreicht mit ihrem gewissenhaft erarbeiteten Werkverzeichnis das Gewicht eines Standardwerks und darf für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, dem bisher kaum beachteten Bildhauer den ihm angemessenen Rang verschafft zu haben.

Bernd M. Mayer

AUGUST SCHLÄFLI (Hrsg.), *Die Nussbaumer Seen. Eine Naturmonographie*. (Ittinger Schriftenreihe Band 5). 399 Seiten, zahlreiche Abb. u. 3 Faltblätter. Stiftung Kartause Ittingen, Warth 1995. sfr 48,-

Bei dieser sowohl durch ihre äußere Gestaltung als auch durch ihren Inhalt gleichermaßen ansprechenden Publikation handelt es sich um eine Gemeinschaftsarbeit von 22 Autoren. Sie sind weitgehend Mitglieder der Thurgauischen Naturforschenden Gesellschaft, deren Redaktor als Herausgeber zeichnet. Er nennt das aus 25 Einzelbeiträgen bestehende Werk dementsprechend eine »Naturmonographie«. Es ist aber darüber hinaus auch eine wertvolle Dokumentation der Entwicklung und Geschichte der Landschaft um das Seebachtal nordwestlich von Frauenfeld, in dem

die drei »Nussbaumer Seen« liegen. Als solche hat sie über den konkret behandelten lokalen Bereich hinaus exemplarische Bedeutung für Glaziallandschaften nicht nur zwischen Thur und Rhein.

Sehr interessante Einblicke in den Aufbau der Landschaft vermittelt der Beitrag »Neues zur Geologie zwischen Thur und Rhein« von *Erich R. Müller*, der dafür die Ergebnisse von geophysikalischen Untersuchungen und Tiefbohrungen auswerten konnte. Man erhält einen plastischen Eindruck vom bewegten Relief der größtenteils im Untergrund verborgenen Molasselandschaft mit ihren alten Rinnensystemen und deren Verfüllungen und Überdeckungen durch glazifluviale Schotter, Moränen und Seesedimente. Aus diesen Befunden wird abschließend der mutmaßliche Verlauf der Landschaftsentwicklung in 13 Epochen von der Rinnenbildung (jüngstes Tertiär bis frühes, allerspätstens mittleres Pleistozän) bis zur Bildung der heutigen Seen am Ende des Würmglazials abgeleitet.

Mit der weiteren Entwicklung befassen sich die folgenden Beiträge. *Manfred Rösch* schildert sehr anschaulich die »Geschichte des Nussbaumer Sees aus botanisch-ökologischer Sicht« vom waldlosen Spätglazial vor 12 000 v. Chr. bis heute. Er stützt sich dabei auf zwei Bohrprofile in Seesedimenten, deren Pollen- und Sporendiagramme für die Spezialisten im Detail beigefügt sind. Wer damit weniger vertraut ist, wird dennoch aus dem leicht verständlichen Begleittext erfahren, wie sich die Vegetation des Sees und seiner Umgebung in den verschiedenen Epochen zusammensetzte und welche Rückschlüsse daraus nicht nur auf Klima und Wasserstand, sondern auch auf die Besiedlung durch den Menschen gezogen werden können. Dies schlägt die Brücke zum Beitrag »Die frühen Jäger und Siedler im Seebachtal« von *Albin Hasenfratz*, der nachweist, daß hier zwar die frühesten eindeutigen Spuren menschlicher Präsenz erst in der Mittelsteinzeit einsetzen, sich dann aber wie nur an ganz wenigen Orten beinahe lückenlos über 10 000 Jahre verfolgen lassen. Er bezeichnet deshalb diese kleinräumige Seenlandschaft als einen urgeschichtlichen Siedlungsraum ersten Ranges. »Umso bedauerlicher ist die Tatsache, dass als Folge der gravierenden Eingriffe, welche diese Landschaft im Verlauf der letzten 150 Jahre über sich ergehen lassen musste, einzigartiges archäologisches Quellenmaterial von kaum abschätzbarem Ausmaß unwiederbringlich verloren gegangen ist.«

Dieses Problem betrifft *Margit Früh* nicht, die ihren Rückblick »Die Kartäuser und der Nussbaumer See« auf schriftliche Dokumente stützt, wo der See 1314 erstmals erscheint, und zwar in einer Urkunde anlässlich seines Übergangs an das Augustiner-Chorherrenstift Ittingen. Für das Kloster war er – erst recht nach dessen Umwandlung in eine Kartause – durch die folgenden Jahrhunderte vor allem als Fischlieferant wichtig. Damit verbunden waren zahlreiche Rechte, Pflichten und Abgaben. Aber auch von anderen Nutzungen ist die Rede, u. a. vom Hanfroosen, dem Einlegen von Hanf in das Wasser zum Ablösen der Fasern, und der dadurch bewirkten Beeinträchtigung der Wasserqualität, was den Fischbestand und damit eine wichtige Nahrungsgrundlage der Kartäuser gefährdete und deshalb immer wieder Streitigkeiten mit den Anliegern auslöste. Eine völlig neue Bedeutung für die Kartause erlangte das Gebiet um die Seen, als um die Mitte des 18. Jahrhunderts der Torfabbau begann.

»Das Meliorationswerk an den Nussbaumer Seen« behandelt der vom Herausgeber ergänzte Beitrag des 1990 verstorbenen Kantonsforstmeisters *Clemens Hagen*. Dabei geht es neben der Torfgewinnung vor allem um die landwirtschaftliche Nutzung der vermoorten Flächen. Es dürfte für manchen Leser überraschend sein, daß man sich während des Zweiten Weltkriegs auch in der neutralen Schweiz veranlaßt sah, zur Sicherstellung der Nahrungsversorgung für die Menschen das Riedgebiet durch Entwässerung ackerfähig zu machen und dafür den Seespiegel trotz Protesten des Naturschutzes um 1,5 m abzusenken.

Nach diesen rückschauenden Beiträgen befassen sich die folgenden vorrangig mit dem gegenwärtigen Zustand. *Walter Schnegg* berichtet konzentriert »Zur Limnologie der Nussbaumer Seen«. Seine durch zahlreiche Tabellen und Diagramme illustrierten Ausführungen informieren anschaulich über die Gehalte an Phosphor, Stickstoff und Sauerstoff sowie weitere Kriterien in den Zuflüssen und in den Seen. Erfreulich ist die Reduktion des für die Eutrophierung wichtigsten Faktors Phosphor durch Fernhalten der Abwässer, doch besteht immer noch eine starke Gefährdung durch intensive landwirtschaftliche Nutzung in unmittelbarer Nachbarschaft. Notwendige Schutzmaßnahmen werden vorgeschlagen. Speziell zur Eutrophierung des Hüttwiler Sees und seiner möglichen Sanierung gibt *Evi Binderheim-Bankay* eine knappe Zusammenfassung der Ergebnisse ihrer Diplomarbeit.

Ebenfalls auf einer Diplomarbeit bauen *Markus Nöthinger* und *Prisca Eser* auf, deren »Vege-

tationskundliche Untersuchungen an den Nussbaumer Seen« den mit 44 Seiten umfangreichsten Beitrag des ganzen Bandes darstellen. Aus einem Vergleich der eigenen Vegetationsaufnahmen mit denen früherer Autoren ergibt sich ein erschreckender Artenrückgang seit Anfang des Jahrhunderts. Trotzdem finden sich auch heute noch eine Reihe selten gewordener Pflanzengesellschaften. Diese werden im Text beschrieben und auf einer gefalteten beigegebenen Karte dargestellt. Hier stößt man allerdings auf einige Widersprüche und Unzulänglichkeiten. So wird z. B. als herrschende Baumart im Birkenbruch (*Pino-Betuletum pubescentis*) nicht die namengebende Moorbirke (*Betula pubescens*), sondern die Hängebirke (*Betula pendula*) genannt. Letztere findet sich auch in der Gesamtartenliste, während die Moorbirke dort fehlt, obwohl sie zwei Seiten vorher ausdrücklich als »im Rahmen der Kartierung gefunden« aufgelistet ist. Sehr nachteilig ist das Fehlen jeglicher Legende auf der Karte. Hier wäre wenigstens ein Hinweis nötig, daß die Legende im Textteil zu finden ist. So bleibt es eher dem Zufall überlassen, wenn der Leser zwischen Artenliste und Literaturverzeichnis doch noch fündig wird, um bei genauerem Hinsehen erstaunt festzustellen, daß der gleiche Buchstabe in ganz verschiedenen Bedeutungen verwendet wird (z. B. K = »nach Kahlschlag«, aber auch »Getreide«). In ihrer farblichen Differenzierung ist die Karte völlig unbefriedigend. So erscheint die Zone der Ufer- und Wasserpflanzen im gleichen Gelbton wie der »trockene« Traubenkirschen-Eschenwald und die intensiven Wiesen und Weiden, der Föhren-Birken-Bruchwald im gleichen Violett wie die Getreideäcker!

Ergänzend zu den in der vorstehenden Arbeit behandelten höheren Pflanzen gibt *Helen Hilfer* in zwei kurzen, prägnanten Beiträgen spezielle Überblicke über die Flechten- und die Moosflora an den Nussbaumer Seen.

Die folgenden zwölf meist kürzeren Beiträge stellen Bestandsaufnahmen zur Fauna des Gebiets dar. Sie stammen von *Kurt Hosteiler* (Libellen), *Donald Kaden* (Heuschrecken, Spinnen, Reptilien), *Hermann Blöchlinger* (Laufkäfer, Großschmetterlinge), *Trudi Meier* (Mollusken), *Augustin Krämer* (Fische, Säugetiere ohne Kleinsäuger), *Peter Beerli* (Amphibien), *Eugen Akeret* und *Alfred Schmid* (Vögel) sowie *Wolf-Dieter Burkhard* (Fledermäuse). Soweit Vergleichsmöglichkeiten mit früheren Bestandsaufnahmen bestehen, ist auch hier der Artenschwund nicht zu übersehen, doch wird andererseits auch die Bedeutung für den Artenschutz klar, die das Gebiet heute immer noch hat.

Wie diese Bedeutung nicht nur erhalten, sondern künftig auch wieder gesteigert werden kann, ist Gegenstand der letzten drei Beiträge. *Alexander Gabriel* zeigt fundiert und detailliert »Möglichkeiten für Renaturierungen im Gebiet der Nussbaumer Seen« auf. *Reto Rimathé* informiert unter dem Titel »Projekt Seebachtal – Ansätze zu einer umfassenden Sanierung« über ein von planerischer Seite erarbeitetes Sanierungskonzept, aber auch über die Schwierigkeiten bei dessen Vermittlung an die betroffene Bevölkerung. Konkrete Hilfe zu leisten, ist das Ziel der 1994 gegründeten »Stiftung Seebachtal«, die *Humbert Entress* abschließend kurz vorstellt, verbunden mit der Aufforderung zum Beitritt, was angesichts der Situation nur befürwortet werden kann.

Das Buch selbst kann allen, die sich mit dieser reizvollen Landschaft näher befassen wollen, bestens empfohlen werden. Darüber hinaus wäre es erfreulich, wenn es zu ähnlichen »Naturmonographien« weiterer Landschaften anregen würde.

*Friedrich Weller*

#### *Weitere bei der Schriftleitung eingegangene Titel*

WERNER FECHTER, *Deutsche Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts aus der Bibliothek des ehemaligen Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen*. (Arbeiten zur Landeskunde Hohenzollerns 15). 213 Seiten. Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen 1997. DM 32,-, sfr 20,50, ÖS 234,-

ALOIS SENTI, *Die Geschichte einer Erzähllandschaft. Von den Erzählerinnen und Erzählern, Sammlern und Schreibern der Sagen aus dem Sarganserland*. 137. Neujahrsblatt 1997. Herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, S. 5–50. sfr 29,-

GEORG DEHIO, *Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler: Baden-Württemberg II. Die Regierungsbezirke Freiburg und Tübingen*. Bearbeitet von Dagmar Zimdars u. anderen. 906 Seiten u. ein Kartenanhang. Deutscher Kunstverlag, München 1997. DM 78,-.

ERIKA DILLMANN, *Karl Winterhalter. Eine Biografie*. Ungezählte Seiten mit zahlreichen Abb. Verlag Senn, Tettngang 1997. DM 38,-

ERNST ZIEGLER (Bearb.) unter Mitwirkung von URSULA HASLER, *Stadtarchiv (Vadiana) St. Gallen. Ämterarchiv (Bücher)*. 158 Seiten. St. Gallen 1997. sfr 12,-

SÖNKE LORENZ, DIETER MERTENS, VOLKER PRESS (Hrsg.), *Das Haus Württemberg. Ein biographisches Lexikon*. 508 Seiten mit 240 Abb. W. Kohlhammer Verlag, Stuttgart Berlin, Köln 1997. DM 89,-.

# Verein für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung

## Ehrenmitglieder

Hofrat Dr. Arnulf Benzer, Bregenz  
Msgr. Prof Dr. Dr. h. c. Dr. h. c. Johannes Duft, St. Gallen

## Vorstand

Präsident: Markus Huber, Dipl. nat., Konservator der naturkundl. Abteilung des Museums zu Allerheiligen, CH-8200 Schaffhausen

Vizepräsidentin: Reinhild Kappes, Stadtarchivarin, August-Ruf-Straße 7, D-78224 Singen

Schriftführer: Lic. phil. Arthur Brunhart, Chefredakteur des Hist. Lexikons für das Fürstentum Liechtenstein, Messinastr. 5, FL-9495 Triesen

Schatzmeister: Eduard Hindelang, Museumsleiter, Lindauer Straße 28, D-88085 Langenargen

Schriftleiter  
des Jahresheftes: Dr. Peter Eitel, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv, Kuppelnaustraße 7, D-88212 Ravensburg  
Ursula Reck, Studiendirektorin a. D., Allgäuer Straße 14, D-88045 Friedrichshafen

Beisitzer: Lic. Guntram Brummer, Kulturreferent, Kulturamt, D-88662 Überlingen  
Jens Krose, Geschäftsführer der Johannes Kaufmann GmbH, Malerecke 14, D-88085 Langenargen  
Prof. Dr. Helmut Maurer, Stadtarchivdirektor, Stadtarchiv, Benediktinerplatz 5, D-78467 Konstanz  
Univ.-Doz. Dr. Alois Niederstätter, Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz  
Mag. Dr. Wolfgang Scheffknecht, AHS-Lehrer, Jahnstraße 3, A-6890 Lustenau  
Dr. August Schläfli, Talstraße 16, CH-8500 Frauenfeld  
Dr. Stefan Sonderegger, Bearbeiter des St. Galler Urkundenbuchs, Stadthaus, Gallusstraße 14, CH-9000 St. Gallen  
Dr. Hans-Ulrich Wepfer, Seminarlehrer, Seeweg 3, CH-8280 Kreuzlingen  
Dr. Georg Wieland, Stadtarchivar, Katharinenstr. 55, D-88045 Friedrichshafen  
Dr. Ernst Ziegler, Stadtarchivar, Stadtarchiv (Vadiana), Notkerstraße 22, CH-9000 St. Gallen

## **Redaktionsausschuß**

Lic. Guntram Brummer, Überlingen  
Dr. Alois Niederstätter, Bregenz  
Dr. Ernst Ziegler, St. Gallen

## **Geschäftsstellen des Vereins und Mitgliedsbeitrag**

- Für Deutschland: Stadtarchiv, Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen  
Postscheckkonto Stuttgart Nr. 10766-709 (BLZ 600 100 70) und  
Kreissparkasse Friedrichshafen, Konto Nr. 112 943 (BLZ 651 500 40)  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: DM 30,-  
für Kollektivmitglieder: DM 40,-  
für Schüler und Studenten: DM 15,-
- Für die Schweiz und das Fürstentum Liechtenstein: Verein für Geschichte des Bodensees, Stadtarchiv (Vadiana)  
Notkerstr 22, CH-9000 St. Gallen  
Ersparnisanstalt St. Gallen, Konto Nr. 30-38219-3  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: SFr. 30,-  
für Kollektivmitglieder: SFr. 40,-  
für Schüler und Studenten: SFr. 15,-
- Für Österreich: Vorarlberger Landesarchiv, Kirchstraße 28, A-6900 Bregenz  
Hypothekenbank Bregenz, Konto Nr. 11 887 112 (BLZ 580 00)  
Jahresbeitrag für Einzelmitglieder: öS 210,-  
für Kollektivmitglieder: öS 280,-  
für Schüler und Studenten: öS 90,-

## **Manuskripte**

deren Veröffentlichung gewünscht wird, sind zu richten an einen der beiden Schriftleiter. Die Einreichung muß in sauberer Maschinschrift (wenn möglich mit Diskette) erfolgen. Die Richtlinien für die Textgestaltung können bei einem der beiden Schriftleiter angefordert werden. Wird der Beitrag angenommen und im Jahreshaft publiziert, hat der Autor Anspruch auf 30 Sonderdrucke. Durch den Autor verursachte Druckkorrekturen gehen zu dessen Lasten. Für den Inhalt seines Beitrags ist der Verfasser verantwortlich.

## **Frühere Jahrgänge**

der Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung (alle Jahrgänge früher als Heft 69/1950) werden dringend für öffentliche Bibliotheken benötigt. Der Verein bittet darum, ihm solche zu überlassen. Die Anschrift des Schriftenlagers (betreut von Frau Ursula Reck) lautet: Verein für Geschichte des Bodensees u. s. U. – Schriftenlager – Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen

## Sendungen

an die Vereinsbibliothek sind ausschließlich zu richten an die Bibliothek des Bodenseegeschichtsvereins (Bodensee-Bibliothek), Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen. Diejenigen unserer Mitglieder, die Arbeiten über das Bodenseegebiet in anderen Zeitschriften veröffentlichen, bitten wir, der Vereinsbibliothek jeweils einen Sonderdruck zur Verfügung zu stellen.

### **Bodensee-Bibliothek**

Katharinenstraße 55, D-88045 Friedrichshafen, Tel. 0 75 41/2 09/1 50 oder 1 53

e-mail Adresse: fh1@w-4.de

Homepage Bodenseebibliothek:

<http://www.friedrichshafen.de/stadt/bildung/bodenseebibliothek>

Die Bodenseebibliothek der Stadt Friedrichshafen führt mit dem Grundbestand der Bibliothek des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung deren ursprüngliche Bestimmung fort. Sie sammelt und ergänzt alle historisch bedeutsam erscheinenden Quellen und Veröffentlichungen zur Geschichte und Naturkunde des Bodenseeraumes. Hierzu gehören die in den Jahresschriften des Vereins besprochenen Bücher, sowie generell die jährlich in der Bodensee-Bibliographie verzeichneten Neuerscheinungen, Aufsätze und Beiträge. – Für die Mitglieder des Vereins ist mit Ausnahme weniger, sekretierter Bücher die Entleiherung auf dem Postwege möglich. Erforderlich ist mit der genauen Titelangabe die einmalige Ablichtung des Mitgliedsausweises und die schonende Behandlung und Rücksendung nach vier-, maximal achtwöchiger Leihdauer. Persönlich verantwortlich für das Leihgut bleibt das genannte Vereinsmitglied. Die Bibliotheksverwaltung erwartet die Einhaltung der jeweils mitübersandten Leihordnung.

Die »Bodensee-Bibliothek« in Friedrichshafen will mit diesem Angebot den Auftrag des Bodenseegeschichtsvereins unterstreichen: Landesgeschichtliche Studien zu fördern und die Vereinsmitglieder über die Lektüre an den Ergebnissen teilhaben zu lassen.

Die Betreuung und Ergänzung der Bodensee-Bibliothek erfolgt durch das Stadtarchiv Friedrichshafen.